Geschichte
unsers
Teutschen Vaterlandes
von
seinem Entstehen an bis auf unsere Zeiten.

Ein Lesebuch
zunächst
für den Bürger und Landmann
dann
auch für Schulen brauchbar.

---

von
Ernst Bornschein.

Zweyter Theil.

Subscriptionspreiß 8 Gr. Ladenpreiß 14 Ggr.

Lobenstein 1803
in der Illgenschen Hofbuchhandlung.

Lieben Bürger und Landleute!

Ich kann es nicht leugnen, daß ich bey der Herausgabe dieses zweyten Theiles der teutschen Geschichte mit einiger Schüchternheit vor Euch trete, weil ich leider! mein gegebenes Wort, das Buch in zwey Bänden abzufassen, brechen und zu Michael noch einen dritten Theil liefern muß. Werdet Ihr wohl deshalb mit mir zürnen? Gott ist mein Zeuge, daß nicht Gewinnsucht oder irgend eine andere tadelnswürdige Ursache dieser Handlung zum Grunde liegt; Der unter der Feder wachsende Stoff allein zwingt mich dazu. Aber urtheilt selbst — würdet Ihr mit mir zufrieden seyn, wenn ich Euch die Geschichte Eures Vaterlandes, die (wie ich gehört habe) von Manchem unter Euch mit so viel Vergnügen gelesen worden ist, seicht, oberflächlich, und mager geliefert hätte? Ich wollte bey meiner Erzählung so gern Alles Merkwürdige auffassen, weil ich weis, daß Ihr in diesem Stücke manchen vornehmen und gelehrtseyn wollenden Mann beschämt, der über das;

was er lieset, mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ohne sich um die oft so wichtigen Kleinigkeiten zu bekümmern. Wär' ich dieser Meynung nicht gewesen: hätt' ich die Geschichte nur trocken und unvollständig beschrieben, so würden Euch ja auch die Acht Groschen, die Ihr für den ersten Theil hingebet, gereuen müssen, da ich im Gegentheil jetzt hinlänglich überzeugt bin, daß ihr mit Vergnügen auch für den dritten Theil abermahls achtGroschenzahlen werdet. Kenntnisse kann man nie theuer genug erkaufen, denn sie bilden die Seele und das Herz! Wer ein guter Mensch werden will, muß die Geschichte studieren. Hier findet er gute und böse Beyspiele. Die erstern sucht er für sich selbst anwendbahr zu machen, die letztern halten ihm einen Prüfungsspiegel dar, in dem er vielleicht seine eigenen Fehler entdeckt. Geht doch so mancher von Euch des Sonntags auf öffentliche Oerter und ins Bierhaus und giebt hier manchmahl mehr aus, als er anfänglich willens war, (eine Gewohnheit, die ich keinesweges tadle, denn auch der Körper verlangt Erhohlung, und der Mensch ist nicht blos zur Arbeit sondern auch zur Freude geschaffen) solltet Ihr nicht auch gern eine unberechnete Ausgabe für die Bil-

dung Eures bessern Selbsts geduldig tragen? O! ich würde Euch beleidigen, wenn ich nur ahnen wollte, ein dritter Theil meines Buches könnte Euch unangenehm seyn, zumahl da diese Geschichte, wie dies schon aus dem zweyten Theil erhellet, von Zeit zu Zeit interessanter und merkwürdiger wird.

Viele von den Herren Geistlichen und Schulmeistern auf dem Lande haben mich mit Ihren Briefen beehrt, und hier und da Abänderungen in Rücksicht mancher Kleinigkeiten besonders des Vortrags verlangt. Diesen sag' ich hiermit meinen besten Dank! Daß ich Ihre Winke nutzte, werden Sie hoffentlich bey einer genauen Durchsicht meines Buches finden. Es soll mich freuen, wenn Sie auch ferner fortfahren, mich zu belehren, denn Gott, der mein Herz kennt, weis am besten, wie ich jede Gelegenheit mit Freuden ergreife, um meinen lieben Lesern nützlich zu werden. Ich hoff' Ihnen davon bald nähere Beweise zu liefern. Sollten unter den letztern einer oder mehrere seyn, die mich bey Lesung dieser Geschichte um Rath fragen möchten, so hoff' ich auch von ihnen mit einem ähnlichen Zutrauen

belohnt zu werden, und sie können versichert seyn, daß ich dann mit erster Post ihren Brief beantworten werde.

Am Ende bemerk' ich noch einen sehr groben Druckfehler im 2ten Theile. S. 132 heißt es: Jeder suchte den andern zu entthronen, zu buhlen, mithin jeder um die Gunst ꝛc. Diese Worte müssen so abgeändert werden: Jeder suchte den andern zu entthronen, mithin buhlte jeder um die Gunst ꝛc. Die gesammten Druckfehler des ersten und zweiten Bandes hoff' ich im dritten Theil nachzuhohlen. Jetzt hab' ich weiter nichts zu sagen, als daß ich mich der Gunst und dem Wohlwollen meiner lieben Landsleute aufs beste empfehle, mit dem herzlichen Wunsche, daß auch dieser Band Allen Nutzen und Vergnügen in hohen Maaße gewähren möge!!

Gera
am Feste Johannis.
1803.

Ernst Bornschein.

Nahmen
der Herren Subskribenten und Beförderer dieses Werks,
welche noch eingegangen sind:

Herr Buchhändler Petersen in Altenburg	Ex. 6
Frau D. Dothin in Gera	1
Herr Buchdrucker Spindler in Culmbach in Franken	10
= Brauer in Vollmersheim	1
= Brummer in Köttnitz	1
= Porzig in Schlebitz	1
= Schullehrer Günther in Kraschwitz	1
= Kratsch in der Hölle bei Altenburg	1
= J. D. Schmidt in Rochlitz	8
= Obrist Senf von Pilsach in Grimma	1
= Gerichtsdirecktor Pinther in Waldenburg	1
= Buchbinder Silbermann in Eisenberg	2
= Postverwalter Vater in Crimmitzschau	6
= Weisfloh in Gera	6
Das wohllöbliche Post = Amt in Rudolstadt	6
Herr Schullehrer Leupold in Neukirchen	7
= P. Agricola in Göllnitz	34
als:	
Herr Cand. Winscher	
= Bezold 2 Ex.	
= Uhlemann	
= Kea	
= Heppner	
= Bliar	
= Hahn	
= Holzmann	
= Steinbach	
= Tanner	
= Hofmann	
= Köhler, sämmtlich in Altenburg.	
= P. Hyge in Schmergau.	
= P. Beyer in Oberarnsdorf.	
= Thieme aus Paritz.	
= Schullehrer Böttcher in Rentendorf	1

Das wohllöbliche Post-Amt zu Cottbus		Ex. 6
Herr Zeischel in Grauschwitz	. .	1
Das wohllöbliche Ober-Post-Amt in Nürnberg		2
Herr Kaufmann Sachse in Altenburg	. .	1
= P. Burger in Harterode	. .	1
= Kaufmann Bretschneider in Freyreuth	.	1
= Cand. Schumann in Kaymberg	.	1
= Sup. Löber in Kahle	. . .	1
= Schullehrer Franke in Gleina	. .	3
= Cant. u. Musikdirector Henne in Neustadt a. d. O.		1
= Stadtkirchner Kämpfer in Kahle	.	1
= Cant. Lindner in Gößnitz	. .	1
= P. Irmisch in Grospörthen	. .	1

NB. Man kann bis Michaelis d. J. noch mit 1 Thlr. sächs. auf das gesammte Werk (3 Bände) auf allen Postämtern, Zeitungsexpeditionen und Buchhandlungen subscribiren und pränumeriren.

Illgensche Hofbuchhandlung.

Es würde vergebliche Mühe seyn, wenn wir unsern Lesern beschreiben wollten, wie groß das Vertrauen und die Liebe war, welche die Bauern zu Liebsdorf für ihren Herrn Pastor gefaßt hatten. Seine einnehmende Freundlichkeit, die er in jedes Wort zu legen wußte, sein väterlicher Rath in allen Lagen und Verhältnissen ihres Lebens und endlich, die weisen Lehren, welche sie sonntäglich aus seinem Munde empfiengen — alles das feuerte sie an, dem alten Manne, (der mit eisgrauen Haare dem Ziele entgegengieng, das ihm zur Belohnung für seine Thaten jenseits winkte,) durch ihre Folgsamkeit und gutes Betragen alle nur ersinnliche Freuden zu schaffen. Dies schien ihnen jedoch noch nicht hinlänglich; sie gedachten ihn noch überdieß, an einem Tage, wo er sich besonders freuen könnte, mit einem ländlichen Feste zu überraschen, das der Herr Cantor Säuberlich durch mancherley wohl ausgedachte Feyerlichkeiten besonders zu begehen hofte. Dieses Fest war des Herrn Pastors Geburtstag.

Am frühen Morgen nun, da der Herr Pastor eben aufgestanden, sein Frühgebet verrichtet, und Gott gedankt hatte, daß er ihn einen neuen Zeitraum seines thätigen Lebens hatte antreten lassen, hört' er auf einmahl eine sanfte Musik, die sich in der Hausflur erhob. Sein biederes Weib, die Frau Pastorin, lä-

chelte und Thränen der Freude füllten ihr Auge. Sie sank aus Fülle der Liebe an seinen Hals und wünschte ihm zu dem neu angetretenen Jahre Glück, indessen die versammelten Bürger und Bauern, welche die teutsche Geschichte mit angehört hatten, in ein, von dem Herrn Cantor Säuberlich verfertigtes Lied einfielen, das Hoboen, Hörner und Fagote begleiteten. Es war ein Lob und Danklied an Gott, den mächtigen Schöpfer der Welt und den gütigen Erhalter des theuern Lebens ihres braven Pastors. Nach Beendigung des Liedes öfnete sich die Stubenthür und schön geschmückt trat der Herr Kantor mit einem seidenen Kissen ins Gemach, auf welchem ein Glückwunsch lag. Dann traten zwey Mädchen auf den Herrn Pastor zu, und umschlangen ihn mit einer Kette von Lorbeerblättern und Blumen, die sie für ihren kleinen gesparten Schatz in dem Gewächshause gekauft hatten. Der alte Marx brachte ihm ein schönes Buch, von dem der Herr Pastor schon oftmals geäußert hatte, daß er sich's anschaffen würde. Der alte Marx wußte dies, und eilte seinen Wünschen zuvorzukommen. Die andern legten ähnliche Geschenke, als Beweise ihres frohen und dankbaren Herzens, auf den Tisch und küßten ihrem lieben Vater die Hand, der mitten im Zimmer stand und vor Gefühlen der reinsten Wonne weinte. Die andern folgten seinem Beispiele, und kein Auge blieb trocken. Endlich ermannte sich der Greis zuerst und sagte, zwar noch immer mit schwankenden, doch sehr gefühlvollen Tone:

„Kinder! geb' euch Gott einen frohen Tag für die Liebe, die ihr mir mit so warmen Herzen dar-

bringt. Vergebt der Zunge, daß sie es euch nur mit kargen Worten lohnt, könntet ihr einen Blick in mein Herz senken, so würdet ihr sehen, wie viel ich dabey empfinde. Ihr liebt mich — O! wer wollte daran zweifeln?! Eure heutigen Geschenke, ganz meines Beifalls werth, sind die frohen Verkündiger eurer Empfindungen. Ich lieb' euch; das sag ich mit wonnevoller Brust, denn ich trage euch ja alle an meinem Busen, euch, die ich mit Freuden meine Kinder nenne! Gott lohn' euch eure Liebe! eure Thränen und eure Bemühungen."

Da sagte die ganze Versammlung, Amen! Amen! und der Herr Pastor faltete die Hände und verrichtete ein kleines Gebet, segnete seine Gemeinde ein und führte sie dann in den grossen Saal des Pfarrhauses, den die Frau Pastorin geheizt hatte. Hier war auch schon ein frugales Morgenmahl bereitet. Zu Mittag blieb die Versammlung nicht minder in der Pfarre, wo sie in Gesellschaft des Greises das genoß, was ihr Gott beschert hatte.

Als es dunkel zu werden begann, nahm der alte Marx das Wort und sagte:

Sie haben uns heut so köstlich bewirthet, lieber Herr Pastor! daß wir nicht Worte genug finden, Ihnen darüber unsern Dank zu zinsen. Dieser Tag soll von uns roth im Kalender unterstrichen werden, und jedem unvergeßlich seyn. Krönen Sie nun noch (es sprechen durch mich alle meine Kammeraden) den schönen Tag mit der Erfüllung einer Bitte, auf die wir so sehnlich hoffen; denken Sie es sey heute Sonntag

und erzählen Sie uns etwas aus der teutschen Geschichte.

Als Marx geendet hatte, war nur eine Stimme im Saale. Alle baten um die Erfüllung dieses Wunsches. Der Herr Pastor lächelte und meinte, sie wüßten wohl, daß er ihnen nichts abschlagen könnte.

Mit einem freudigen: „Ach! das ist schön! das ist herrlich!" setzte man sich und der Herr Pastor begann seine Erzählung.

Siebender Abend.

Ihr werdet euch erinnern, daß Heinrich II. im Jahr 1024. und mit ihm das königliche Geschlecht der Sachsen starb. Die Teutschen bedauerten seinen Verlust, da er, trotz seinen vielen Schwächen, doch auch manche Regententugenden gehabt hatte. Es war voraus zu sehen, daß nun mancherley Veränderung im teutschen Reiche erfolgen und manche Fehde wegen der neuen Wahl entspringen mußte. Ob? und wie? dies geschah, hoff ich euch in dem fünften Zeitraum zu sagen, welcher uns belehrt, wie es in

Teutschland unter fränkischen Königen und Kaysern von 1024 — 1125

aussah.

Als Heinrich II. in die Gruft seiner Väter beigesetzt war, standen mehrere Große auf, die nach den Besitz der teutschen Krone strebten. Es befand sich darunter vorzüglich Bernhard von Sachsen, Adelbert von Kärnthen, Ernst von Schwaben, Othalrich von Böhmen, Hezilo von Bayern, Frie-

derich von Oberlothringen, und zwey ädle Franken, die Gebrüder Conrad. Unter allen diesen gewannen die letztern das meiste Ansehen, weil die Franken schon lange mit dem Plane schwanger gegangen waren, wiederum einem aus ihrem Volcke die Krone zu verschaffen. Als sich nun alle geistlichen und weltlichen Fürsten mit ihrem Gefolge, welches bewafnet war, in einem Lager zwischen Mainz und Worms eingefunden hatten, um sich über die Wahl des neuen Königs zu berathen, so gab der Mainzer Erzbischof seine Stimme dem ältern Conrad, und die übrigen Stimmen pflichteten ihm bey. Die Sachsen konnten dagegen um so weniger etwas einwenden, da Conrad II. oder der Saliker genannt (weil er viel salisches Land besaß) aus dem Sachsen = Geschlecht durch seine Grosmutter, eine Tochter Otto I., herstammte.

Conrad war ein feuriger tapferer Mann, der sich nicht nur in seinem Gebiete, sondern auch in auswärtigen Ländern ein hohes Ansehen zu verschaffen wußte. Er durchreißte den größten Theil seines Reichs und sorgte überall für genaue Verwaltung der Gerechtigkeit, die sich während der Regierung seiner Vorgänger manchen Schritt gegen die Gesetze erlaubt hatte. Besonders vermehrte er sein Ansehen durch einen grossen Zuwachs an Land, das er dem teutschen Reiche verschafte. Dies gieng so zu. Der letzte sächsische Kayser, Heinrich II. hatte eine Schwester des Burgundischen Königs Rudolf des III. Gisela mit Nahmen, zur Mutter gehabt. Da nun der letztere den Mannsstamm seines Hauses beendigte, so schloß er mit Heinrich II. einen Erbvertrag. Dies suchte Con-

rad, der auch eine Gisela, welche mit jener verwandt war, zur Gemahlin hatte, nicht unbenutzt zu lassen. Aber Rudolf schlug die Erneuerung des Erbvertrags aus. Conrad zog nun gegen ihn zu Felde, belagerte Basel, und gewann dadurch die Erneuerung im Jahr 1027. Als Rudolf fünf Jahr hernach (1032) starb, kam das ganze burgundische Reich, nämlich der westliche Theil von Helvetien, die Grafschaft Burgund (heutige Franche Comte) das Gebiet von Lyon, Dauphine, Provence und Savoyen mit Teutschland in Verbindung. Damit waren mehrere teutsche Fürsten höchst unzufrieden, besonders glaubte Odo, Graf von Champagne, ein Schwestersohn des letzten Königes, nähere Ansprüche auf Burgund zu haben, und nahm einen ziemlichen Theil des Landes in Besitz. Conrad zwang ihn jedoch in zwey verschiedenen Feldzügen zur Abtretung desselben. Bald darauf wagte er, noch nicht gedemüthigt genug, einen neuen Angriff, fiel in Lothringen ein, und eroberte Vienne, welches ihn so übermüthig machte, daß er sogar auf Aachen loszugehen kühn genug war. Aber Gozilo Herzog von Lothringen vereitelte diesen Plan und lieferte ihm (im Dezember d. J. 1037) eine Schlacht, worinnen er sein Leben einbüßte. Conrad erhielt von nun an den ruhigen Besitz von Burgund und gab neue vortrefliche Gesetze, die dem Lande die alte Ruh und den Frieden wieder schenkten. Nicht lange darauf beneidete ihn sein Stiefsohn Ernst der II. Herzog von Schwaben, Giselas Sohn aus der ersten Ehe, um die Crone von Burgund. Um seinen Plan, den er mit vieler Vorliebe entwarf, bestimmt durchzusetzen, verband er sich mit

dem Herzog Friedrich von Lothringen, und dem Herzog Conrad von Franken, Conrads II. Bruder, und forderte zugleich alle Mißvergnügte des Reichs zu einem Unternehmen auf, das dem teutschen König das eroberte Reich entreißen sollte. Unter diesen Mißvergnügten traten besonders Graf Wernherr von Kyburg und Graf Welf auf seine Seite; die mehresten aber, welche Ernst zu diesem Unternehmen aufforderte, schlossen sich mit der Entschuldigung aus, daß sie zwar für ihn Leib, Blut und Leben lassen, aber nie gegen den König ihren Lehnsherrn fechten würden.

Der Feldzug sollte eben eröfnet werden, als Friedrich von Lothringen starb, durch den Ernst das Haupt seiner Empörung verlohr. Conrad griff ihn an, und warf den Ueberwundenen in das veste Schloß Giebichenstein an der Saale. Hier saß er eine geraume Zeit in fänglicher Haft. Als er wieder auf freyen Fuß gestellt war, bot ihm Conrad sein Herzogthum, aber nur unter der Bedingung an, daß er alle Einverständnisse mit dem Grafen Kyburg abbrechen müsse. Ernst sagte Nein — und nun fiel es an seinen Bruder Herrmann, bevor er selbst von dem König in den Bann gethan worden war. Unstät und flüchtig streifte er von dieser Zeit an mit seinem Spießgesellen Kyburg in Schwaben und den vogesischen Gebirgen (zwischen Lothringen und der Franche Comte) herum, lebte von Räubereyen in dem alten Schlosse Falkenstein, und starb endlich in einem Gefechte.

Während dieser innern Unruhen eigneten sich der pohlnische Herzog Boleslaus und sein Sohn Miseko ohne Erlaubniß Conrads den königlichen Titel,

vermuthlich aus Stolz und in der Absicht zu, um sich allmählig von der drückenden Last ihrer Lehnspflicht zu befreyen. Miseko ging noch weiter. Er trieb seinen Bruder Otto, mit dem er nach des Vaters eigenen Willen das Reich theilen sollte, aus dem Lande und eroberte, mit Hülfe des böhmischen Herzogs Othalrich einige slavische Ländereyen, die dem König gehörten. Conrad ergriff die Waffen, und nun wandte sich das Blatt. Otto vertrieb seinen Bruder Miseko, der sich, von Land und Leuten entblößt, zum böhmischen Herzog Othalrich begab, um hier Schuz zu suchen. Othalrich aber, der wohl einsah, daß Conrad als ein tapfrer und strenger Fürst ihm leicht selbst Thron und Szepter rauben könnte, hielt es seiner Sicherheit für nützlicher, wenn er den entflohenen Miseko auslieferte. Dieser merkte Othalrichs Plan und unterwarf sich dem teutschen Könige freywillig.

Nie gab es wohl bey der teutschen Thronerledigung mehr Streitigkeiten, als in Italien. Als Heinrich II. starb, wünschten die Großen jenes Reichs einen französischen Fürsten zum Beherrscher. Damit aber waren die Bischöffe, die sich nur unter dem Schirm der Teutschen am sichersten glaubten, nicht zufrieden. Sobald daher Conrad König geworden war, baten sie ihn dringend um einen baldigen Besuch. Conrad folgte im Jahr 1026 dieser Einladung und erschien in Italien mit so viel Glanz und Majestät, daß die Italiener keinen Augenblick anstanden, ihn für ihren König zu erkennen. In eben diesem Jahre empfieng Conrad die lombardische und acht Monat darauf die kaiserliche Krone. Er hielt sich drey Jahr in Italien auf und

starb, als er einst krank nach Teutschland zurück kam, vor Pfingsten des Jahres 1039. Seinen Tod feyerten die Teutschen mit schmerzlichen Thränen, da sie wohl wußten, daß in ihm ein weiser Fürst, ein kluger Staatsmann und ein vortreflicher Mensch unterging. Ohne ein Kenner der Wissenschaften zu seyn, wußte er sein Land dennoch weise und gut zu regieren, er tilgte die darinnen herrschenden Mißbräuche und behauptete mit Strenge seine Würde gegen jeden, der sie anzutasten verwegen genug schien.

Siegismund. Hinterließ er Erben?

Pastor. Ja! einen Sohn Heinrich III. der seinem großen Vater an Regententugenden vollkommen gleich kam.

Hans. Vermuthlich war er noch jung —

Pastor. Ja! doch in desto größerer Reife stand seine Klugheit. Schon zu Lebzeiten seines Vaters besaß er das Herzogthum Bayern und Schwaben und das Königreich Burgund. Als er zur Regierung kam trat er das erstere an Heinrich von Luxemburg ab. Ueberhaupt verfuhr er mit den Herzogthümern sehr eigenmächtig und behandelte sie wie Statthalterschaften.

Marx. Schenkt' er etwa die übrigen auch weg?

Pastor. Ja! Im Jahr 1045 gab er das zweyte dem Pfalzgrafen Otto, Franken hingegen blieb, nach Conrads, im Jahr 1039 erfolgten Tode, unbesetzt. Niemand tadelte Heinrichs Eigenmächtigkeiten, jeder von den Großen gelobte ihm den unbedingtesten Gehorsam. Der einzige Herzog von Böhmen, Brecislaus, der nach seines Vaters Othalrichs Tode den Thron bestiegen hatte, verweigerte ihm die Lehns-

pflicht. Heinrich ergriff die Waffen und schickte den Markgraf Otto von Schweinfurth an der Spitze eines beyerschen Kriegsheers nach Böhmen; ihm folgten auf einem andern Wege die Sachsen nach. Otto wurde (1040) mit einem starken Verlust geschlagen und die Sachsen, welche gar nicht zum Angriff gekommen waren, zogen sich allmählig zurück. Glücklicher war der Markgraf Ekhard von Meißen, der im Jahr 1042 bis Prag vordrang und dem Herzog nicht nur den Eid der Treue sondern auch den rückständigen jährlichen Tribut abzwang.

In Lothringen (dem ewigen Zankapfel des teutschen Reichs) entstanden nach dem Tode des alten Herzogs Gozilo auch wieder Unruhen. Gozilo nämlich suchte seine Würde auf seine beyden Söhne überzutragen. Er fragte deshalb bey Heinrich III. um Erlaubniß an, die ihm dieser auch halb und halb verwilligte. Sein ältester Sohn empfieng Nieder-Lothringen und dem jüngern sprach er Oberlothringen zu. Mittlerweile hörte Heinrich, daß der jüngere ein träger und geistloser Mensch sey. Als nun Gozilo 1044 starb, so gab er dem elsaßischen Grafen Adelbert das Reich. Eigentlich kam es (schloß er anders den jüngern aus) an den ältern Bruder Gottfried; da er diesen aber als einen stolzen, ehrgeitzigen Menschen kannte, so gönnt' er ihm beyde Herzogthümer deshalb nicht, weil er sonst noch stolzer und übermüthiger geworden seyn würde. Um seines beraubten Bruders Rechte zu vertheidigen, oder besser, um für sich selbst noch manches zu gewinnen, fiel Gottfried in Oberlothringen ein, und griff Adelbert mit gewafneter Faust an. Heinrich kam ihm

zu Hülfe, nahm den stolzen Herzog gefangen und setzte ihn in das veste Schloß Giebichenstein. Als er wieder frey war, vereinigte er sich mit dem Graf Balduin von Flandern und dem Markgraf Dieterich von Blaterdingen, der aus dem Geschlechte der Grafen von Holland stammte. Mit vereinter Macht fielen sie in das Gebiet der Bischöffe. Diese sammelten schnell ein zahlreiches Heer, womit sie (1049) den Markgrafen überfielen und erschlugen. Da nun der Herzog Gottfried alles verlohren sahe, unterwarf er sich dem König. Gerhard, ein Neffe Adelberts bekam Oberlothringen, Friedrich von Luxemburg ward Herzog in Niederlothringen, indessen Gottfried nur den herzoglichen Titel nebst einigen alten Stammgütern behielt.

In Rom ging es wieder wild durch einander. Drey Päpste machten sich die Herrschaft streitig, Benedikt VIII. Sylvester III. und Gregor VI. Als Heinrich, um diesen Zwistigkeiten ein Ende zu machen, im Jahr 1046 nach Italien gieng, so kam ihm Gregor entgegen, um ihn für sich zu gewinnen. Doch bey Heinrichen fand kein Ansehen der Person, noch weniger Heucheley statt: Er kam nach Rom, setzte nicht nur Gregor den VI. sondern auch die beyden andern Päpste ab, und berief eine Kirchenversammlung, wo man einstimmig den Bischof von Bamberg, Suitgar zum Oberhaupt der Kirche wählte. Heinrich schlug ihn selbst vor, denn Suitgar war vorher sein Caplan und Canonicus (Ordensgeistlicher) in Halberstadt gewesen. Er nahm den Nahmen Clemens II. an und krönte Heinrich III. zum römischen Kayser. Bey dieser

Gelegenheit machten sich die weltlichen und geistlichen Oberhäupter Roms durch einen Eid verbindlich, hinführo ohne besondere Einwilligung des Kaysers, nie wieder einen Papst zu wählen.

Mit den Hungarn führte Heinrich Krieg ihres Königes wegen. Die Sache war diese: Schon in den ersten Jahren von Heinrichs Herrschaft hatte Ovo, ein hungarischer Graf, den König Peter von Hungarn gezwungen, das Reich zu verlassen und zu dem Markgraf Albrecht von Oesterreich zu fliehen. Ovo wollte deshalb den Markgrafen selbst angreifen, wurde aber ziemlich kurz abgefertiget. Nun schlug sich Heinrich ins Mittel, zwang die Hungarn zum Frieden und zur Annehmung eines andern Königs. Oro sammelte neue Kräfte, stieß auch diesen neugewählten König vom Thron, schloß aber endlich einen Frieden mit dem Kayser, worinnen er ihm alles Land jenseits der Leitha, *) die noch jetzt Teutschlands Grenze ausmacht, abtrat. Der Friede währte nur kurze Zeit. Ovo hatte noch mehrere Bedingungen dieses Friedensschlusses zu erfüllen und dachte weiter nicht daran. Der Kayser erneuerte mithin den Krieg, worinnen er die Hungarn förmlich (1044) schlug und den vertriebenen König Peter wieder einsetzte. Damit waren jedoch die hungarischen Stände nicht im mindesten zufrieden, denn sie erkannten (besser als der Kayser) den abgesetzten Peter für einen einfältigen und unüberlegten Regenten, der sich am Ende (wie sie meynten) von dem Kayser als Oberherrn zu viel würde gefallen lassen.

---

*) Der Fluß Leitha entspringt in Niederöstreich, und fällt in Hungarn bey der Stadt Altenburg in einen Arm d. Donau.

Wenzel. Warum glaubten sie das?

Pastor. Weil Peter in der Freude seines Herzens, die er über seine neue Thronbesteigung empfand, vom Kayser alles und sogar bayersche Gesetze annahm, nach welchen von nun an die Hungarn regiert werden sollten. Sie stießen ihn im Jahr 1046 abermahls vom Throne und wählten seinen Vetter Andreas zu ihrem König. Dieser versprach zwar, wie seine Vorgänger, dem teutschen König Tribut und Abhängigkeit, allein er erfüllte sein Versprechen keine Stunde lang und war klug genug, sich in dem Besitze seiner königlichen Würde und Unabhängigkeit zu behaupten.

Achter Abend.

Im Jahr 1056 starb Heinrich III. in einem Alter von 39 Jahren und von allen seinen Zeitgenossen auf das tiefste betrauert, da er, so groß, wie sein ädler Vater, auch alle seine herrlichen Tugenden besaß. Die Teutschen verstand er nach weisen und mit großer Einsicht entworfenen Gesetzen zu regieren. Er führte einen vollkommnen Gottesfrieden (Treuga dei) ein, und bestimmte daneben, daß besonders Kirchen, Geistliche, Weiber, Kaufleute, Jäger, Wallfahrer und auf dem Felde arbeitende Bauern geschont werden sollten. Seine Strenge gegen die, welche von vesten Schlössern aus, die Reisenden auf den Straßen anfielen und beraubten, war besonders unerbittlich. So sehr ihn die Franken liebten, so sehr haßten ihn die Sachsen, denn unter seiner Regierung wurden sie am heftigsten gedrückt. Sein Tod war also wenigstens diesen willkommen.

Heinrich hinterließ einen einzigen und obendrein minderjährigen Sohn, denn als er starb, war Heinrich IV. erst sechs Jahr alt. Seine Mutter Agnes, eine überaus weise und fürtrefliche Fürstin, übernahm Vormundschaft und Erziehung. Sie betrug sich dabey mit so viel Klugheit und Erfahrung, daß sie allgemeine Bewunderung erregte und Niemand es wagte, auch nur die geringsten ihrer Handlungen zu tadeln. Dadurch beherzt gemacht, vergab sie alle Herzogthümer nach ihrem Kopfe. Otto von Nordheim erhielt Bayern, Rudolf von Rheinfeld, ihr Tochtermann, nahm Schwaben, ihr Vertrauen aber schenkte sie dem Bischof Heinrich von Augsburg. Die Fürsten misbilligten dies, und beschuldigten die (vielleicht ganz schuldlose) Agnes, eines unerlaubten Umgangs mit dem Bischof. Deshalb beschlossen sie einmüthig, ihr alle Gewalt zu entziehen. Dies, behauptete Erzbischof Anno von Kölln hauptsächlich, sey zum Frommen des jungen Königes höchst nothwendig. Um einen solchen Entschluß desto sicherer auszuführen, hielt er eine Trennung zwischen Heinrich IV. und Agnes für das beste Mittel. Zu dem Ende bat er den jungen König, ein neu gebautes Schiff auf dem Rheine in Augenschein zu nehmen. Heinrich flog neugierig in das Schiff und sah sich erst betrogen, als die Schiffer auf Annos Wink dem jenseitigen Ufer zuseegelten. Erschrocken sprang er ins Wasser, um dem vermeynten Unglück zu entgehen, aber der Graf Ekberth von Braunschweig stürzt' ihm nach, und bracht' ihn ins Schiff zurück. Durch Schmeicheleyen und goldene Versprechungen gelockt, wußte der schlaue

Anno ihn bald wieder zu beruhigen. Sie kamen glücklich nach Kölln, wo Anno ausmachte, daß allemal der Bischof, in dessen Sprengel sich der junge König aufhalten würde, die Reichsgeschäfte besorgen sollte. Auf diese Art sah sich Agnes genöthiget, auf die Führung aller Reichsgeschäfte Verzicht zu thun. Anno, der nun alle Gewalt in Händen hatte, suchte sie so viel wie möglich zu nützen, er verschaffte seinem Bruder Vecilo das Erzstift Magdeburg, seinem Neffen Burchard das Bisthum Halberstadt, und sein andrer Neffe Cuno wurde Bischoff von Trier. Bey alledem aber war Anno der Mann nicht, sich jemandes Zutrauen zu erwerben. Er verstand die Kunst des Hofmanns eben so wenig, als Adelberth, Erzbischof von Bremen, darinnen Meister war. Dieser ein feiner, geschmeidiger Priester, der das menschliche Herz mit allen seinen Schwächen kannte, wußte sich bald in die Gunst des jungen Heinrichs so vest zu setzen, daß dieser mit Leib und Seele an ihm hieng. Er schmeichelte Heinrichs Eitelkeit, und gestattete seinem jugendlichen Leichtsinn alle nur ersinnliche Ausschweifungen. Heinrich hörte dies gern und sein Stolz nahm täglich zu, zumahl da ihm Adelberth versicherte, daß ein König, wenn er nur ein guter catholischer Christ sey, alles thun könne, was ihm beliebe. Seine Herschsucht kannte keine Grenzen, sein Eigendünkel überschritt alle Schranken und sein Eigennutz hieß alle Verfügungen gut, die sein Beutel wagte. Daher schenkt er sich, ohne darnach zu fragen, das reiche Kloster Corvay und Lorch. Aber die Mönche des letztern nahmen den Eingriff in ihre Rechte dermaßen

übel, daß sie ihr Kloster verließen, und, nachdem sie alle Kostbarkeiten bey Nachtzeit mit sich hinweggenommen hatten, mit Hülfe ihrer Lehnsleute ein vestes Schloß bezogen, von wo aus sie die Besitznehmung des Erzbischofs zu hindern suchten. Adelberth hätte sich sehr gut zum Papst geschickt, denn er haßte die weltlichen Fürsten und lebte mit ihnen in unaufhörlichen Streitigkeiten.

Die Aussichten, die Adelberth durch die Erziehung des jungen Heinrichs über das teutsche Reich verbreitete, waren für die Sachsen, welche von den Franken gehaßt wurden, traurig genug. Schon Heinrich III. suchte sie zu unterdrücken, was hatten sie nun vollends erst von seinem Sohne zu fürchten? Gleich nach Heinrich III. Tode waren sie bemühet, einen König aus ihrem Volke zu wählen. Sie wünschten dies um so sehnlicher, da ihnen die neue Regierung höchst beschwerlich fiel; sie versagten am Ende dem Könige die jährliche Lieferung ihrer Pferde und Lebensmittel. In diese Unzufriedenheit stimmten die übrigen Erzbischöffe mit ein, denn da Adelbert den jungen König zu lange bey sich behielt und sie also von der Regierung ausgeschlossen wurden, so wuchs ihr Mismuth bald zu einem so hohen Grad, daß der Groll in aller Herzen kochte.

Mittlerweile entsprang ein neuer Zwist. Ein gewisser Egenus beschuldigte den Herzog Otto von Bayern, daß er ihm einen heimlichen Auftrag zu Ermordung des jungen Königs gegeben habe. Obgleich Otto seine Unschuld durch einen Zweykampf beweisen

wollte

wollte, so schlug er ihn doch einige Zeit darauf aus, nicht etwa weil er kein gutes Gewissen gehabt hätte, sondern weil er bey diesem Zweykampf eine Hinterlist vermuthete. Seine Feinde hielten diese Weigerung für die höchsten Beweise seiner Schuld, raubten ihm sein Herzogthum und tödteten seine Leibeigenen. Magnus, der Sohn des Herzogs Otto von Sachsen schlug sich auf seine Seite und ergriff mit ihm gemeinschaftlich die Waffen, aber beide geriethen in Gefangenschaft. Welf, ein Sohn des Markgrafen Azo ward nun Herzog in Bayern. Bald nachher starb Adelbert. Der Erzbischof von Cölln übernahm die Verwaltung der Geschäfte und stellte so viel als möglich Ruhe und Eintracht wieder her. Das Einzige, was ihm bekümmerte, war die Vernachläßigung des jungen Königes, den Adelbert im höchsten Grad verdorben hatte. Er war nicht im Stande, diesen Unfug länger mit anzusehen und forderte seine Entlassung, die ihm Heinrich von Herzen gern bewilligte, da sein heiterer Scherz nicht zu dem Ernst des bischöflichen Gesichts paßte. Inzwischen wand er doch mehr Zeit und Nachdenken auf die Regierung und um sie zu sichern, glaubt' er, sey es nöthig, die Großen, die ihn mit tadelsüchtigen Augen betrachteten, allmählig zu unterdrücken. Besonders richtete er sein Augenmerk auf die Sachsen und Thüringer, die er, so wie sein Vater, herzlich haßte. Die beste Gelegenheit bot sich ihm in einer Forderung des Erzbischofs von Mainz dar, der von den Thüringern den Zehenten forderte, welchen sie doch nach den Gesetzen nie zu geben schuldig waren. Heinrich berief

(im Jahr 1073) zu Erfurth eine Kirchenversammlung, wobey die vornehmsten Thüringer erschienen, und auf das reine Recht ihrer Freyheit pochten. Als man sie dennoch trotz dem allen zur Abgabe verdammte, beriefen sie sich auf den Papst und dessen Entscheidung, aber Heinrich drohete, daß, wenn sie diesen Weg einzuschlagen versuchten, er sie mit den härtesten Strafen belegen würde. Hierüber erschrocken schlossen sie einen Vergleich, durch den ihnen ein kleiner Theil der Zehenten von ihren Gütern genommen ward. Da Heinrich seinen Endzweck nur halb erreicht hatte, so glaubt' er ihm auf einer andern Seite näher zu rücken. Er bauete eine Menge Bergschlösser und besserte die alten aus. Die Besatzung darinnen zog des Nachts aus und plünderte Lebensmittel zusammen, die Sachsen und Thüringer aber wurden gezwungen, dabey allerley Frohndienste zu thun, und einen Theil der aufgelaufenen Kosten zu bezahlen.

Säuberlich. Aus was für Völkern bestand denn die Besatzung dieser Bergschlösser?

Pastor. Aus Schwaben, Franken und andern Anhängern des Königs – Heinrich schien nun auf seine Macht zu trotzen und scheuete sich nicht, selbst die Großen seines Reichs zu beleidigen. Er entfernte die Rechtschaffensten und besetzte die erledigten Stellen mit schlechten, nichts würdigen Menschen, die seinen Ausschweifungen das Wort redeten. Die Klagen des gedrückten Volks wurden immer lauter, besonders drangen (1073) die Sachsen mit Drohungen auf die Loslassung ihres jungen Herzogs Magnus, der noch immer im Gefängniß schmachtete. Allein weder Drohungen noch

Strenge fruchtete; Heinrich, der diese Erbitterung, dieses Mißvergnügen unter dem sächsischen Volke mit geheimer Schadenfreude zu bemerken schien, that nicht als wenn er es fühlte.

Er ging immer weiter, um seinen schändlichen Vorsatz, ein treues und unabhängiges Volk auf die drückenste Art zu unterjochen, recht bald und glücklich auszuführen. Zu dem Ende verband er sich mit dem König von Dännemark, dem er ein großes Heer, aus Sachsen und Thüringern geworben, gegen die Pohlen zu schicken versprach, um sie, gleich dem Urias, ihrem unvermeidlichen Tode zu überliefern. Die Sachsen weigerten sich bey diesen bedenklichen Zeitumständen und schienen ihm die Unrechtmäßigkeit dieses Feldzugs beweisen zu wollen. Da ließ sie Heinrich fragen: Ob sie sich denn etwa für besser als Sclaven hielten, die auf den Wink ihres Herrn gehorchen müßten? Sie wären ja verbunden, die ihrer Geburt angemessenen, Dienste zu leisten. Wahrscheinlich deutete er bey diesen Worten auf den Tribut, den die Sachsen Karl den Großen und seinem Vater Pipin den Kurzen geben mußten, ohne zu bedenken, daß nicht nur seit dem Selzer Friedensschlusse dieser Tribut aufgehoben, sondern sie selbst zum freyen Besitz ihres Eigenthums und zur Ausübung gleicher mit den Franken erhaltenen Rechte, gelangt waren. Die Unglücklichen — jetzt blickten sie in eine öde, schreckliche Zukunft! Es mußte ein Entschluß gefaßt werden, der dem Hohne, den Heinrich ihrer Freyheit sprach, augenblicklich Schranken setzte, Dies geschah.

Am Altar einer Kirche faßten der Bischof Bucco von Halberstadt und Otto, Herzog von Sachsen, (Magnus Vater,) den feyerlichen Entschluß, die Sachsen zur Empörung gegen den teutschen König zu reitzen. Das Volk nahm die Gesinnungen dieser beyden Verfechter der alten sächsischen Freyheit mit Wonn' und Jubel auf. Schnell warben sie ein Heer von 60000 Mann, aus Sachsen und Thüringern bestehend, mit welchem sie dem König entgegen zu ziehen dachten. Alle die, welche diesem Bunde des Rechts und der Freyheit nicht beytreten wollten, jagten sie als feige Königsdiener aus dem Lande. Vorher aber versuchten sie noch einmahl den Weg der Güte; sie schickten einige der Vornehmsten ihres Volks an den König, der diesmahl in Goslar (im Herzogthum Wolfenbüttel) Hof hielt, und beschworen ihn um Abstellung ihres Elends. Aber Heinrich hörte die Gesandten kaum an und wieß sie höhnisch zurück. Eine so verächtliche Aufnahme reitzte die überdieß ergrimmten Gemüther vollends zum brennendsten Zorn, und nichts konnte sie nunmehr länger abhalten, die empfindlichste Rache zu nehmen. Heinrich schien sein Unglück zu ahnen und warf sich in das veste Schloß Harzburg, welches zwey Stunden von Goslar lag. Die Sachsen umzingelten die Burg, und würden den König wahrscheinlich gefangen genommen haben, wenn er sich nicht durch einen verborgenen Ausweg, der in den nahgelegenen Wald führte, bey Nacht und Nebel gerettet hätte. Als er nach Hirschfeld kam, traf er auf das gegen die Pohlen ziehende Heer. Sein Unglück hatte die harte Rinde seines Herzens so weich geschmolzen, daß er dem

Anführer dieses Zugs zu Füssen fiel und sie flehendlich bat, sie möchten ihm doch jetzt beystehen und nicht verlassen.

Dagegen überliessen sich die Sachsen und Thüringer nun ganz ihrer Wuth. Sie zerstöhrten viele königliche Schlösser und setzten den in der Haft schmachtenden Magnus in Freyheit. Da sie das Glück begünstigte, so fielen sie endlich auf den Gedanken, einen neuen König zu wählen; der Erzbischof von Mainz, der Heinrichen nicht geneigt war, schlug den Herzog Rudolf von Schwaben vor und schon war die Wahlversammlung durch den Erzbischof Siegfried ausgeschrieben, als Heinrich die Versammlung noch glücklicherweise hintertrieb.

Perls. Aber wie vermogt' er das?

Pastor. Durch einen schnellen Vergleich, den er den Empörern antrug. — Aber ein neuer Zufall erbitterte die Gemüther wie zuvor. Der König hatte einen Liebling, der sich Reginger nannte, ein Mensch, der die Ausschweifungen des Königes gut hieß, und ihn auf alle Art schmeichelte, ohne ihm wirklich ergeben zu seyn. Dieser entdeckte dem Herzog Rudolf von Schwaben, daß er von dem König beauftragt sey, ihn heimlich aus dem Wege zu schaffen und um diese Beschuldigung zu beweisen, unterwarf er sich einem Gottesgericht, dem Zweykampf. Rudolf beschwerte sich laut über die schlechten Gesinnungen Heinrichs — dieser aber, der von Regingers Erdichtung nichts wußte, meinte, daß dies Mährchen blos von dem schwäbischen Herzog ersonnen sey, um sich desto leichter den Pfad zum Throne zu bahnen. Um seine Behauptung zu be-

weisen, erbot er sich, so wie Reginger, zum Zweikampf. Allein das letztere ließ ein gewisser Ulrich von Cosheim, den Reginger ebenfalls als Mitschuldigen angegeben hatte, nicht zu, weil er dafür hielt, daß ein solcher Kampf der königlichen Würde zuwider laufe. Heinrich billigte dies Urtheil, und bestimmte, daß Ulrich von Cosheim an seiner statt mit dem Reginger kämpfen sollte, welches auch geschehen seyn würde, wenn nicht der Tod den letztern daran verhindert hätte.

Diesen kleinen Aufenthalt benutzten die Sachsen und Thüringer — sie verheerten alles, was königlich hieß und setzten den Heinrich in nicht geringe Furcht. Dieser suchte bey allen teutschen Fürsten Hülfe, fand sie aber leider nicht, weil keiner von allen schlecht genug dachte, die unterdrückte Unschuld noch mehr zu unterdrücken. Als er keinen weitern Ausweg zum Kriege sah, so macht' er mit den Sachsen Friede, versprach die neu erbaueten Bergschlösser niederreissen zu lassen, und ihre alten Gebräuche wieder herzustellen; auch ihre Freyheiten ferner nicht anzutasten. Nach diesen Bedingungen unterwarfen sich die Sachsen aufs neue. In der Reihe der Burgen, welche zerstört werden sollten, befand sich auch die schöne Harzburg, die Heinrich vorzugsweise liebte, weil er die glücklichsten seiner Jugendtage darauf verlebt hatte. Er hätte sie so gern gerettet — aber sein Wunsch ward nicht erfüllt; man sprach auch über sie das Verdammungsurtheil aus. Nach langem Zaudern befahl er den zur Schleifung bestellten Soldaten, daß sie nur die obere Mauer des Schlosses abreißen sollten — die Soldaten würden

seinen Befehl pünktlich erfüllt und nichts weiter berührt haben, wenn sie die Arbeit selbst verrichtet hätten: aus Faulheit aber übertrugen sie selbige einem Theile der nicht weit davon wohnenden Bauern, welche auf Heinrich erbittert, mit so zerstöhrender Faust darüber herfielen, daß kein Stein auf dem andern blieb. Damit noch nicht einmahl zufrieden, rissen sie sogar die in den Gewölben der Burg ruhenden Leichen aus ihren Särgen, *) zerstöhrten die Kapellen, stürzten die Altäre um und schleppten das Kirchengeräth mit fort. Der hier verübte Gräuel war so groß, daß sogar die sächsischen Fürsten, welche die Niederreißung der Harzburg verlangt hatten, mißbilligend die Köpfe schüttelten und dem König zu bedeuten suchten, daß sie daran keinen Theil hätten. Aber in dem Herzen des Königs sprühete Rache. Er hielt nicht nur die Bauern für schuldig, sondern glaubte auch ganz gewiß, daß alle Große der sächsischen und thüringischen Lande davon unterrichtet gewesen seyn müßten. Er verklagte sie beym Papst als Kirchenschänder und sammelte ein grosses mächtiges Heer von Franken, Bayern, Schwaben und Böhmen, mit dem er in Thüringen einfiel. Bey so furchtbaren Anstalten ließen die Sachsen und Thüringer den Muth sinken, die Meisten von den Anführern zogen sich erschrocken zurück und bedeuteten die Menge, daß sie eine Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen an Heinrich abgehen ließ, worinnen sie sich zu

---

*) Ein ähnliches Beyspiel in der neuern französischen Geschichte zeigt uns das Verfahren des Ungeheuers Robespierre, als er die Gräber der Könige zu St. Denis und dann St. Denis selbst verheerte.

der härtesten Busse anheischig machten. Aber Heinrich hörte sie nicht an und rückte im Monat Junius des Jahres 1075 mit seinem Heere nach Thüringen. Bey dem Städtchen Langensalza kam es zur Schlacht. Beyde Theile fochten mit Erbitterung und grosser Tapferkeit, besonders zeichnete sich Herzog Otto aus. Lange blieb der Sieg unentschieden — endlich neigt' er sich auf Heinrichs Seite. Die Sachsen flohen auf ihren Pferden vom Kampfplatz und 20000 Tode deckten das Schlachtfeld. Nun hatte Heinrich gewonnenes Spiel; mit leichter Mühe konnt' er jetzt die Hartnäkkigkeit des Sachsen- und Thüringerlandes unter sein stolzes Szepter beugen. Sie versprachen ihm Unterwürfigkeit und Gehorsam, nur mit der einzigen Bedingung, daß ihr Vermögen und ihre Freiheit unbetastet gelassen werden möchte. Heinrich konnte seiner Schadenfreude einen kleinen Triumf dabey nicht versagen. Er gedachte die Unterwerfung so feyerlich als möglich zu begehen und rief die Sachsen und Thüringer in die Gegend des heutigen Dorfes Spira (im Gebiete des schwarzburg-sondershäußischen Fürsten) wo er sich auf einen Thron niederließ, dessen beyde Seiten von seinem Heer umschlossen wurden. Es bildete eine weite offene Gasse, durch welche nun die Großen des Sachsen- und Thüringerlandes mit Demuth gehen, und dann vor dem Throne niederfallen mußten.

Die Fürsten der überwundenen Völker glaubten, mit kurzen Gefängniß davon zu kommen, aber Heinrich, der noch immer nicht ausgesöhnt war, übergab sie den Fürsten von seiner Parthey, die den einen in dieses, den andern in jenes Schloß einsperrten. Ueberdieß

verlohren die mehresten ihre Güter und erfuhren, zur schreklichern Pein ihres Arrestes, daß Heinrich schon wiederum anfange, die zerstöhrten Bergschlösser aus ihrem Schutte hervorzurufen. Gewiß — den Sachsen und Thüringern stellten sich abermahls die traurigsten Bilder der Zukunft dar, welche furchtbar für sie geworden seyn würde, wenn Heinrich nicht durch einen weit mächtigern Mann, als er selbst war, auf das entsetzlichste und entehrenste gedemüthiget worden wäre. Und wer glaubt ihr wohl, lieben Freunde! wer dieser Mann war?

Einige. (gespannt) Nun? — Sie machen uns neugierig genug!

Pastor. Der Papst!

Viele. Wie? der demüthigte den tapfern Heinrich? das ist doch fast nicht möglich!

Pastor. Und doch sagt uns die Geschichte, daß es nur allzumöglich — daß es leider gewiß war. Ja! Freunde die nun kommende Begebenheit ist eine der auffallendsten in der ganzen Teutschen Historie. Um euch dies klar zu machen, muß ich etwas weit ausholen.

Victor II, der letzte von Heinrich III. erwählte Papst, starb im Jahre 1057. Nach seinem Tode wählten die Stände einen Bruder des Herzogs von Lothringen Stephan IX., der durch mancherley Verordnungen den päpstlichen Stuhl fester zu gründen suchte. Unter andern rügte er die Mißbräuche bey Besetzung der geistlichen Stellen, die man Simonien nannte. —

Säuberlich. Wo kommt denn das Wort her?

Pastor. Simonie heißt, wenn man geistliche Stellen oder Güter um Geld verkauft und überhaupt mit geistlichen Dingen wuchert. Der Nahme kommt her von Simon dem Zauberer, der laut der Apostelgeschichte dem Apostel Petrus Geld anbot, daß er ihm die Gaben des heiligen Geistes, die er für Zauberey hielt, dafür verkaufen sollte.

Als Stephan starb, kam zwar Benedikt IX auf den päpstlichen Stuhl, allein er blieb nicht lange bey seiner Würde, indem man ihn, ohne die Kayserin Agnes, Heinrichs IV. Mutter, zu befragen, dazu verholfen hatte. Sie ließ ihn absetzen und ernannte Nikolaus II, zum wirklichen und rechtmäßigen Nachfolger Stephans. Daß Nikolaus II. die Schlüssel Petri empfieng — daran war nicht so wohl Agnes, als ein gewisser Hildebrand schuld, der als Gesandter des römischen Stuhls an ihrem Hofe lebte — ein Mann, der mit einem weit sehenden Scharfsinn eine ungemeine Klugheit und Herschsucht verband. Der Geburt nach war er der Sohn eines Erobschmiedts in Soana, einer kleinen florentinischen Stadt, der seiner großen geistigen Gaben halber, den Vorsatz, ein Mönch zu werden, faßte und deshalb in die französische Abtey Clugny ging, wo er sich bildete. Schon im Jahr 1054 befand er sich als Subdiaconus bey einer Gesandtschaft, die nach Teutschland ging. Dort erwarb er sich die Freundschaft vornehmer Geistlichen, welche zu besitzen er für durchaus nothwendig hielt, wenn er mit Glück den Plan ausführen wollte, den er sich vorgesetzt hatte. Nikolaus II. wußte, als er Papst ward, recht gut, daß kein anderer ihm diese

Würde verschaft hatte, als Hildebrand. Aus Dankbarkeit macht' er ihn zum Argi-(Ober-) diakonus und that alles, was Hildebrand ihm ins Ohr blies. Ueberhaupt hatte dieser Mensch die Zügel des politischen Regiments schon so ganz in Händen, daß Nikolaus nichts thun durfte, was er nicht für gut befand. Unter andern gab er die Verordnung, daß von nun an die Päpste nicht mehr von den Kaysern sondern von den obersten Geistlichen, den Cardinälen (wie es noch heut zu Tage ist) gewählt werden sollten. Ein anderes Unternehmen war auf die Priesterehe gerichtet. Bis jetzt war es der Clerisey erlaubt gewesen, zu heyrathen. Das sollte von nun an nicht mehr statt finden. Man hatte dieß schon unter den letztern Päpsten so weit bringen wollen, doch hatten sich dagegen die teutschen Priester heftig gesträubt und die Päpste, Tyrannen genannt, weil sie durch Gesetze der Art der Unkeuschheit und Unzucht Thor und Riegel öfneten. Dieß Wagestück gelang jezt diesem Hildebrand, der mit unermüdetem Geiste den römischen Stuhl so mächtig zu machen suchte, daß keine Gewalt der Erde ihn zu erschüttern vermögen sollte — und das alles um deßwillen, weil er sich die gegründeste Hofnung machte, ihn bald selbst zu besteigen. Die Priesterehe wurde verboten. Wer sich davon ausschloß, wurde von dem Pöbel verfolgt. Kein beweibter Priester durft' es wagen ein Kind zu taufen oder eine kirchliche Handlung vorzunehmen, wenn er nicht gesteinigt zu sein wünschte.

Säuberlich. Aber ich sehe doch die Ursache nicht ein, warum dies alles geschah? Was konnt' es

denn dem Papste schaden, wenn seine Geistlichen verheyrathet waren?

Pastor Mich dünkt, viel. Durch die Ehelosigkeit der Geistlichen gewann der Stuhl Petri augenscheinlich, denn der Geistliche, der auf Nachkommenschaft von jezt an nicht weiter rechnen durfte, hatte nun weiter keinen andern Gedanken, als den: für das Papstthum alles zu thun, was seine Kräfte vermochten. Für wem sollt' er arbeiten und sorgen? — Für sich und den Papst!

Hildebrands Absichten zeigten sich noch deutlicher, als er im Jahr 1073, in einer Prälatenversammlung wirklich zum Papst gewählt ward und er, ohne jemand im Reiche Rechenschaft abzulegen, thun konnte, was ihm beliebte. Mehrere Bischöffe und Herren widersetzten sich zwar dieser Wahl, weil sie von Hildebrand, den sie schon als einen gefährlichen Menschen kannten, nichts gutes hoffen durften und beriefen sich dabey auf den teutschen König, ohne dessen Bewilligung die Wahl nicht vollzogen werden könnte, aber man hörte nicht auf ihr Geschrei, am allerwenigsten Hildebrand. Heinrich hörte das Murren der Geistlichkeit und verlangte Verantwortung. Gregor entschuldigte sich damit, daß er ganz gegen seinen Vorsatz von den Prälaten gewählt worden sey und daß er sich nicht eher für den Papst erkennen werde, bis auch der König und die teutschen Fürsten ihre Einwilligung dazu gegeben hätten. Durch diese Schmeicheley gewann er Heinrichs Herz. Er bestätigte die Wahl. Kaum sah sich Hildebrand (der nun als Papst den Nahmen Gregor VII.

annahm,) im Besitz der päpstlichen Würde, als er seinen geistlichen Arm wafnete und als unumschränkter Beherrscher der ganzen Welt auftrat. Daß dieß seine Absicht sey, bewieß er in folgenden Sätzen:

1) Kein weltlicher Fürst darf einen Bischof mit der bischöflichen oder geistlichen Amtsgewalt durch Uebergebung des Bischofstabes und des Ringes belehnen, weil kein Weltlicher die Weihe verrichten und einen Priester zum Seelsorger geschickt machen kann, da das Kayserthum selbst nur ein Lehen des römischen Stuhles ist: 2) Alle geweiheten Oerter, Kirchen und Klöster sind von aller weltlichen Gerichtsbarkeit ausgeschlossen und unverletzbare Freystädten für flüchtige Verbrecher. Der Arm des weltlichen Richters kann sie hier nicht fassen, nur der Arm der Kirche vermag es. Diesem zu folge kann auch kein Geistlicher von einem weltlichen Richter gerichtet und verdammt werden, nur allein der Papst darf dies.

Ihr seht selbst, daß sich in diesen wenigen Worten eine ungeheure Macht für den päpstlichen Stuhl darbot. Hildebrand — oder wie ich ihn nun nennen will — Gregor VII. nannte sich auch zuerst Papst (Vater) und entriß diesen Nahmen den Bischöffen, die ihn bisher gemeinschaftlich geführt hatten. Um seinen Grundsätzen einen sichern Grund zu verleihen, verfügte er ein Jahr nach seiner Wahl (also 1074) eine Kirchenversammlung zu Rom, wo er alle jene Beschlüsse bekannt machte und sie von den anwesenden Erzbischöffen und Bischöffen feyerlich bestätigen ließ. Dagegen wider-

setzte sich der teutsche König mit allen seinen Fürsten standhaft, indem sie behaupteten, daß der Papst ein von dem teutschen und italischen Reiche ganz abhängiger Geistlicher, wie jeder anderer Erzbischof und Bischof sey und daß dem Könige keine Macht der Erde das Recht der Investitur durch Stab und Ring entreissen könne. Der Papst hörte Heinrichs Weigerung und beschloß, den Uebermüthigen zu strafen. Er schickte zu dem Ende im Jahr 1076 Legaten (Gesandten) an seinen Hof zu Goslar, mit einer Vorladung, nach der er sich innerhalb einer bestimmten Frist zu Rom stellen sollte, damit er sich hier wegen der Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, vor dem Oberhaupt der Kirche vertheidigen könnte; wo nicht, so würde der Stuhl Petri über ihn den Bannfluch aussprechen.

Säuberlich. Unerhört!

Pastor. So nannten es auch Heinrich und seine Räthe. Eine so beyspiellose Frechheit war noch nie im teutschen Reiche erfunden worden. Gregor war der erste, der mit eiserner Stirne sie bieten konnte. Heinrich versammelte sogleich eine Reichsversammlung zu Worms, auf der alle die ihm noch ergebenen Prälaten erschienen und welche einmüthig Gregors Anmaßungen so unschicklich und toll fanden, das sie ihn gleich einem Wahnsinnigen des päpstlichen Stuhls für unwürdig erklärten. Diesen Beschluß sandte Heinrich an den Papst, statt selbst in Rom zu erscheinen, worauf Gregor schon sehnlich gehoft hatte. Der Bann war nun nach Gregors Grundsätzen unvermeidlich. Er wurde wirklich über den armen Heinrich ausgesprochen,

Marx. Wie lautete denn so ein Bannspruch?

Pastor. Ungefehr so: „Von Seiten des allmächtigen Gottes untersag' ich, Gregor VII. Papst zu Rom dem Könige Heinrich, der sich mit unerhörtem Hochmuth gegen die Kirche Gottes aufgelehnt hat, die Regimentsführung des ganzen teutschen und italienischen Reichs und spreche alle Christen von dem Bande des Eides los, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten möchten. Ich verbiete, daß ihm Niemand als seinem König gehorche, und statt deiner, heiliger Petrus! binde ich ihn mit dem Bannfluche, im Vertrauen auf dich, also, daß alle Völker es wissen und überzeugt seyn sollen, daß du wirklich Petrus (der Fels bist) und daß auf deinem Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche erbauet hat, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen werden u. s. w.

Perls Der Papst aber wagte doch gewiß sehr viel, da er dies that.

Pastor. Er irrt sich, Meister Perls. Er wagte gerade nichts, denn dieser Bann, der Heinrichen aller seiner Würden entsetzte, kam niemand gelegener, als den sächsischen und thüringischen Grossen, die seine Thronentsetzung schon lange herzlich gewünscht hatten. Selbst die Herzöge von Schwaben, Bayern und Kärnthen warteten mit sehnlichen Verlangen auf diesen Zeitpunkt, der nun auf einmahl all' ihre Wünsche erfüllte. Ein teutscher Landgraf sagte unter andern: „den Haß dieses Heinrichs bringen wir Gott als ein grosses Opfer dar und sagen mit dem Psalmisten: „Herr! hab' ich nicht diejenigen gehaßt, welche dich hassen? Ich haßte sie

mit vollem Haß, sie sind deine Feinde!" Schon berathschlagten sich die teutschen Fürsten zu Oppenheim (in Churpfalz) über Heinrichs Thronentsetzung. Rudolf von Schwaben war unter denselben das Oberhaupt; er haßte den König und suchte sich an seiner statt den teutschen Thron zu erwerben. Zu eben der Zeit kam der Erzbischof von Trier Udo von Rom und ermahnte im Geiste Gregors VII. alle teutschen Fürsten und besonders das Volk, daß sie alle Gemeinschaft mit Heinrich aufgeben und ihn nicht mehr für ihren König anerkennen möchten, weil auch sie sonst in Bann und Strafe fallen und sich ihrer ewigen Seeligkeit verlustig machen würden! Diese Vorstellungen brachten den erwünschten Erfolg hervor — alle Anhänger Heinrichs flohen und selbst die, welche ihn bis auf den letzten Augenblick geschützt hatten, wurden kleinmüthig und schlichen sich gleichsam davon. Des Papstes Freude mehrte sich, als die meisten Bischöffe, die bey seiner Wahl wider ihn gewesen waren, an ihn die allerverbindlichsten Briefe ergehen liessen und sich seinem geistlichen Schutz empfahlen. Heinrichs Verlegenheit wuchs, seine Angst leidet keine Beschreibung. Von Menschen und gleichsam von Gott verlassen, wußt' er nun nicht mehr, was er beginnen, wohin er sich wenden sollte? Er wagte das letzte, was ihm übrig geblieben war — er demüthigte sich gegen die Grossen seines Reiches und versprach ihnen, daß er alles, was er sonst zu ihrem Schaden gethan hätte, verbessern, daß er ihnen ihre Rechte und Güter wieder zurückgeben, daß er ihnen sogar sein Reich abtreten und nur den Königs-

titel

titel behielten — ja! daß er ihnen zur Sicherheit für das alles Geisseln liefern wolle, wenn sie ihm nur das mahl gegen die päpstliche Kühnheit beystehen wollten. Doch — seine Bitten wurden verworfen, weil er bey allen Teutschen schon lange Glauben und Vertrauen verlohren hätte.

Mit Mühe erhielt er ein Jahr zur Bedenkzeit, während dem es ihm vergönnt seyn sollte, sich, ohne sein Recht als König zu verliehren, aller Regierungsangelegenheiten zu entschlagen und sich mit dem zürnenden Vater der Kirche wieder auszusöhnen. Würde er aber dies nicht thun, so sollte er nach Ablauf dieses Jahres der Krone und seines Reiches verlustig sein. Heinrich sah sich genöthiget, sich diesem Spruche (den er so gern für einen guten Rath gehalten hätte) zu unterziehen und gieng nach Speier (am Rhein) wo er als Privatmann zu leben gedachte, bis die Sache eine andere Wendung nähme, allein nirgends hatt' er Ruhe, überall verfolgte ihn die Angst seines Herzens, überall bemerkte er hönische Blicke, überall glaubte er die Schadenfreude über sein Unglück lächeln zu sehen. Um sich nun auf einmahl und schnell dieser gräßlichen Lage zu entbinden, faßte er endlich den Entschluß, nach Rom zu reisen und dem Papste nicht nur seine Vergehungen auf das aufrichtigste abzubitten, sondern sich auch vor ihm so zu demüthigen, wie noch kein teutscher Fürst sich gedemüthiget hätte. Er reiste ab; seine Gemahlin und sein kleiner Sohn begleiteten ihn. Niemand von allen seinen sonstigen Verehrern und Anhängern war bey ihm; doch nicht blos an Freun-

den, sondern auch an dem Allernothwendigsten, am Gelde litt der unglückliche, tiefgebeugte Mann Mangel. Niemand unterstützte die hülflose Familie! Ueberdies reißt' er im Winter 1076, der sehr streng war. Der Weg, den er über die mit Eis und Schnee bedeckten Alpengebirge nehmen mußte, war so beschwerlich und pfadlos, daß er mit seinen wenigen Begleitern bald auf Händen und Füßen, bald auf dem Bauch von der Höhe in die Tiefe hinab rutschen mußte. Die Königin und ihre Kammerfrauen wurden auf Ochsenhäuten hinabgezogen.

In Italien war man indessen gegen den teutschen König und den Papst ganz anders gesinnt, als in Teutschland. Hier wurde der erste gehaßt und der leztere geliebt, dort fand grade das Gegentheil statt. Die Italiener fühlten das drückende hierarchische (geistliche) Joch, das Gregor um ihren Nacken geworfen hatte und hoften nun sehnlich auf Heinrichs Ankunft, weil sie durch ihn Befreiung von demselben hoften. Das wußte Gregor recht gut; daher lag es in seinem Plane, nach Teutschland zu gehn und dem König dort seine Macht empfinden zu lassen, weil er wohl einsahe, daß er in Italien weit weniger zu hoffen hatte. Um sich, als Heinrich in Rom erschien, vor jedem übeln Ausgang zu sichern, verließ er die Stadt und besuchte seine Freundin, die Markgräfin Mathildis (Wittbe des Herzogs von Lothringen, Gozello) welche auf ihrem Guthe Kanossa (im Modenesischen) blos religiösen Betrachtungen lebte und dem Papste Gregor sehr ergeben war.

Sobald Heinrich in Rom eintrat, bot man ihm von Seiten der italischen Grossen überall Truppen an, vermittelst deren er den Papst absetzen sollte, allein der gute König war viel zu muthlos und wollte sich lieber der härtesten Demüthigung als noch einmahl dem Wechsel des blinden Glücks überlassen. Zudem kam noch, daß er aus der Geschichte seiner Vorfahren gelernt hatte, wie unsicher es sey, der italischen Nation zu trauen. Er bereitete sich also auf einen Schritt vor, der in der teutschen Geschichte merkwürdig und einzig in seiner Art bleiben wird.

Hans. (neugierig) Nun? was geschah denn?

Einige. Sie sehen, Herr Pastor! wie wir alle gespannt sind.

Pastor. Da Heinrich mit der Markgräfin Mathildis verwandt war so wandt er sich an diese, mit der Bitte, daß sie den heiligen Vater bewegen möchte, den unglücklichen König vor sich zu lassen.

Perls. Wollte denn dies der Papst nicht gleich anfänglich?

Pastor. Nein! Er hatte die Absicht, den Reuigen nach Teutschland zurück zu senden und ihn dort auf den Reichstag zu Augsburg vorzuladen, damit seine Sache mit Hinzuziehung der Kläger untersucht würde. Doch die Markgräfin, welche über den Papst so viel vermogte, stimmte ihn bald dahin, daß Heinrich nach Kanossa beruffen ward (um sich durch Reue und Demüthigung von seinem Bann zu befreien.

Marx. Worinnen bestand denn diese?

Pastor. Hört und schaudert: Heinrich mußte drey Tage und drey Nächte lang, seines königlichen Schmucks beraubt, baarfuß und ohne Speis und Trank, in ein härnenes Hemde gewickelt, mit entblößten Haupte, bey der strengsten Kälte, im Vorhofe des Schlosses stehen, ohne zu wissen, was der heilige Bösewicht über ihn nun weiter verhängen würde. Gregor sah den Unglücklichen verlassen stehen und weidete sich an seiner Schmach, bis ihn endlich einige seiner Vertrauten und selbst seine Lieblinginn, die Markgräfin, mit Gründen vorstellten, daß seine Züchtigung, nunmehr fast in Grausamkeit übergehe. Dies wirkte. Gregor ließ den Büßenden endlich vor und unterhielt sich lange mit ihm. Anfänglich konnten sie sich beyde nicht vereinigen, doch Heinrich gab, als der schwächere Theil, bald nach und erfüllte des Papstes Bedingungen, die denn darinnen bestanden, daß er seine ehemaligen Räthe abdanken, dem Papst allein gehorsam seyn, sich aller königlichen Ehrenzeichen und Rechte enthalten und seine Sache ganz der Entscheidung des päpstlichen Stuhles überlassen sollte.

Philipp. Wer waren denn seine Räthe?

Säuberlich. Erinnert ihr euch denn das nicht mehr? Philipp! der Bischoff Ulrich von Bamberg und Ulrich von Cosheim.

Pastor. Ganz recht. — Diese harten Bedingungen, (die dem armen Heinrich Alles raubten, was er besessen hatte,) war er gezwungen, einzugehen. Nachdem dies geschehen war, erfolgte die Lossprechung vom Banne, durch eine sehr feierliche Messe. Nach der Messe rief Gregor Heinrichen nebst den An-

wesenden, die sich in großer Anzahl versammelt hatte, vor dem Hoch-Altar und beschwor, beyde Hände auf die heilige Hostie legend, daß er an allen Verbrechen, deren Heinrich und seine Anhänger ihn ehemals beschuldiget hatten, unschuldig sey; spräch' er Unwahrheit, so stände es dem Himmel frey, ihn plötzlich von der Erde verschlingen zu lassen. Ein gleiches Geständniß forderte er nun von Heinrich mit der Forderung, seine Unschuld ebenfalls auf diese Art zu erklären. Da jener dies zu thun sich weigerte, und allerhand Ausflüchte machte, so ward Gregor mißtrauisch und beschoß sogleich seine Maasregeln darnach zu nehmen.

Es war natürlich, daß einsichtsvolle und verständige Italiener die schändliche Verfahrungs-Art des Papstes gegen den teutschen König nicht mit billigenden Augen ansehen würden; sobald also die Ceremonie mit Lösung des Bannes vorüber war, so drangen mehrere Grosse Roms in Heinrich und stellten ihm vor, daß er es seiner Würde schuldig wäre, diesen schimpflichen Mißbrauch des päpstlichen Stuhles zu rächen. Sie tadelten seine Unterwürfigkeit sehr hart, und meynten, daß er durch alle diese Demüthigungen dem teutschen Reiche einen unauswetzbaren Schandfleck angehängt habe. Heinrich vertheitigte sich so gut, als er's vermochte und betheuerte, daß er sich nie unter das Joch des Papstes gebeugt haben würde, wenn ihn nicht alle seine Anhänger in Teutschland so zaghaft verlassen hätten. „Wollet ihr mich mit Hülfstruppen unterstützen, redete er, so will ich keinen Augenblick säumen, um Gregorn zu beweisen, daß Heinrich noch Kraft genug hat, ihm seine Macht fühlen zu lassen."

Kaum ward der Wille des Königs bekannt, als ihm von allen Seiten her Hülfstruppen zuströmten, die den Papst in Kanossa so vest einschlossen, daß er nicht einmal nach Teutschland reisen konnte; so unterblieb denn auch der ausgeschriebene Reichstag zu Augsburg. Bey diesem schnellen Wechsel des Glücks sandte Gregor sogleich einen Legaten nach Teutschland an Heinrichs Feinde und berichtete diesen, daß Heinrich alle gemachten Bedingungen gebrochen habe, und daß es ihnen nun vollkommen frey stehe, einen andern König zu wählen.

Siegismund. Geschah denn das auch?

Pastor. Ja! Die Teutschen noch immer erbittert auf den unglücklichen Heinrich, kamen in Forchheim zusammen und wählten unter Aufsicht des päpstlichen Gesandten den Herzog Rudolf von Schwaben. Dabey bedung der Legat im Namen des Papstes, daß von nun an die königliche Würde der Teutschen nie mehr erblich, sondern durch Wahl entschieden werden sollte.

Hans. Dieser Rudolf war wohl Heinrichs Freund eben nicht?

Pastor. Das könnet ihr euch leicht vorstellen! Schon lange kochte bitterer Haß gegen ihn in seinem Herzen, besonders da sich jener gegen die Sachsen so feindlich betragen hatte. Der Papst hingegen ließ Rudolf aus doppelten Ursachen wählen, einmahl um seiner Rache gegen Heinrich freies Spiel zu lassen, dann aber auch um sich in Teutschland eine sichere Gegenparthey zu verschaffen, die er bey seinem durch

ganz Italien bestehenden Hasse in Rom nicht hoffen durfte.

Säuberlich. Was that denn nun Heinrich?

Pastor. Dieser brachte ein mäßiges Heer zusammen, das leider! mehrentheils aus Bürgern und Kaufleuten bestand, womit er freylich nicht sonderlich viel auszurichten vermochte; daher kam es auch, daß er anfänglich ein Treffen vermied, bis er nach und nach selbst von den Teutschen Hülfsvölker erhielt, denn Gregor unmenschliches Verfahren hatte auch in Teutschland manche sonst gegen ihn erbitterte Gemüther wieder mit ihm ausgesöhnt. Erst nach Verlauf eines Jahres griffen sich beyde Heere in der Gegend von Schmalkalden bey Mellrichsstädt (in Franken) im August des Jahres 1078 an; beyde Theile verlohren viele Große und Aedle. Doch gewann Heinrich sichtbar, denn er nahm seinem Gegner Rudolf das Herzogthum Schwaben und gab es dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, den er besonders dadurch noch vester an sich zu ketten suchte, daß er ihm seine Tochter Agnes zur Ehe gab.

Bis jetzt hatte sich noch immer der Papst zu keiner Parthey bekannt, weil er nicht wußte, wer über des Andern Sieger werden würde. So fein dachte Gregor! Auf jeden Fall suchte er sein Regiment zu sichern. Endlich aber entschied Rudolfs Glück. Er schlug seinen Gegner Heinrich bey Fladenheim (im Jahr 1080) welches denn den Papst bewog, Heinrich aufs neue mit dem Banne zu belegen, ihn seines Reichs und der Krone für verlustig zu erklären und Rudolf von Schwaben zum König der Teutschen zu er-

nennen. Ihm zu schmeicheln, sendete er ihm auch eine goldene Krone mit der Innschrift: Christus hat dem Petrus den Felsen (die römische Kirche) und Petrus dem Rudolf die Krone übergeben *). So anmaaßend und stolz auch diese Worte klangen, so lieblich tönten sie den Ohren des Afterkönigs.

Darüber entrüstet, entschloß sich nun Heinrich, den Papst Gregor völlig abzusetzen. Er machte diesen Entschluß in einer Prälatenversammlung zu Brixen allen anwesenden Fürsten und Herren bekannt und wählte hier einstimmig den Erzbischof Guibert von Ravenna, den Gregor als einen Anhänger Heinrichs ebenfalls in den Bann gethan hatte, zum Papst. Dieser erhielt den apostolischen Namen Clemens III. Alle verabscheueten nun den schändlichen Gregor und nannten ihn einen Menschen, der sich durch Betrug und Geld der Kirche aufgedrungen, den ganzen geistlichen Stand geschändet, und das Reich in Verwirrung gebracht habe; man beschuldigte ihn zugleich des Meineides und sagte, daß er Gottesraub und Mordbrand predige. Kaum war dies geschehen, so sammelte Heinrich mit Hülfe Gottfrieds von Bouillon, Herzogs von Niederlothringen, ein großes Heer und griff im Oktober des Jahres 1080 seinen Gegner Rudolf bey dem Elsterflusse am Gronaischen Moraste an. Gottfried wurde des Treffens Meister,

*) Diese Worte waren lateinisch und hießen:
Petra dedit Petro, Petrus Diadema Rudolpho.

hieb Rudolfen die rechte Hand ab und gab ihm einen Stich in den Unterleib, an welcher Wunde er nach wenig Tagen seinen Geist aufgab. Als er starb, soll er gesagt haben: „das ist die Hand, mit der ich Heinrichen, meinem rechtmäßigen König, den Eid der Treue geschworen habe. Die Bischöffe, auf deren Geheiß ich den Thron bestieg, mögen nun zusehen, ob ich Recht handelte!" (Die ihm abgehauene Hand zeigt noch bis auf diesen Tag der Domküster zu Merseburg; indessen entsteht billig die Frage: Ist es auch wirklich die rechte?)

Als Rudolfs Anhänger dem Sterbenden jene bedenklichen Worte sagen hörten, gingen sie fast alle zu Heinrichs Heer über. Dieser gewann dadurch so viel Muth, daß er einen Zug nach Italien beschloß, wohin ihn die Rache mit flammendem Schwerdte rief. Gregor zitterte nicht, als er diese Nachricht hörte, denn da die Normänner seine Freunde geworden, und überdies Mathildis, seine Lieblingin, auf den Einfall gekommen war, dem päpstlichen Stuhle alle ihre Besitzungen, nämlich Toskana, Mantua, Parma, Reggio, Piacensa, Ferrara, Modena, das Herzogthum Spoletto, Verona und einen Theil der ankoniatischen Mark zu vermachen, so glaubte er nicht ohne Fug dem Heere Heinrichs und seiner Macht trotzen zu können. Um jedoch dem ersten Angriffe aus dem Wege zu gehen, warf er sich in die wohlverwahrte Engelsburg; Heinrich nahete sich Rom, belagerte und eroberte die Stadt und ließ sich von dem neuen Papst Clemens III. (im Jahr 1083) zum Kayser krönen.

Niklas. Wie sah es denn nun in Teutschland aus?

Pastor. Schlimm genug. Die meisten Gemüther waren noch immer gegen den Kayser erbittert. Sie wählten, besonders auf Gregors Veranstaltung, der mehr im Verborgenen würkte und Heinrichen mit einem neuen Bannstrahl belegte, einen abermaligen Gegenkayser, den Herrmann von Luxemburg, welcher troz seines Ansehens, dennoch in der Folge nur wenig galt. Prälaten hatten ihn gewählt, und da er in der Gegend von Eißleben in der Grafschaft Mansfeld hauptsächlich sein Wesen trieb, wo man viel Knoblauch bauete, so nannte man ihn nur spottweise den Knoblauchs- und Pfaffenkönig. Zum größten Unglück für seine Königswürde starb Herzog Otto (1083), an dem er seine höchste Stütze verlohr. Alle seine Anhänger verließen ihn nun und begaben sich zu Heinrich, welcher (im Jahr 1088) nach Teutschland zurückkam, ganz Sachsen wieder einnahm und seine Feinde vertrieb. Herrmann floh nach Dänemark, wo er eine Zeit lang flüchtig lebte, dann kam er zwar zurück, wurde aber auf seinen Gütern aus Versehen erschlagen.

Säuberlich. Sie sagten eben, daß Heinrich Sachsen erobert hätte? Demüthigten sich denn diese vor ihm?

Pastor. Sie mußten es allerdings, weil sie genöthiget waren, dem Gesetze der Nothwendigkeit nachzugeben. Heinrich söhnte sich mit ihnen vollkommen aus und versprach ihnen die Rückgabe aller ihrer Rechte, Gesetze und Güter. Dieß würde jedoch nicht sobald geschehen seyn, wenn nicht das Haupt der Sachsen, Eckbert, Markgraf von Meissen, Heinrichs

unversöhnlicher Feind, in einer Mühle ohnweit der Stadt Braunschweig, ermordet worden wäre.

Wecker. Nun stand's wohl mit Gregorn schlimm genug?

Pastor. Ja wohl! Heinrichs sich immer mehr verstärkende Macht trieb ihn dermaaßen in die Enge, daß er nach Salerno floh, wo er schon im Jahr 1085 von allen Italienern bitter gehaßt, eines elenden Todes starb.

Säuberlich. Wenn ich nicht irre, hat man in der Folgezeit diesen Unmenschen zum Heiligen erhoben?

Pastor. Richtig. Man verehrte ihn in der katholischen Kirche nicht nur als einen Heiligen, sondern man mahlte auch seine schönen (!) Thaten und stellte besonders ein Bild von ihm auf, auf dem er im päpstlichen Ornat erscheint, wie er mit dem linken Fuße auf Fürsten-Kronen steht, und den Heiligenschein ums Haupt und Strafgluth im Auge, in der emporgestreckten Rechten eine Geissel mit Sporen führt.

Heinrichs Feinde wählten nach Gregors Absterben den Papst Victor III. (einen Mönch aus dem Kloster Kassino) und als dieser, kaum den päpstlichen Stuhl betretend, ebenfalls aus der Welt schied, Urban II. der ein eben so listiger und verschlagener Kopf war, als Gregor VII. Auch trat er sogleich in seines großen Vorgängers Fußtapfen und that nicht nur Heinrichen sondern auch den von ihm gewählten Papst Clemens III. in den Bann. Seine Bosheit gieng so weit, daß er sich mit der Markgräfinn Mathildis verband und den jungen Conrad, Heinrichs Sohn, gegen seinen eigenen Vater aufhetzte. Dies Beginnen blieb jedoch oh-

ne Frucht, denn als Heinrich diese Greuelthat erfuhr, ließ er sogleich den Friedensstöhrer nach Florenz (im J. 1101) in Verhaft bringen, wo er kurz nachher starb. Man hatte in Teutschland, wo man noch immer gegen Heinrich komplottirte, diesen Conrad zum teutschen König als Nachfolger seines Vaters ernannt. Heinrich war nicht im mindesten dagegen, wenn er sich nur besser gegen ihn betragen hätte. Daß sich dieß so verhielt, bewieß er dadurch, daß er sogleich an Conrads Stelle seinen jüngern Sohn Heinrich wählte und ihn zu seinem Nachfolger erklärte.

Hans. War der redlicher gesinnt, als sein Bruder?

Pastor. Leider nein! Er war vielmehr noch schlechter, als jener. Ihr werdet sogleich das Warum? erfahren. Heinrich nämlich hatte seinem Vater schwören müssen, daß er ohn' Einwilligung desselben sich bey seinen Lebzeiten nie eine Mitregentschaft zueignen wolle. Dieß verbürgte der junge Heinrich mit einem feyerlichen Eide. Kaum aber war dieser geleistet, als er von den Feinden des Kaysers ermahnt ward, gegen seinen Vater die Waffen zu ergreifen, indem er keinesweges verbunden sey, einem von der Kirche Verbannten den Eid zu halten. Hierzu trug besonders der neue Papst Paschalis II, der nach Urbans II Tode auf den päpstlichen Stuhl kam, viel bey, denn auch dieser verfolgte, so wie sein Vorgänger, den Kayser, und erneuerte den Bann, den man gegen ihn ausgesprochen handeln. Heinrich V. war sogleich willig, gegen seinen Vater feindlich zu halten, verließ ihn im Dezember des J. 1104, als er eben auf einen Zug

gegen den sächsischen Grafen von Eimbeck begriffen war, und gieng heimlich nach Bayern, um sich dort mit den auf ihn harrenden Misvergnügten zu vereinigen. Mehrere sächsische Herren folgten diesem Beyspiele und stiessen zu dem unerfahrnen Rebellen, der sie mit offenen Armen aufnahm. Heinrich IV. suchte seinen abtrünnigen Sohn auf die freundschaftlichste Art von seinem Vorhaben abzuziehen und stellte ihm goldene Berge vor, allein der Widerspennstige lies ihm sagen, daß es ihm ohnmöglich wäre, mit einem Manne zu leben, der ausser Gemeinschaft mit der Kirche lebe. Er behauptete dieß mit so großer Beharrlichkeit, daß nun auch der Erzbischof von Mainz und mehrere Aedle auf seine Seite traten und vom Kayser absprangen, die ihm bis jezt treu und sein Schutz gewesen waren. Nun war er fast von allen verlassen. Gedrängt durch die äusern Umstände suchte er Schutz in Böhmen. Bald darauf kam er wieder nach Mainz und bat seinen Sohn fast auf den Knien, daß er ihm seine Hülfe nicht entziehen solle. Doch der wohlgerathene Sohn hatte keine Ohren und vermahnte den Vater vielmehr, daß er doch in den Papst durch Nachgiebigkeit ehren und sich in das Gesetz der Nothwendigkeit fügen möchte. Als beyde Theile sich durch Billigkeit nicht zu nähern vermochten, berief Heinrich V. die Fürsten nach Mainz, um sich hier, durch die Hartnäckigkeit seines Vaters dazu veranlaßt, die ganze Regierung zuzueignen. Heinrich IV. selbst hatte beschlossen, bey dieser Versammlung zu erscheinen, aber schon auf dem Wege dahin besann er sich eines Bessern und suchte sich zurückzuziehen. Heinrich V. erfuhr dies und

ließ ihn in Ingelheim gefangen nehmen, um alle fernere Weigerungen zu entkräften. Er selbst wurde zu Mainz mit Einwilligung des Papstes Paschal II. zum teutschen König gewählt. Dieß geschah im Januar des Jahres 1106. Als der alte Heinrich seine Freyheit wieder erlangt hatte, begab er sich zu dem Erzbischof Otbert nach Lüttich. Dieser nannte sich noch immer seinen unveränderlichen Freund, so wie auch die Stadt Cölln, die mit aufrichtiger Treue ihm zugethan war und Heinrich von Limburg, der nach Gottfrieds von Bouillon Tode, Herzog von Niederlothringen geworden war. Diese drey brachten bald ein zahlreiches Heer auf die Beine, mit dem sie gewiß den Sohn förmlich zurückgeschlagen haben würden, (denn er belagerte eben Lüttich) wenn nicht Heinrichs des IV. Tod, der am 27 August 1107 unvermuthet erfolgte, den unseeligen Streitigkeiten plötzlich ein Ende gemacht hätte.

Siegismund. Der arme Mann hat viel Elend während seines Lebens ausstehen müssen.

Pastor. Und selbst im Tode war er davon nicht frey.

Niklas. Gewiß, weil er mit dem Banne belegt war?

Pastor. Allerdings. Der Erzbischof zu Lüttich ließ die Leiche des edlen Dulders in seiner Domkirche beysetzen, doch bald darauf zwang man ihn, selbige wieder ausgraben zu lassen, falls er nicht selbst in den Kirchenbann fallen wollte. Sein Sohn ließ den Leichnam endlich nach Speyer bringen, wo ihn die frommen Einwohner, die Heinrich IV. immer herz-

lich geliebt hatten, in die dasige Marienkirche aufbewahrten; aber schnell untersagte ihnen der Bischof allen Gottesdienst, und so mußten sie den Sarg in eine ungeweihete Kapelle setzen, wo er (es ist schrecklich) fünf Jahr über der Erde stand.

Heinrich IV. war ein großer Mann, von erhabenen Eigenschaften, der bey aller seiner Unbiegsamkeit und Strenge dennoch herrliche Tugenden in sich vereinte. Unübersehbar war das Elend, unendlich der Kummer, drückend und schwer die Sorgen, die ihn während seiner Regierung zu Boden beugten, doch nie verließ ihn seine Geistesgröße, immer behielt er Muth. Kraft und Ausdauer selbst in den schrecklichsten Gefahren. Wenn er ja hier und da fehlte, so war es nicht Fehler seines eignen Nachdenkens, sondern irgend die Schuld eines verunglückten Plans, der sich von seinen falschen Rathgebern herschrieb, in deren Wahl er meistentheils höchst unglücklich war. Groß und durchdringend war sein Verstand, fein sein natürliches Gefühl, grenzenlos sein Muth und seine Unerschrockenheit, und tiefblickend seine Menschenkenntniß. Sein Aeußeres kündigte sich sehr empfehlend an, sein Blick war feurig, und sein Anstand mit einer Majestät und Güte gepaart, die jeden sogleich auf den ersten Anblick einnahm. Er war ein Wohlthäter seiner Unterthanen, er hatte Achtung gegen die Religion und erfüllte die Pflichten derselben nach den damaligen Begriffen seines Zeitalters, vor dem Papst aber konnt' er freylich sein Knie nicht beugen, so bald er mit Gregorn urtheilte und handelte.

Heinrich V. bestieg nun den teutschen Thron, und das erste, was er that, als er die Regierung antrat, bestand darinnen, daß er den Herzog Heinrich von Niederlothringen, der seinem Vater angehangen hatte, förmlich absetzte. Gottfried Graf von Löwen ward dessen Nachfolger. Aus allen seinen Handlungen ergab sichs indessen sehr bald, daß nicht Hang zur Frömmigkeit, sondern blos Herschbegierde ihn zu dem grausamen Verfahren, das er gegen seinen unglücklichen Vater ausübte, verleitet hatte, denn er bewies deutlich, daß er gerade in allen Stücken so dachte, wie jener. Ja! er war fast noch weniger geneigt, dem Papste die Rechte einzuräumen, die ihm der Vater gleichsam stillschweigend bewilliget hatte. Um sich mit dem Papste auf gewisse Punkte vest zu setzen, wodurch man künftighin alle Feindseligkeiten vermeiden wollte, lud er denselben zu sich nach Teutschland, um besonders den Investiturstreit aufs Reine zu bringen. Paschal hatte anfänglich wirklich die Absicht, Heinrichs Forderungen Gnüge zu leisten, allein bald darauf besann er sich anders und gieng nach Troyes in Frankreich, wo er auf den dort angestellten Concilium im J. 1107. die Investitur-Decrete Gregors VII. und Urbans II. erneuerte, und zugleich alle Lehnsverpflichtungen der Geistlichen gegen Weltliche aufs strengste verbot. Aber Heinrich kehrte sich nicht im mindesten daran, sondern fuhr nach wie vor fort, die Bischöffe zu belehnen, und, um den Papst seine freye, ungezwungene Stirn zu zeigen, gieng er sogar im Jahre 1110 in Begleitung von 30,000 geharnischten Reutern nach Italien,

lien, nachdem er vorher die Polen und Hungarn zur Ruhe verwiesen und sich durch die Vermählung mit der Tochter Königs Heinrichs von England so viel Geld verschaft hatte, daß er diesen Zug mit aller Gemächlichkeit vollziehen konnte. Diese Reise verschafte ihm grossen Anhang, denn er war ganz dazu gemacht, allen Ehrfurcht einzuflößen, selbst die bekannte Markgräfin Mathildis fiel von dem Papste ab und schlug sich auf seine Seite. Der heilige Vater (so wenig er auch gutes im Sinne haben mochte; studierte einstweilen die Kunst der Verstellung und nahm den einziehenden König sehr freundlich auf, ja! er gieng so weit, daß er sogar behauptete, die Kirchengesetze beföhlen, daß die Geistlichen sich nicht mit weltlichen Dingen abgeben und nicht einmahl nach Hofe kommen sollten, mithin sey er gar nicht abgeneigt, sich allen weltlichen Geschäften zu entschlagen, sobald Heinrich gewilligt sey, das Recht der Investitur an ihn abzutreten. Thäte das Heinrich, so sollt' er zum Lohne alle Güter und Rechte einziehen, welche die Stifter seit Carls des Grossen Zeiten vom Reiche bekommen hätten. Heinrich würde dieses Erbieten aller Wahrscheinlichkeit nach mit Freuden angenommen haben, wenn er nicht das Mißvergnügen der Bischöffe gefürchtet hätte, welche eben gegenwärtig waren, indem Paschal Heinrichen versprochen hatte, nach jener Einwilligung ihn sogleich zum Kayser der Teutschen zu krönen. Heinrichs Verlegenheit war unbeschreiblich groß. Er sah alle seine Ritter und Grosse der Reihe nach an und schien auf ihren Gesichtern Rath und Trost

schöpfen zu wollen. Eine allgemeine Stille herrschte rings umher, der Papst wartete auf Antwort und zögerte mit der Krönung. Da rief endlich ein wackerer teutscher Ritter mit einer Löwenstimme dem harrenden Papste zu: „Nun? warum wartet ihr? denkt ihr denn nicht, daß unser König so gut zum Kayser gekrönt seyn will, als ehemahls Carl der Grosse und seine Nachfolger?“ Als auf diese Aufforderung der Papst noch immer Anstand nahm, die Krönung zu beginnen, so umringte Heinrichs Leibwache auf den ihr gegebenen Wink den Papst und seine Kardinäle und nahm sie in Verhaft.

Hans. Bravo! Das war recht! das hab' ich dem Papst schon längst gegönnt!

Pastor. Jubelt nicht zu früh, mein lieber Hans! Man weis nicht, ob sich das Blättchen nicht wendet. Den Päpsten ist nicht zu trauen.

Hans. Das sollte mir doch nicht lieb seyn!

Pastor. Die Römer griffen nach den Waffen, als sie den Papst und seine Kardinäle als Arrestanten erblickten, aber es half ihnen wenig, indem die Gefangenen nicht eher ihre Freyheit wieder erhielten, bis Paschal förmlich dem Investiturrechte entsagte; übrigens aber verblieb den Geistlichen die freye Wahl der Bischöffe und Aebte. Nun ward Heinrich ohne Anstand zum Kayser gekrönt und der Vertrag von dem Papste feyerlich bestätiget.

So weit schien alles vortreflich zu gehen; aber die Geistlichkeit, besonders die Kradinäle, murrten gar sehr, als der Papst sich so willig zur Abtretung der Investitur verstand. Dieser fühlte die Wichtigkeit ih-

rer gerechten Vorwürfe und beschloß, so bald Heinrich Rom verlassen haben würde, in einer im Lateran zu haltenden Prälatenversammlung die Abtretung der Investitur feyerlich zu widerrufen und den Kayser Heinrich V. für einen Widersacher Gottes und einen Knecht des Teufels zu erklären. Er trieb inzwischen seinen Groll noch weiter, indem er ihn auf einer andern Versammlung, die er zu Vienne in Frankreich hielt, förmlich in die Acht erklärte.

Jetzt näherte sich Heinrich V. den traurigen Schiksalen Heinrich des IV. Der Bann ward über ihn ausgesprochen, ohnmächtig aber würden trotz dem allen seine Pfeile von seiner Brust abgeprallt seyn, wenn er das teutsche Reich zum Freunde gehabt hätte.

Niklas. Das war also nicht der Fall?

Pastor. Nichtsweniger! Seine strenge und eigennützige Regierung machte ihn bey vielen so verhaßt, daß sogar sein ehemaliger Canzler, der jetzige Bischof Adelbert von Mainz (der selbst ehemals von ihm die Investitur erhalten hatte und mit Wohlthaten überhäuft worden war, jetzt aber mancherley Bedrückungen erfahren mußte) sich an ihm zu rächen und den in Rom über ihn ausgesprochenen Bannfluch durch das ganze teutsche Reich zu verbreiten suchte. Mehrere teutsche Fürsten hörten diese Nachricht mit innerm Vergnügen, denn auch sie zürnten auf den Kayser, weil er sich ohn' Aufhören bemühete, die der Krone entzogenen Kammergüter wieder an sich zu bringen. Ein vorzüglicher Feind Heinrichs war der Pfalzgraf Siegfried, den er aus bloßem Verdachte einer Verschwörung gegen ihn

gefangen nehmen ließ. Als Siegfried die Freyheit wieder erhielt, verband er sich mit dem Grafen von Supplinburg, Lothar, der das Herzogthum Sachsen, so wie die Herrschaften Nordheim u. Braunschweig besaß, mit dem Markgraf Rudolf von Nordsachsen, dem sächsischen Pfalzgraf Friedrich und dem Graf Ludwig von Thüringen, welche es gar nicht geheim hielten, gegen den Kayser mit den Waffen in der Hand hervorzutreten. Heinrich lud sie vor, um sie deshalb zur Rede zu setzen und nach Befinden zu bestrafen, da sie sich aber nicht stellten, so zerstöhrte er einige ihrer vesten Schlösser und Burgen, und erhielt wenigstens den Vortheil davon, daß sich ihm mehrere von den feindlichen Fürsten freywillig unterwarfen, als der Pfalzgraf Siegfried starb.

Wenzel. Auf diese Art war also wohl der ganze Streit beygelegt?

Pastor. So konnt' es seyn, aber Heinrich handelte etwas voreilig, nahm den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen ohne alle Ursachen gefangen und hetzte sich dadurch die meisten sächsischen Fürsten auf den Hals. Alle ergriffen nun die Waffen und Heinrich zog ebenfalls aus. Herzog Lothar führte die Sachsen an, und schlug Heinrichs Heer (1115) in dem Wefelsholze bey Sondersleben in der Grafschaft Mansfeld, dermassen, daß es sich genöthigt sah, bis an den Rhein zurückzugehen.

Ein Jahr drauf starb die Markgräfin Mathildis, nachdem sie aufs neue alle ihre Besitzungen dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte. Ohngeachtet nun Heinrich in seinem Reiche genug Noth und Kummer

hatte, so reitzte ihn doch diese reiche Hinterlassenschaft Mathildens, daß er einen Zug nach Italien beschloß, um dem heiligen Vater wenigstens einen Theil der Beute abzunehmen. Als er nach Rom kam, verjagt' er den Papst, weil dieser den Bannstrahl nicht auflösen wollte, den er über ihn ausgesprochen hatte und ließ sich, da er eine Krönung von diesem Meineidigen als ungültig verwarf, von dem Erzbischof von Braga, Mauritius Bourdin zum zweytenmahl zum Kayser krönen. Hierauf verließ er die Stadt und nahm die Markgräflichen Güter in Besitz.

Müller. Da aber Heinrich viele Feinde hatte, so dächt' ich, müßt' es in seiner Abwesenheit bunt genug in Teutschland zugegangen seyn?

Pastor. Um dies zu verhüten, gab er den Söhnen seiner Schwester Conrad von Hohenstaufen und Friedrich Herzog von Schwaben einstweilen Macht, das Reich zu verwalten. Indessen war dieß immer noch nicht hinlänglich, um die Ruhe ganz zu sichern, weil die Zerrüttung, die sich schon unter Heinrichs Vater angesponnen hatte, immer weiter um sich griff. Jeder that, was ihm beliebte, aber nicht was recht, und dem allgemeinen Besten zum Vortheil gereichte. Man verwüstete die Güter seiner Feinde, um sich zu rächen, und plünderte ohne Schaam Bürger und Bauer. Ueberall rottirten sich Räubertruppen zusammen, die ohne Ahndung mordeten und brannten. Man bauete neue Schlösser auf unübersteigliche Felsen, und machte sie zu Magazinen der begangenen Räubereyen; die alten aber von Carls des Großen Zeiten her, wurden zerstöhrt, und auf diese

Art ganze Lande verheert; man nahm Reisende und Arme gefangen, plünderte sie aus und ließ sie dann halbnackend weiter ziehen, ja! man achtete nicht einmahl mehr der geschlossenen Verträge und des Gottesfriedens — kurz! lieben Freunde! in unserm lieben Vaterlande sah es damals höchst kläglich aus.

Säuberlich. Mit dem öffentlichen Gottesdienst gieng's wohl auch nicht viel besser?

Pastor. Allerdings! Denn da ganze Striche Landes zu Wüsteneyen gemacht wurden, so hörte der Gottesdienst von selbst auf. Die Geistlichen fanden keinen Unterhalt mehr, und flohen aus dem Lande. So gerieth zum Beyspiel das reiche Kloster Fulda in die größte Dürftigkeit. Dieses gräßliche Elend brachte endlich die Angesehensten im teutschen Reiche auf den Einfall, in Würzburg einen Reichstag auszuschreiben und auf diesem den abwesenden Kayser völlig zu entsetzen. Kaum hörte Heinrich diese Todespost, als er von Rom aufbrach und nach Teutschland zog, um noch Zeit genug das ihm drohende Wetter unschädlich zu machen. Der Vorsatz war gut; aber schon befand er sich in den Umständen eines Kranken, von dem bereits alle Kräfte gewichen sind. Dazu kam nun noch, daß er sich in Italien eben so viele Feinde als in Teutschland erworben hatte, besonders war der von der Gegenparthey gewählte Papst Calixtus II. (sein eigener Vetter) ihm zuwider, der ihn auch, als er Rom kaum den Rücken gewendet hatte, von aller Gemeinschaft mit der Kirche abschnitt und ihn abermals in den Bann that. Er schloß auch den vom Heinrich gewählten Papst Gre-

gor VIII. in ein Kloster und trotzte mit kühner Stirne den Anordnungen des Kaysers, die er als Befehle eines doppelt Gebannten auf ewige Zeiten verwarf. Nun sah sich dieser endlich von allen seinen getreuen Anhängern verrathen und verlassen!!

In dieser drückenden Noth erbot sich Heinrich zu einem Vergleich. Die Teutschen schickten deshalb Gesandte an den Papst und baten ihn, daß er, um den Frieden wieder herzustellen, eine allgemeine Kirchenversammlung ausschreiben und den Streit mit dem Rechte der Investitur schlichten möchte. Calixtus ergriff mit Freuden diesen Antrag und bestellte eine Versammlung von 300 Bischöffen und 700 Aebten und so kam endlich nach langen Sorgen und Mishelligkeiten (im Jahr 1122) der berühmte Vertrag (Concordat) zwischen Heinrich V und Calixtus II zu Stande, worinnen die freye Wahl der Bischöffe und Aebte gestattet und dem Papst die Befugniß überlassen wurde, sie mit Ring und Stab (welches man, wie ihr wisset, Investitur nannte) zu belehnen.

Marx. Und was behielt denn der Kayser für Rechte?

Pastor. Sehr unbedeutende. Der Papst nämlich erlaubte ihm, Abgeordnete zu den Wahlen zu schicken, bey streitigen Wahlen die entscheidende Stimme, doch wohlgemerkt mit Hinzuziehung eines Erzbischofs und der andern Bischöffe, zu geben und die Prälaten wegen der vom Reiche herrührenden weltlichen Rechte und Güter, die man Regalien nannte, mit dem Scepter zu belehnen.

Heinrich sah nun wohl, daß seine Macht nichts als ein Schatten sey, und daß man ihm durch den päpstlichen Stuhl alle Selbstständigkeit entzogen habe. So sicher er davon überzeugt war, so unerträglich war ihm der Gedanke, daß seine Vorfahren mächtiger gewesen seyn sollten, als er. Er ließ deswegen mit Eifer alle ehedem mit der Krone verbundenen Güter, welche die teutschen Reichsstände an sich gerissen hatten, aufsuchen und einige davon durch bestellte Commissarien dem Schatze zusprechen. Bey dieser Handlung fragt' er keinen Menschen um Rath, er handelte ganz für sich und eigenmächtig. Dadurch zog er sich ein neues Gewebe von Cabalen und Empörungen zu, und vielleicht würde man mit ihm noch ärger umgegangen seyn als dies schon geschehen war, wenn nicht die Pest, die damals in Europa schrecklich wüstete, auch ihn (zu Utrecht am 22sten May d. J. 1125) hingeraft hätte. Die Charakteristik dieses Mannes ist ganz kurz! Er war ein grausamer Sohn, ein unruhiger Nachbahr, ein schlechter Kayser, ein Heuchler ohne Religion, ein unbeständiger Freund, und dennoch nicht selten ein Mann von großer Tapferkeit und Klugheit. Da er ohne Erben aus der Welt ging, so starb mit ihm der fränkisch-salische Stamm aus, der seit dem Jahr 1024 unter vier Kaysern von großen Fähigkeiten geblühet hatte.

Wenzel. Hat denn Heinrich V. außer den Streitigkeiten mit dem Papste sonst keine Kriege geführt?

Pastor. O! ja! Aber für ihn und sein Glück waren sie ohne alle Bedeutung. So beunruhigte Graf Robert von Flandern seine Nachbahren auf das heftigste, Heinrich wollte öfters diesem Unfug ein Ende machen, doch es gelang ihm nie, seinen Feind ganz zu bezwingen. Nicht minder suchte er den von seinem Bruder Colomann, dem König in Hungarn, vertriebenen Almo beyzustehen, er zog mit einem Heere vor die Stadt Presburg in Hungarn und belagerte sie, aber vergebens; zum Lohne für seine Bemühung verwüsteten seine Feinde (1112) nach seinem Abzuge ganz Oesterreich, und der vertriebene Prinz Almo blieb nach wie vor, seiner Rechte beraubt.

Da wir diesen Zeitraum mit Heinrich dem V. beendigen, so sey es mir abermahls erlaubt, euch einige (vielleicht sehr wichtige) Bemerkungen mitzutheilen:

An Moralität und Sittlichkeit hatte die teutsche Nation in dieser Periode blutwenig gewonnen, indem überall die größte Roheit sichtbar war; noch immer war der Trunk ihre Lieblingsleidenschaft, zu der sich nun sogar ein ziemlich starker Appetit zum Essen gesellte, denn ein alter italienischer Mönch sagt irgendwo: die Teutschen fressen wie die Wölfe. Der Hauptzug ihres bessern Charakters blieb, wie sonst, eine ungemeine Tapferkeit. Da dies aber auch alles war, was sie auszeichnete, so blieben die übrigen bürgerlichen Tugenden desto ungebaueter. Der Knabe erhielt von Jugend auf keine regelmäßige Erziehung; alles was man ihn lehrte, bestand

in dem Gebrauche der Waffen und ein Bischen Jagd. Zwar wurde unter Conrad II und Heinrich III manches zur Verbesserung der teutschen Sitten gethan, besonders hielten diese Fürsten auf die Aufrechthaltung guter Gesetze, die nachherigen innerlichen Kriege aber verschlangen gleichsam diese Bemühungen wieder. Der Adel trieb ohne Schaam Straßenraub und Mord, bevestigte Berge und Felsen mit Schlössern und trieb bey Tag und Nacht den schändlichsten Frevel. Heinrich III zerstöhrte die meisten derselben, um jenen Frevel zu hindern, Heinrich IV schien ihn aber gleichsam begünstigen zu wollen und ließ viele wieder aus dem Schutt hervorrufen, um sich damit gegen die Sachsen, die sich deshalb aufs neue empörten, zu waffnen. Kurz — ein allgemeines Faustrecht wüthete in Teutschland, man hörte nicht mehr auf die Gesetze und die Aussprüche der Geistlichkeit, man that nur das, was ihnen billig hieß, und nicht, was recht war. Die alte Eintheilung Teutschlands in Gaue hörte in diesem Zeitraume (den 12ten Jahrhundert) auf. Die Grafen veränderten die Gränzen der Gauen durch Theilungen und Verkauf; auch geben sie vielen derselben die Nahmen der von ihnen bewohnten Burgen. Die Bischöffe boten hierzu freywillig die Hand, und da sie ebenfalls ganze Gauen besaßen, so nannten sie selbige Bisthümer. Aus den Unterabtheilungen der Gauen, aus Centen und Marken entstunden Aemter, Schultheissereyen, Centämter und Voigteyen, in welchen Fürsten und Grafen die Vorsteher anordneten. Von hierher schrieben sich denn auch die vorzüg-

lichsten Geschlechter der teutschen Nation, deren früheres Entstehen wenigstens in tiefes Dunkel gehüllt war, z. B. das Welfische Geschlecht, dessen Anherr Welf I. in Bayern war und von welchem sich der Ursprung des Braunschweigischen Hauses herrschreibt; das Geschlecht Otto's von Ballenstädt, von dem die Fürsten von Anhalt herkommen; Eben so wurden die Geschlechts-Nahmen bey dem niedern Adel gewöhnlicher. Einige, z. B. die Kämmerer, Voigte, Kellner u. s. w. behielten gewisse Amtsnahmen; andere nahmen die Benennung starker Thiere an und nannten sich Löwe, Bär u. s. w. Nach andere entlehnten ihre Nahmen von den Städten und Schlössern, worinnen sie wohnten z. E. die Familie von Sachsenhausen, Lippe, Nassau u. s. f. Die meisten von dem niedern Adel waren jetzt Dienstleute der Fürsten, Bischöffe und Grafen, als solche waren sie genöthiget unter ihnen und für sie im Kriege zu dienen.

Der Heerbann galt nichts mehr, weil die Teutschen nicht so wie sonst unmittelbar, für ihre eigene Ehre und Sicherheit Kriege führten, sondern zum Vortheil ihrer Lehnsherren. Das Reichsheer bestand aus den Reichslehenmännern, welche ihre Vasallen mit in den Krieg führten. Jeder Fürst oder Besitzer eines Fahnlehens führte dabey eine große Fahne. Die Freyherren, welche Vasallen unter sich hatten, führten eine kleine Fahne, welche Panier hieß. Davon kommen her die Pannerherren. Wenn es nun in den Krieg gieng, so war jeder Lehnsherr darauf bedacht, seinen Vasallen Lebensmittel, Pferde und Geld zu geben. Wer das nicht konnte, hatte das Recht, den Dienst mit Geld abzukaufen,

wofür besoldete Krieger gestellt wurden. Ihr sehet, lieben Freunde, daß ein König ohnmöglich zu Felde gehen konnte, wenn ihm die Einwilligung der Grossen mangelte. Vormals war jeder freye Mann gezwungen, ins Feld zu ziehen, ihr Graf und Herzog mochte wollen oder nicht; jetzt thaten die Vasallen nur dann Kriegsdienste, wenn ihre Lehnherren sie aufboten. Kriegerischer wurden in dieser Periode die Bewohner der Städte, welche immerwährend zur Vertheidigung ihrer Mauern bewafnete Haufen halten mußten, welche denn auch in den Krieg mit zogen, falls es zu Hause nicht sonderlich viel zu thun gab. Die Städte standen demohngeachtet unmittelbar unter dem König, der sie wiederum durch Vögte oder Schultheißen regieren ließ. Daher kommen noch heut zu Tage die Nahmen der Burgermeister in vielen Städten. So heißt z. E. der Burgermeister der Stadt Eißleben: Stadtvoigt, und der zu Eisenberg: Schultheiß. (oder Stadtschultheiß) Unter den damaligen Städten zeichneten sich hauptsächlich an Größe, Pracht und Bewafnung Goslar, (wo sich die fränkischen Kayser aufzuhalten pflegten) Cölln und Nürnberg aus.

Der Zustand der Kirche befand sich in sehr traurigen Umständen, und dennoch wurde nur durch diese die weltliche Macht fast gänzlich zu Boden gedrückt. Den Papst hielt man für das Oberhaupt der Welt, dem Aberglauben fröhnten alle Staaten und Reiche; Stolz, Herrschsucht, Geiz, Ausschweifung und Bosheit aller Art regierten die Zügel der Königreiche und ihre Enden gingen in die Hand der Geistlichkeit. Am mächtigsten that sich (wie ihr schon gehört habt,)

Papst Gregor VII. hervor, weil er die apostolische Gewalt auf den höchsten Gipfel ihrer Größe hob. Er behauptete mit kühnem Trotze die Unabhängigkeit der Geistlichen von aller weltlichen Gewalt und spiegelte den Bischöffen und Aebten goldene Aussichten vor, wenn sie ihm beystünden. Allein er belohnte sie nicht einmal dafür, sondern drückte sie selbst auf alle nur ersinnliche Weise, befahl ihnen sogar mit Strenge, dem Ehestande zu entsagen. Trotz diesen Aussichten wuchs dennoch der Stolz der Geistlichkeit gar sehr, besonders traf dies bey den päpstlichen Legaten ein, welche seit dem Ende des eilften Jahrhunderts in den Provinzen haußten, und sich zu Richtern über die Bischöffe aufwarfen. Mit diesem Stolze verbanden sie alle Arten der Ausschweifungen, denn da ihnen Gregor die Ehe untersagte, so suchten sie auf andere gesetzlose Weise ihre Lüste zu befriedigen, worinnen ihnen denn auch die Päpste mit einem guten Beyspiele vorzugehen pflegten. Die Könige und Kayser, welche diesen Unfug sahen und fühlten, durften gleichwohl nichts dazu sagen, weil der Papst mächtiger war, als sie, und sie für jeden Eingriff in seine Strafmacht derb genug gezüchtiget haben würde, wie dies mehrere Exempel bewiesen.

Philipp. Wollen Sie uns wohl eins nennen?

Pastor. O ja! Herzog Gottfried von Lothringen ward von den Klostermönnchen zu Verdün beleidiget, er suchte sich zu rächen und verbrannte ihre Kirche. Wollt' er nun ihrer Rache und hauptsächlich der Rache des Papstes entgehen, so sah er sich genöthiget, den übereilten Schritt sogleich wieder gut zu machen.

Was that er? Er gieng zu den Mönchen, beschenkte sie sehr reichlich, ließ sich öffentlich im Kloster geisseln, bauete auf seine Kosten eine neue Kirche und verrichtete dabey die niedrigen Dienste eines Handlangers. Dies war freylich den Geistlichen Recht, denn sie durften nun mit den reuigen Sündern machen, was ihnen beliebte. Dieser Meynung war der Papst auch; sein Stolz vergaß sich so sehr, daß er die Gewalt des römischen Stuhles mit der Sonne, die kayserliche aber mit dem Monde verglich und hinzusetzte, daß jener den letztern Licht und Wärme geben müsse. Was hierbey das, allen weltlichen Fürsten eingeimpfte, Ansehen des apostolischen Stuhls nicht vermogte, wußte der Aberglaube vollends zu bewirken. Die Geistlichkeit ersann allerhand Mährchen und Fabeln von Fürbitten, Fegefeuern u. s. w. und schreckte damit das arme Christenvolk dermaßen, daß ihr Geiz hinlängliche Nahrung erhielt, denn so nach vergieng fast keine Woche, wo nicht die Klöster Verschreibungen und Geschenke erhielten. Ermengard, eine vornehme Dame, trieb die Schwärmerei so weit, daß sie sich selbst und ihre ganze Fnmilie einer Kirche schenkte, denn, meynte sie, die höchste Freyheit des menschlichen Geistes bestehe in dem Dienste Christi und seiner Knechte (Geistlichen). In eben dieser Absicht, (um sich nämlich im Himmel eine goldene Stufe zu bauen,) beschenkte die Gräfin Hildegard von Holland, eine Kirche mit einem kostbaren Altarblatt, von Gold und Edelsteinen fast überladen, und ein Evangelienbuch, welches, gleich dem Altarblatt, mit köstlichen Steinen geschmückt

war. Da nun die Klöster täglich reicher wurden, so nahmen auch die Mönche und Nonnen an der Zahl zu. Man stiftete neue Orden und beschenkte sie mit Ländereyen und fetten Auen, weil man sich einbildete, Gott geschähe dadurch ein Dienst. Zu dieser Zeit entstand der Cistercienser- und Cartheuser Orden.

Wecker. Was machten denn die Mönche mit all' den Schätzen, die man ihnen schenkte?

Pastor. Sie wandten sie größtentheils zum Wohlleben und zur Ueppigkeit an. Statt auf das höchste einfach und Gott gefällig zu leben, besetzten sie ihre Tafeln mit den leckersten Speisen und Weinen; und wenn die Bischöffe eine heilige Wallfarth nach Jerusalem unternahmen, so führten sie viele goldene und silberne Gefässe bey sich, zogen die reichsten Kleider an, prahlten mit grossem Gefolge, und fetten Heerden Viehes; wie denn der Bischof Wernherr von Strasburg, den Conrad II. nach Constantinopel schickte, ein so ansehnliches Gefolge bey sich hatte, daß sich dessen ein Fürst oder Kayser nicht hätte zu schämen brauchen.

Ich habe euch schon vorhin etwas von den teutschen Gesetzen gesagt. Sprechen wir jetzt noch etwas ausführlicher davon. Die Sachsen behielten ihre alten Gesetze und Gewohnheiten standhaft bey. Doch gab es auch wiederum Städte, die sich nach eigenen Verordnungen richteten, wie z. E. Mainz. Die Oberhand von allen behielten jedoch immer noch die Ordalien (Gottesgerichte) und Zweykämpfe, wenn eine Sache von Wichtigkeit auszumachen war. Die-

jenigen, die allenfalls auf den Nahmen eines Gelehrten Anspruch machten, studierten das alte römische Recht, wozu besonders ein teutscher Lehrer auf der italienischen Universität (hohen Schule) zu Bologna Nahmens Wernher (Irnerius) Veranlassung gab, denn er las öffentlich darüber und erklärte die schwürigen Stellen. Dies Recht gewann besonders bey den Päpsten in kurzem so viel Ansehen, daß sie es den teutschen Verordnungen der Könige vorzogen und bey ihren geistlichen Versammlungen darnach abnrtheilten.

Säuberlich. Wie sah es denn überhaupt mit den Wissenschaften aus?

Pastor. Besser als sonst, aber sonderlich viel hatte man demohngeachtet noch immer nicht gethan. Die Klosterschulen zu Lüttich, Paderborn, Bamberg, Würzburg, Fulda und Corvey hatten an Bildung ungemein viel gewonnen, doch übertrafen sie die ausländischen Schulen, zu Bologna und Paris bey weitem noch nicht. Waltram, Bischof zu Naumburg entwarf die erste bekannte Staatsschrift, eine Vertheidigung Kayser Heinrich IV. Dieß hielt jedoch die Dummheit, die bey weiten mächtiger war, als die Aufklärung, nicht ab, bisweilen Behauptungen zu führen, die ins Lächerliche fielen. Sie erstreckte sich besonders ins Reich der Geschichte, wo überal Roheit und Finsterniß herrschte, troz dem, daß es auch Mönche gab, die uns über die teutsche Geschichte kostbare Werke hinterlassen haben. Weit weniger an-

gebau-

gebauet war das Feld der Philosophie, (oder Weltweisheit) ihr ganzes Gebäude beruhete auf nichts sagenden Spitzfindigkeiten, die man nicht zur Erörterung der Wahrheit, (wozu sie doch eigentlich geschaffen war) sondern zum Hülfsmittel brauchte, um den Gegner, mit dem man sich herumstritt, (disputirte) in Verwirrung zu bringen. Nicht viel mehr hatte die Mathematik, Naturlehre und Arzneywissenschaft gewonnen; in eben so erbärmlich schlechten Zustande befand sich die Dichtkunst (Poesie) man schuf übel klingende Reime ohne Saft und Kraft und gab sie beyfallssüchtig für schöne Lieder aus. Da ich eine Probe zn mir gesteckt habe, so kann ich sie euch mittheilen, wenn euch anders damit ein Gefalle geschiehet.

Alle. O ja! Herr Pastor! o ja!

Pastor. Nun so hört:

Er zog ein Blatt Papier hervor und las:

Wir horten in Dike singen
von alten Dingen,
wi snelle Heliden vuchten,
wi si veste Burge brechen,
wi sich lieben winisceste schieden.
wi riche Künige al zu giengen.
Nu ist Cit daz wir denken
wi wir selve sulin enden!

Habt ihr das verstanden? lieben Freunde!

Einige. (mit dem Kopfe schüttelnd) Das ist mir zu hoch.

Pastor. (lächelnd) Ich glaubs selbst. So hört denn, wie es nach unserer heutigen Mundart klingen würde.

Wir hörten oft singen
von alten Dingen,
Wie schnelle Helden fochten;
wie sie veste Burgen brachen,
wie sich werthe Freunde schieden.
Wie reiche Könige untergiengen,
Jetzt ists Zeit, daß wir denken
wie wir selbst etwas vollenden!

Ausser diesen Gesängen hatte man auch noch andere kleinere, die man Spottgedichte nannte, welche größtentheils auf unedle, schlechte, treulose Handlungen gedichtet wurden, und die beym Absingen den redlicher Gesinnten vor ähnlichen Handlungen zur Warnung dienen sollten.

Säuberlich. Da waren diese Lieder wohl recht fein komponirt?

Pastor. So nett freylich nicht, wie in unserm Zeitalter, indessen muß ich ihnen doch sagen, lieber Schulmeister! daß die Musik in diesem Zeitraume vor allen andern Wissenschaften im Teutschen Reiche viel gewonnen hatte. Sie ward nämlich wichtiger durch die erfundenen Zeichen, welche die Höhe oder Tiefe eines Tones angaben, und die einen gewissen Italiener Guido von Arezzo zum Erfinder hatten. In Italien bildete man überhaupt diese Kunst zu einen vorzüglichen Grad aus, daher es auch kam, daß der Papst Gregor VII, dem die Wissenschaften nicht wenig zu danken

haben, eine besondere Aufmerksamkeit auf den Kirchengesang wendete. Er bildete die von Guido von Arezzo erfundenen Zeichen mehr aus, und bezeichnete den Stufenort des Tons erst mit Punkten und hernach mit durchgehenden Strichen. Diese Striche verwandelte Guido hernach selbst in 5 Linien, auf welchen er die Töne, statt der Buchstaben, durch Punkte ausdrückte. Daher die Noten. Mit der Musik hielt die Baukunst gleichen Schritt, man bauete jetzt nicht blos dauerhaft und vest, sondern auch mit Geschmack. Dieser Geschmack war freylich nicht einheimisch, denn im Vaterlande selbst gab es nur wenig oder fast gar keine schönen Gebäude, wo sollten also die guten Muster herkommen? Die teutschen Baumeister sahen sich mithin genöthiget, die Formen aus andern Ländern zu erborgen, wozu kein Land passender war als Italien, gleichsam das Vaterland des guten Geschmacks, sobald es auf Baukunst und Mahlerey ankam. Unter den in dieser Periode erbaueten Gebäuden zeichneten sich der Dom zu Bremen, die Kirche zu Harzburg ohnweit Goslar, (welche, wie ihr gehört habt, die Sachsen zerstöhrten) der königliche Pallast zu Nimwegen und der Münster zu Strasburg und Freyburg aus. Neben der schönen Baukunst legte man sich zugleich auf Bildhauer-Arbeit und Malerey. So befand sich z. B. auf dem Grabmahle der fränkischen Kayser zu Speyer die treflichste Bildhauer-Arbeit von polirten Marmor. Die Fußböden der Kirchen legten die Künstler mit künstlich zusammengesetzten Steinen

aus, welches den Nahmen Mosaik erhielt, auf die Altäre stellte man Gemälde von Heiligen oder Anspielungen auf heilige, wunderbahre Geschichten.

Wenzel. Der Handel hatte sich wohl auch um vieles gebessert?

Pastor. Ja! die Stadt Cöln hielt in ihren Mauern über 600 sehr angesehne Kaufleute, und die Städte Bremen, Hamburg, Magdeburg machten sehr ansehnliche Geschäfte nach Italien, besonders nach Venedig. Die Ausfuhr bestand in natürlichen Produkten, Wollenfabrikaten, Leinen und Kleidern. Der Handel hatte grossen Einfluß auf den Luxus (Pracht) denn es kamen verschiedene Moden und Trachten nach Teutschland, die man vorher gar nicht gekannt hatte. Man trug Mäntel, die man Kappen; und lange Kleider, die man Faltinen nannte. Ein Kleid von preussischen Pelzwerk machte den größten Staat aus; viele trugen auch unten am Rande der Faltinen angeheftete Geldstücke. Die Einfuhr nach Teutschland bestand in Weinen, Oel, Früchten und Kunstwerken aus Italien; ädlen Steinen, Seide, Purpur und Gewürtzen.

Müller. Wie sah es denn um den Bürgerstand aus?

Pastor. Die Handwerker standen noch wie ehedem in geringen Ansehen, ohngeachtet Carl der Grosse viel zu ihrer Aufnahme beygetragen hatte. Sie erfreueten sich noch immer keiner vesten Verbindung und Innung unter einander. Weit unglüklicher aber befand sich der Bauernstand. Dieser war unter allen der mühseligste und gedrükteste. Im Kriege wurde

er geplündert und sein mit Mühe und Sorgfalt gebauetes Feld das Opfer wilder Rosse, die es mit ihren Hufen zerstampften. Die Gutsherrn, unter denen der Bauer seufzte, waren zu einfältig, um den Vortheil einzusehen, den sie aus dem Fleisse dieses Standes ziehen konnten, und die Schutzvoigte der Geistlichen suchten sich oft durch Bedrückungen der Angehörigen derselben zu bereichern. Eben so gedrükt wurden die Juden. Diese verstossene und verlassene Nation zog sich durch den Reichthum, den sie sich in Handel und Gewerbe erwarb, nicht selten den Neid und die Mißgunst der Christen zu, (wie das leider! noch heut zu Tage oft der Fall ist) und deshalb wurde sie, unter dem Vorwande der Religionsverschiedenheit, die gewöhnlich dem Fanatismus zum Deckmantel dienen muß, auf das grausamste und unmenschlichste verfolgt.

Jetzt bleibt uns nun noch übrig, auch etwas über diejenigen Staaten zu sprechen, die mit Teutschland in Verbindung standen, um somit eine kurze Uebersicht über das Ganze zu gewinnen.

Die Slaven, dies äuserst unruhige Volk, das sich nie nach den Teutschen Verordnungen zu fügen Lust und Neigung zeigte, knüpfte sich unter den fränkischen Kaysern näher an die Teutschen an. Schon unter Conrad II zählte sich ihr Herzog unter die Fürsten, und unter der Regierung Heinrich IV. gab ihnen ihr Herzog Brezeslaus Gesetze, unter denen bey grossen Verbrechen Feuer- und Wasserproben die vorzüglichsten waren. Indessen hatte sich dem allenohngeacheet der Haß und die Geringschätzung des teut-

schen Volks gegen diese Nation noch wenig vermindert, weil man sogar die Heyrath eines teutschen Jünglings mit einer Slavin (und so umgekehrt) für eine Mißheyrath hielt. Dieser Haß dehnte sich vorzüglich auf diejenigen slavischen Völker aus, welche zwischen der Elbe und Ostsee wohnten und ihre heydnischen Opfer der einfachen christlichen Religion vorzogen. Die, welche auf der Insel Rügen wohnten, bezeigten sich am hartnäckigsten, sie gehorchten einem eigenen König, verheerten die benachbarten Küsten, und opferten mehrern Göttern, deren Oberpriester in einem größern Ansehen stande, als der König selbst. Dieser hatte die Aufsicht über einen prächtigen Tempel, in welchen sie die gemachte Beute niederlegten und damit ihren Göttern einen angenehmen Dienst zu erzeigen glaubten.

Unter Heinrich V. machte sich der König von Burgund außerordentlich mächtig, dennoch blieb sein Reich dem teutschen König unterworfen. Eben so die Herzöge von Zähringen, die einen grossen Theil der heutigen Kantone Bern und Freyburg inne hatten. Italien und die Kayserwürde waren mit einander vest verbunden, die letztere aber hieng ganz von dem Papste ab, welches denn auch die Ursach war, daß kein teutscher König sich Kayser nennen durfte, wenn ihn nicht vorher der heilige Vater Papst in Rom gekrönt hatte. Dieses Recht wurde in der Folge durch die vielen Unruhen, die der apostolische Stuhl mit dem teutschen Reiche hatte, etwas eingeschränkt, bis es in der Folge ganz verlosch, wie uns späterhin die teutsche Geschichte melden wird.

Frankreich und England befanden sich in diesem Zeitraume noch in eben der Verfassung, wie in dem vorigen, nur mit dem Unterschied, daß England mit dem teutschen Kayser Heinrich V, der eine Schwester des Königs von England heyrathete, näher verbunden ward, wobey denn besonders der letztere ein Hauptaugenmerk auf den mächtigen Grafen Robert von Flandern richtete, dessen Macht und Nachbarschaft seinem Reiche mit Gefahren drohete. Desto unschädlicher war Dänemarck dem teutschen Lande, weil es durch den Verlust Englands und Norwegens so geschwächt worden war, daß ihm zu auswärtigen Kriegen keine Kraft übrig blieb. Polen und Hungarn strebten bloß nach Unabhängigkeit und war hinlänglich zufrieden, wenn man ihnen diese gewährte. Das griechische Kayserthum verlohr seine besten Besitzungen in Asien durch die Türken und war auf diese Weise viel zu schwach, sich in Angelegenheiten zu mischen, die ausser seinem Kreise lagen.

Säuberlich. Vielleicht irr' ich mich, lieber Herr Pastor! und ist es so, so bitt' ich meiner Kekheit wegen um Verzeihung — ich dächte aber, ich hätte irgend einmahl gelesen, daß unter dem Papste Gregor VII. ein Kreutzzug nach dem gelobten Lande wäre gepredigt worden? Gleichwohl haben Sie uns davon noch nichts gesagt.

Pastor. Sie haben ganz Recht, lieber Herr Schulmeister! und eben war ich im Begriff, unsere Unterredung darauf hinzuleiten. Da es eben schon seit geraumer Zeit auf dem Kirchthurme zehn Uhr geschlagen hat, so muß ich die Erzählung dieser wich-

tigen Begebenheit bis auf den Sonntag verspahren. — Mit diesen Worten gieng die Versammlung auseinander.

Neunter Abend.

Die Hauptbegebenheit (begann heute der Herr Pastor) welche in diesen Zeitraum fällt, ist also die berüchtigte Geschichte der Kreutzzüge, von der ich euch heute Abend, meine lieben Kinder! zu unterhalten gedenke. Ehe ich aber damit beginne, ist es nothwendig, daß ich euch ein kleines Bild von dem Lande entwerfe, in dessen Innern der Schauplatz lag, auf welchem jene Gräuelszenen des Fanatismus und der Büberey gespielt wurden.

Im Orient (Morgenlande) war die Türkische Religion die Herrschenste. Aber das Reich der Khalifen, oder der ächten Nachfolger des falschen Propheten Mahomeds (von dessen Leben ich schon manches erzählte, als ich euch die Geschichte des General Bonapartes mittheilte *) war durch die Türken zerstöhrt worden, welche sonst jenseits des Taurus und des Imaus (zweyer Gebirge in Asien) wohnten und zu den Tataren gehörten, welche in der alten Geschichte mit dem Nahmen Scythen belegt werden. Unter diesen hob sich besonders der sogenante seldschukkische Stamm empor, dessen Stifter Seldschuck war, welcher vorher mit einem kleinen Haufen zwischen den Flüssen Irtisch und Syr-Darja wohnte. In

*) S. Bonapartens Leben S. 105.

der Folge wandt' er sich nach Süden. Sein Sohn Mikail drang (im J. 1040) in die persische Provinz Chorason ein, und machte seinen Sohn Togrul so mächtig, daß er bald darauf das gewaltige seldschukkische Kayserthum stiftete, welches das Khalifat und die von ihm eroberten Länder an sich riß und seine Grenzen von Indien bis an das schwarze und mittländische Meer erweiterte. Die Hauptstadt dieses neuen Kayserthums hieß Ispahan, die Residenzstadt der Khalifen, Bagdad, aber auch diese kam (im J. 1055) in seine Gewalt. Unter Togruls Sohne, Malek-Schah, der von 1072-1092 regierte, erreichte der seldschuckische Staat den höchsten Wipfel seiner Gewalt. Einer von seinen Hauptleuten unterwarf dem Staate das zum Khalifat gehörende Syrien bis nach Antiochien, und so herrschte Malek-Schah von der kleinen Bucharey und vom Indus an bis nach Jerusalem und Nicaea. Eilf Jahre nach Malek-Schahs Tode zerspaltete sich das seldschuckische Kayserthum in zwey besondere Staaten, nämlich in das östliche und westliche Reich. Maleck's Vetter, Soliman, stiftete (schon im J. 1074) das Sultanat zu Ikonium, welcher das Land Laodicäa bis an den Hellespont vom griechischen Kayser eroberte und das sich in der Folge nicht nur über den größten Theil von Klein Asien, sondern auch über einen Theil von Syrien und Mesopotamien, ausbreitete. Ein Bruder des Malek aber, Tutusch, der von demselben (1078) eine Stadthalterstelle in Syrien empfieng, gründete das besondere Sultanat zu Aleppo. Ausser diesen zwey Reichen gab es indessen noch zwey andere in Syrien. Die

Ismaeliter, eine arabische Regentenfamilie traten zuerst (1090) in dem am kaspischen Meere liegenden, gebirgigen Theil von Persien auf, wo sie sich verschiedener vester Städte bemächtigten. Den Regenten derselben nannten die Nachbarn den Alten vom Gebirge. In dem westlichen Theil von Syrien endlich, besonders in Palästina (dem gelobten Lande) herrschten die Nachkommen des Türkischen Emirs Ortok.

Allen diesen nun, (also den Sultanen zu Ikonium, Halepp (Aleppo) Damaskus, dem Alten vom Gebirge und dem Sultan zu Jerusalem) war der griechische Kayser ein Dorn im Auge, sie lagen mit ihm in ewigen Zwiste, wozu freylich die Religion die meiste Veranlassung gab. Und dies ist endlich das Ziel, von dem ich bey meiner Schilderung der Kreutzzüge ausgehen muß.

Seitdem nämlich die Geistlichen der damahligen Zeit einen hohen Werth auf Ueberbleibsel der Heiligen, z. B. auf ihre Gebeine, auf den heiligen Speer, die Dornenkrone Jesu, das Kreutz desselben, u. d. gl. setzten, um dadurch das Volk in Zügel zu halten, und ihren Seckel zu bereichern, machte man in Begleitung mehrerer Schwärmer öfters Reisen ins gelobte Land nach Palästina, um auf dem Grabe Christi zu beten, den Oelberg zu besteigen und Reliquien von dort her nach Europa zurückzubringen. Anfänglich heftete man auf diese Wanderung kein besonderes Augenmerk, nach und nach aber wurde man geneigt, sie verdienstliche Handlungen zu nennen und die Geistlichkeit behauptete sogar, daß sich ein solcher Pilgrimm geradezu den Himmel erwerbe, und wenn er auf dem Grabe Christi gebetet habe,

sich aller Sünden entbinde. Es ist leicht einzusehen, daß solche Vorstellungen auf den Aberglauben der damahligen Zeit mächtig wirken, und sich nun ganze Heerden schwärmerischer Menschen zusammen finden mußten, die einen Zug in das heilige Land in Verein unternahmen.

So lange Palästina unter der Botmäßigkeit des arabischen Khalifats stand, konnte jeder Christ, der aus fernen Landen hierher zog, auf dem Grabe Jesu seine Andacht verrichten; Carl der Grosse schloß um deswillen sogar mit dem sanftmüthigen Khalifen Harun al Raschid einen Vertrag, daß er den nach Jerusalem wallfarthenden Pilgrimmen Schutz und Sicherheit gewähren möchte. Dies geschah auch. Viele Christen reißten zu Wasser und zu Lande, ohne die geringste Gefahr dahin, doch in der Folge (ungefehr 30 Jahr vor dem ersten Kreutzzug) als die ortokischen Türken im Besitze des heiligen Grabes waren und ein Haufe von 7000 Mann, an deren Spitze sich der Erzbischof Siegfried von Mainz befand, eine ähnliche Farth unternahm, erregten diese Wallfahrten zum erstenmahl Aufsehen, und man beschloß also von Seiten der Türken, sich dieser unbefugten Pilgerschaft heftig zu widersetzen.

Wenzel. Ehe sie weiter fortfahren, lieber Herr Pastor! muß ich sie doch vorher etwas fragen. Sie erwähnten eben des heiligen Grabes — ist denn dies das wirkliche, ächte Grab, in welchem unser Heiland lag?

Pastor. (lächelnd) Die Frage fällt mir aufs Gewissen, lieber Meister Wenzel. Indessen kann ich sie aus Gründen fast beruhigend beantworten, nämlich

mit: „Wahrscheinlich nicht?“ Dieses von den europäischen Christen so häufig besuchte Grab, ist in Rücksicht seiner Aechtheit schon deshalb vielen Zweifeln unterworfen, weil nach der großen Zerstöhrung und Verwüstung dieses Landes fast alles ein anderes Ansehen erhalten hat. Wer will nun genau wissen, wo das Grab Christi gelegen war? Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dasselbe eine Erfindung Constantin des Großen und seiner Mutter Helena, die es vermittelst ihrer Frömmigkeit in einen so heiligen Ruf brachten, (ohne es jedoch für das wahre und ächte Grab Christi ausgeben zu wollen) daß nach der Zeit mehrere Schwärmer aus heiligen Wahnsinn behaupteten, es müsse das ächte, es könne kein nachgemachtes seyn. Ueberdieß hat das Grab sich an Gestallt so verändert, daß es eines hohen Grades von Täuschung bedarf, um in demselben einen Schatten des vorigen zu erkennen. Da wir einmahl davon sprechen, so soll es mir nicht darauf ankommen, euch eine kleine Beschreibung desselben zu geben.

Auf dem Platze, auf dem sich das heil. Grab befindet, sind eine Menge Palmen gepflanzt, in deren Mitte eine Kirche steht. *) Dies Gebäude ist nicht allzugroß, es hat eine runde Form und ist drey und zwanzig Fuß breit; das Dach ist mit Bley gedeckt und die Mitte, die gleichsam drey kleine Kapellen bildet, von denen die beyden an der Seite Flügelpforten

---

*) Diese Beschreibung ist wörtlich aus meinem Roman: „die Auferstehungskirche zu Jerusalem“ S. 219 gezogen.

haben, schmückt ein runder Thurm von Holz, auf dem eine silberne Glocke hängt. Auf beyden Seiten der Kapellen sind 7 Fenster, 3 zur rechten und 4 zur linken, die mittelste Kapelle hat weder Eingang noch Fenster und in dieser befindet sich das h. Grab, welches der Finsterniß wegen, von 18 Lampen, die an der Decke hängen, unablässig erleuchtet wird. Das Grab ist viereckigt, acht Fuß lang und eben so viel breit, auswendig mit weissem Marmor, inwendig mit Felsenplatten geschmückt. Der Raum, der das Grab umfängt, ist nicht sonderlich groß, er faßt kaum fünf Personen, dagegen können in den Nebenkapellen, wo die Franziskaner-Mönche Messe und Hochamt halten, mehr als 100 Personen neben einander knieen. Auf beyden Seiten stehen Altäre und Beichtstühle, und in der Mitte erhebt sich eine Erhöhung, die die Kanzel vertritt. In der Kapelle links, gegen Morgen, liegt die eine Hälfte des Steins, den die Engel vom Grabe Christo wälzten, die andere befindet sich auf dem Berge Golgatha in einer armenischen Kapelle. Ueber diesen Stein führt eine Treppe von 8 Stufen, welche in das heilige Grab leitet.

Jetzt zu unserer Geschichte zurück. — Die ortokischen Türken mishandelten die Geistlichen und Wallfahrer, die, um das heil. Grab zu besuchen, nach Palästina kamen, auf das heftigste. Man beklagte sich von Seiten der letztern darüber in Europa laut und öffentlich und hielt es für eine sehr verdienstliche Handlung, die heiligen Gestade von diesen unsaubern Gesellen, den Saracenen, zu reinigen. Gregor VII. machte schon sehr ernsthafte Anstalten, um jenen ge-

gebenen Klagen zu steuern und das heil. Land von diesem Ungethüm zu reinigen; er suchte mit Eifer die abendländischen Christen zu einem gewafneten Zug nach Palästina zu bereden und versprach sogar, sich an ihre Spitze zu stellen, doch nicht lange darauf sah er sich genöthigt, seinen Vorsatz, an welchem freylich der Ehrgeitz den meisten Theil hatte (denn er hofte zwey Kirchen, die griechische und lateinische mit einander zu vereinigen, und sich zum Oberhaupt derselben zu machen) wieder aufzugeben, weil seine Streitigkeiten mit Heinrich IV ihn daran verhinderten.

Was Gregor VII nicht vermogte, gelang dem Papst Urban II und zwar durch einen ganz eigenen Zufall, der den Grundstein zu diesen Greuelscenen legte. Die Geschichte dieses Zufalls ist diese:

Im Jahr 1093 pilgerte ein dummer einfältiger Mensch, der schon Kriegsdienste unter dem Vater des Gottfried von Bouillon, aber ohne sonderlichen Erfolg gethan hatte, in der Absicht nach Palästina, um die — Langeweile zu kürzen. Er kam hier an, besuchte alle heiligen, ihm bekannten, Oerter, bildete sich auf diese Art, von schwärmerischer Andacht durchglüht, zum vollkommnen Narren, hörte mit Wuth die Klagen der von den Saracenen gedrückten Christen und unterredete sich mit dem Patriarchen zu Jerusalem, dem h. Simon, von welchem er nun sehr eifrig ermuntert ward, sogleich nach Europa zurück zu reisen, und die ganze christliche Welt zu einem Zug nach Syrien zu wafnen.

Niklas. Wo schrieb sich denn dieser Mensch eigentlich her?

Pastor. Er war ein gebohrner Franzos und 1053 zu Chatillon (Schatilljong) an der Marne gebohren. — Simon gab ihm eine Menge Empfehlungsschreiben an Urban II und andere hohe Geistliche mit, die dem Peter (so hieß dieser Mensch) das Wort reden sollten. Der fromme Mann erreichte glücklich Rom, übergab seine Briefe und stellte dem Papste zugleich mündlich die große Noth vor, welche die gläubigen Christen in Palästina unter dem Joche der Ungläubigen erdulden müßten. Urban las, und jubelte laut in seinem Herzen, denn seine Feinheit, die so schlau als die des Papstes Gregor VII war, durchblickte sogleich die schönen Früchte dieses noch schöneren Planes. Er lobte Petern seiner Frömmigkeit wegen, ertheilte ihm den apostolischen Segen und ermahnte ihn selbst Hand ans Werk zu legen und die Herzen der europäischen Christen durch Predigten zu rühren. Peter ließ sich das nicht zweymahl sagen, sondern zog nun aus und predigte nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich in Kirchen, auf Heerstraßen und Kreutzwegen, ja! nicht selten aus den Fenstern der Häuser. Jedermann hörte ihm mit großer Andacht zu, verehrte ihn als einen heiligen Mann und versagte sogar seinem Esel, auf dem er ritt, diese Ehre nicht. Als er nach Bari in Unteritalien kam, wo man dieserhalb eine Versammlung hielt, trat er mit blossem Kopf und Füßen, einen Strick um die Lenden geschlungen nebst einem großen Crucifix in den Händen in die Mitte der Rathschlagenden, fieng auch hier an zu predigen und behauptete, daß Gott ihn sende, um die Gemüther der Heiligen zu rühren. Schon sein

Anblick war hinreichend, die Aufmerksamkeit der damahls so abergläubischen Menschen zu fesseln; was dieser übrig ließ, vollendete jedes Wort seines Mundes, das er zum Besten der unterdrückten Christen im gelobten Lande sprach. Urban II hörte mit innerer Freude, wie Peters Predigten so fruchtbahr wirkten. Um aber das schon gelingende Wagstück, ganze Nationen zu begeistern, seiner Vollendung ganz nahe zu bringen, veranstaltete er (im Jahr 1094) eine Kirchenversammlung zu Piacensa in Oberitalien unter freyem Himmel, wo mehr als 200 Bischöffe, 4000 andere Geistliche und über 30,000 weltliche Personen zusammen kamen. Zum Ueberfluß erschienen hierbey noch Abgesandte des griechischen Kaysers Alexius, die aufs demüthigste gegen die Ungläubigen um Hilfe baten. Peter unterstützte ihre Bitte durch wortreiche Ermahnungen so glücklich, daß die Gemüther der Anwesenden, durch diese trostreichen Zusprüche erhitzt, endlich nur eine Stimme hatten. Ein Jahr darauf wurde diese Versammlung zu Clermont in Auvergne (Owerne) erneuert. Hier kamen abermahls aus Frankreich, Spanien und Italien 14 Erzbischöffe, 225 Bischöffe, über 80 Aebte und eine unübersehbare Menge auderer Geistlichen zusammen. Der Papst Urban war diesmahl selbst gegenwärtig, auch sein treuer Peter stand an seiner Seite. Urban hielt eine feyerliche Rede, worinnen er bewieß, daß sich die Stadt Gottes, das h. Land in den Klauen der Ungläubigen und die Erbschaft Jesu Christi in den Händen seiner Feinde befinde; die heiligen Ortschaften, wo sonst seine Verehrer die Wunder ange-

staunt hatten, die er zum Besten der Menschheit verrichtet, und wo er sein Blut vergossen habe, wären nun den Mißhandlungen eines rohen, abscheulichen von Gott verworfenen Volkes ausgesetzt; es sey also Verdienst, diesem Unheil zu steuern, denn Gott selbst habe ihn beordert, die gesammte Christenheit dazu aufzufordern. Es sey ferner gar kein Zweifel, daß ihnen der Sieg bleiben müsse, da Christus selbst sein Kreutz und sein Panier aus dem Grabe hervorstrecke; wer also Neigung und Trieb spühre, sich zu einem Zug nach dem gelobten Lande zu bequemen, dem wolle er, an des heiligen Petrus Statt, Ablaß für alle begangene und zukünftige Sünden ertheilen.

Diese Rede wirkte Wunder. Kein Auge blieb trocken, man hörte nur das Schluchzen der Versammlung. Als Urban endete, rief alles was eine Stimme hatte: „Auf nach dem heiligen Lande, es ist Gottes Wille! Gott will es so haben!“ Nun so laßt, versetzte der Papst, dieß euer Feldgeschrey seyn, denkt und glaubt, daß es Gottes Wille sey; das Kreutz, dessen Schmach ihr rächet, sey euer Panier!

Nach diesen Worten sank die ganze ehrsame Versammlung auf die Kniee, ließ sich von dem heil. Vater einseegnen und den Ablaß ertheilen, nachdem sie laut eine allgemeine Beichtformel nachgeplärrt hatte. Der Bischof Adhemar, päpstlicher Gesandter, ein Mann, der mit einem beschränkten Verstande eine große Portion Aberwitz und Kekheit verband, bat den Papst um die Erlaubniß, an dem Zuge Antheil neh-

men zu dürfen; und als er diese empfieng, so war er der erste, der, um den andern mit einem guten Beyspiel vorzugehen, ein Stück rothes Tuch in der Gestallt eines Kreutzes auf den Rücken heftete, daher kommt es, daß alle diejenigen, die ein solches Kreutz trugen, Kreutzfahrer und ihr Feldzug nach Palästina ein Kreutzzug genannt wurde.

Wenzel. Auf diese Art fanden sich wohl Menschen genug, die in das heil. Land zogen?

Pastor. Allerdings. Ganze Haufen, viele Tausende kamen zusammen, um mit vereinigten Kräften das heilige (fast möcht' ich aber sagen, das teuflische) Abentheuer zu bestehen. Jeder trug zur Vollbringung das seinige dazu bey, denn jeder handelte nicht ohne Nutzen; jeder wollte gewinnen. Der Papst gewann am meisten, denn gerade die Kreutzzüge füllten seinen Schatz und mehrten sein Ansehen.

Einige. Wie so?

Pastor. Einmahl gab er den teutschen Königen und Kaysern vollauf zu thun, wenn sie ins heilge Land zogen, sie hatten also keine Zeit, sich um das zu bekümmern, was mittlerweile in Europa geschah; denn (kam es anders so weit,) war ja ein solcher Zug mit so viel Gefährlichkeiten verknüpft, daß es höchst zweifelhaft war, ob je von den vielen Tausenden nur Einer wieder zu seinen väterlichen Heerd zurückkommen würde. Da nun besonders ganze Familien, Mann, Weib und Kind mit auszogen, so war es natürlich, daß diese, im Fall sie nicht wieder nach Europa zurückkehrten, dem oder jenem Kloster ihren ganzen Reichthum und ihre Güter verschrieben, um sich auch damit eine Stufe in dem Himmel zu erbauen.

Indeßen nahmen die Großen des Reichs, als Könige und Kayser an diesem ersten Zuge noch keinen Theil, desto grösser war die Anzahl ihrer Vasallen. Der erste, der das Kreutz auf seinen Rücken heftete, war ein reicher, begüterter Mann, der Graf Raymund von Touluse, (in Frankreich) welcher schon einmahl gegen die Türken gefochten, und nun aus schwärmerischen Eigensinn wirklich die Absicht hatte, seine letzten Kräfte der Ehre Gottes zu widmen. Ihm folgte der bekannte Herzog von Nieder-Lothringen, Gottfried von Bouillon, dessen Bruder der Graf Balduin von Flandern, Graf Hugo von Vermandois (Vermandoa) (Bruder Königs Philipps I. von Frankreich,) Herzog Roberd von der Normandie, (ältester Sohn des englischen Königs Wilhelm des Eroberers) der dieses Zuges wegen sein ganzes Herzogthum verpfändete, um Geld zu kriegen, der Graf Stephan von Blois (Bloa) und endlich der normännische Fürst Bohemund von Tarent und dessen Bruder Tankred (beyde Söhne des berühmten Herzogs von Apulien und Calabrien, Robert Guiskard). An jeden von diesen Fürsten schloß sich eine ungeheure Zahl von Lehnsleuten und andern Herren an, welche alle mit Leib Blut und Leben, jeder nach seinen Absichten und Kräften, für die Ehre Christi und seines Reiches zu kämpfen gelobten.

Der fromme Peter war mittlerweile (nach seiner Art) nicht minder thätig gewesen. Die Hofnung zur Eroberung des h. Landes ebenfalls sein Scherflein beizutragen, hat-

te ihn so sehr begeistert, daß er auf seine eigene Hand eine Armee von 15000 Menschen warb, die aus lauter losem Gesindel bestand. Gottfried von Bouillon, ein überaus erfahrner Krieger, der den Zug der Kreutzritter anführte, sah die Ohnmächtigkeit dieses undisziplinirten Haufens voraus und wünschte Petern nebst seiner Armee von sich zu scheiden. Peter nahm dieses Anerbieten gar nicht unwillig auf, sondern stillte sogleich Gottfrieds Wunsch dadurch, daß er mit seinem Haufen voranzog. Ihm gesellte sich ein teutscher Mönch Gottschalk mit 12,000 Teutschen (aus den Rheingegenden) und ein anderer, Volkmar, mit einer eben so starken Zahl, (Sachsen und Thüringer) zu. Inzwischen verstand Peter sich allenfalls wohl auf seine Reliquien, desto weniger aber auf Schild und Lanze. Da er dies lebhaft fühlte, so ernannte er einen gewissen Walther von Pexejo (den man in der Folge nur spottweise Walther von Habenichts nannte) zu seinem Generallieutnannt und vermehrte seinen Zug überall wo er durchmarschirte, dermaaßen, daß er bald auf hundert Tausende anschwoll. Die armen Juden (die freylich in der Stille über diesen Unsinn gespottet haben mochten) mußten leider! das meiste dabey leiden, denn als ein Anführer von diesem rohen Haufen, Graf Emrich von Leiningen, erfuhr, daß die Juden über seinen Zug ins heil. Land gelächelt hätten, so ließ er, unter dem Dekmantel der Religion, neunhundert Juden in Mainz als Feinde des Kreutzes Christi erbärmlich ermorden. Peter nahm seinen Marsch nach Hungarn, Als es ihm hier an Lebensmitteln zu mangeln anfieng, erlaubte er seiner Manschaft, zu rauben und zu plün-

dern, wie es ihr beliebte. Alle Heiligkeit schwand; doch, dachten sie, dem Reinen ist alles rein und plünderten und raubten, was ihnen unter die Hände kam. Dieß nahmen die Hungarn und Bulgaren sehr übel auf, sie fielen über das Lumpengesindel her und hieben 12,000 von ihnen zu Boden, nahmen ihnen alles Gepäcke und sogar die Weiber und Kinder. Der Schwarm zerstreuete sich und kroch vor Angst in die Wälder, hier überfiel sie der Hunger und verzehrte sie, viele starben auch an der Pest und an Krankheiten, die sie theils in den Ländern fanden, durch die sie zogen, theils schon mit von Hause gebracht hatten. Dem Mönche Gottschalk gieng es nicht viel besser.

Peter lief nun mit seinen Getreuen in den Wäldern umher, und suchte die verlohrnen Schaafe zusammen. Auch gelang ihm dies in so weit, daß er wenigstens mit Ehren bis nach Constantinopel kam, wo die Lücke seiner Armee mit einem herbeyeilenden Truppe von Lombarden, Genuesern, Piemontesern u. a. m. wieder ausgefüllt wurde. Der Kayser Alexius empfieng ihn anfänglich mit Freuden und theilte mit eben so viel Vergnügen allerley Lebensmittel aus; da aber die Undankbahren anfiengen, mit diesen unverdienten Gaben unzufrieden zu seyn und die vor Constantinopel gelegenen Schlösser und Burgen zu plündern, lies er sie schnell nach Kleinasien übersetzen, um sich ihrer zu entledigen. In Bithynien wurden sie von den Türken überrumpelt, welche sie denn so entsetzlich zurichteten, daß von dem ganzen ungeheuren Haufen, der Hunderttausende stark ausgezogen war, etwa 3000 am Leben blieben. Zum Glück oder Un-

glück für die heilige Wallfarth blieb der fromme Peter am Leben, obschon die Verzweiflung über das Alles ihn so heftig schüttelte, daß er in kurzen die Reise nach Constantinopel zurücklegte, und dort dem Kayser Alexius wieder erzählte, was seine heiligen Augen gesehen hatten. Der Kayser konnte ihm freylich keinen bessern Rath geben, als daß er Gottfried von Bouillons Ankunft erwarte, um das Weitere zu berathschlagen, worinn sich auch Peter fügte. Dieser erschien endlich mit einer Armee von 90,000 Mann, worunter sich 10,000 zu Pferde befanden. Alexius, der Peters Armee zu taxiren Gelegenheit gefunden hatte und sich noch wohl erinnerte, was sie ihm kostete, trauete nun eben so wenig dem neuen Haufen, der sich jetzt den Thoren seiner Hauptstadt näherte. Um vor Unfällen ganz zu sicher zu seyn, erbat er sich von dem Niederlothringischen Herzog Gottfried den Graf Hugo als Geisel mit der Forderung ihm als Herrn von Palästina den Eid der Treue zu schwören. Gottfried wollte davon nichts hören, rückte mit 80000 Mann vor die Stadt, und verwüstete, um den Kayser Furcht einzujagen, die Gegend um Constantinopel, indessen schlossen doch beyde Partheyen, um keines Absicht zu vereiteln, im Januar 1097 einen Vertrag mit einander, in welchem sich der Kayser anheischig machte, der Armee alle erforderlichen Lebensmittel zu liefern, dagegen versprachen die Kreutzfahrer, alle Städte, die sie im heil. Lande erobern würden, dem Kayser Alexius als sein errungenes Eigenthum einzuräumen.

Philipp. Ward denn dies Versprechen auch erfüllt?

Pastor. Nichts weniger als das; keine von beyden Partheyen empfand die geringste Neigung, es jemahls zu erfüllen. — Das Kreutzheer rückte mittlerweile aus und langte nach langen Unruhen und ausgestandenen Gefahren in Kleinasien an, wo es im May (1097) gemustert ward. Die ganze Anzahl belief sich nun auf 300,000 streitbahre Männer ohne den Troß von Mönchen, Nonnen, Weibern, Kindern und losem Gesindel, das sich mit hinzu geschlagen hatte.

Säuberlich. Da der Kayser Alexius bey diesem Zuge so interessirt war (denn es galt doch die Eroberung seiner verlohrnen Länder) so wundert's mich, daß er nicht auch einen Theil seiner Mannschaft beysteuerte.

Pastor. O! das that er allerdings. Ich hab' es nur vergessen, zu erinnern. Er stellte 2000 Mann und lieferte auch im Anfange die versprochenen Lebensmittel, welche durch die reichen Spenden der Genueser und Pisaner, so wie der Venetianer, sehr reichlich vermehrt wurden.

Die Armee rückte vorwärts nach den Grenzen des alten Sultans von Rum, Solimann, welcher in Nicaea (Isnick) seine Residenz hatte. Nicaea ward belagert, und im Monat Junius glücklich erobert, ohngeachtet der Sultan mit einer großen Heeresmacht sich den Belagerern entgegenstellte. Es kam zur Schlacht, worinnen die Kreutzfahrer viele Leute verlohren. Unter den schrecklichsten Kämpfen mit Hunger und Durst rückten sie endlich in Antiochien ein, denn da es in diesen wilden Gegenden öfters gar keine Bäche und keine genießbahren Lebensmittel gab, so stieg öfters die Noth auf den höchsten Gipfel, und Gottfried

hatte nur immer auf schöne Worte zu sinnen, um seine Leute von der Verzweiflung zu retten. Sie kamen vor Antiochien an und belagerten es sieben lange Monathe. Da die Witterung grade sehr übel war, (denn es regnete Tag und Nacht,) so verwandelte sich die Gegend ihres Lagers bald in einen stinkenden Morast, der so viele Krankheiten erzeugte, daß Menschen und Vieh haufenweise starben. Von den 10,000 Pferden die ich vorhin erwähnte, blieben etwa noch 2000 übrig.

Marx. War denn die Stadt Antiochia so mächtig, daß sie die Kreutzfahrer so lange vergeblich belagern mußten?

Pastor. Ja! es war eine der mächtigsten Städte der alten Welt, sie hatte vier Meilen im Umfang und hielt wenigstens 300,000 Einwohner in ihren Mauern. — Da die Belagerung sich in die Länge zog und Krankheiten aller Art unter den Kreuzfahrern zu wüthen begannen, so verlohren viele von den Anwesenden den Muth (worunter sich, wer hätt' es denken sollen! selbst der fromme Peter befand) und verließen heimlich das Lager, auch Peter schlich sich mit guter Manier bey Nacht und Nebel davon, und überließ die Eroberung des h. Landes denenjenigen, die sein frommer Eifer hierher gelockt hatte.

Peter. Mein Nahmens-Vetter dauert mich doch! Liessen ihn denn die Kreutzfahrer so geduldig fort?

Pastor. Nein! Tankred setzte ihm nach, brachte ihn glücklich zurück und forderte ihm einen

Eid ab, vermöge dessen er sich anheischig machen mußte, das Heer nicht eher zu verlassen, bis die heilige Stadt Gottes und das Grab Christi erobert seyn würde. Peter gelobt' es und blieb nun, weil er bleiben mußte.

Perls. Wurde denn die Stadt endlich noch erobert?

Pastor. Ja, doch nicht durch die Kraft der Kreutzfahrer, sondern durch die Verrätherey eines gewissen Phyrutz, der den Christen in der Nacht vom 2 bis 3ten Junius 1098 eine Pforte öffnete, durch die sie in die Stadt einzogen. Hier gieng es nun abermahls gräßlich zu. Die sanftmüthigen Kreuzfahrer, (welche in der Absicht auszogen, um das Grab ihres Herrn, des so frommen Dulders, der einstmahls allen seinen Feinden vergab, trotz der Schmerzen, die er am Kreutze litt, wieder zu erobern), erlaubten sich die schändlichsten Grausamkeiten, steckten unmündige, lallende Kinder an Spiesen ins Feuer, schändeten Weiber und Mädchen und mordeten Alt und Jung. Nach kurzer Zeit ging die Noth von neuem an. Es begannen abermahls die Lebensmittel zu mangeln, und die Hungersnoth riß bald dermaaßen ein, daß man ungekochtes Leder verschlang und die vor mehrern Wochen verscharrten Leichname der Saracenen ausgrub, um sie zu braten und den Hunger zu stillen. Ausgemergelt an Körper und Geist, durften es die Kreutzfahrer nicht wagen, die Stadt zu verlassen und weiter zu ziehen, noch weniger aber die veste Burg anzugreifen, welche vor Antiochien auf einem

Berge stand, und in die sich ein großer Theil der Türken geworfen hatte. Endlich schlug sich der Aberglaube und die fromme Raserey aufs neue ins Mittel. Ein Schwärmer fand eine Lanze, die er wohlweislich für den Speer ausgab, mit dem der römische Soldat die Seite Christi durchstochen hatte. Dies (meint' er nun) bedeutete, man sollte keck die Ungläubigen angreifen, Gott woll' es so haben.

„Gott will es so haben!" rief das ganze Heer, welches fast vor Hunger nicht mehr schreyen konnte, und stürmte, alle Kräfte zusammenraffend, das Schloß. Es ergab sich nach einem langwierigen Widerstande mit Verlust. Mit eben so glücklichem Erfolg schlugen sie das Lager des Sultans ausser der Stadt in die Flucht. Man hatte sich nun den Weg nach Palästina geöfnet, und das Heer der Kreutzfahrer, das durch die errungene Beute den Hunger aufs neue bezwungen hatte, marschirte vorwärts, eroberte Tripolis (in Syrien), Tyrus, Sidon, Acre, Cäsarea nebst andern vesten Oertern und erreichte (den 6 Juny d. Jahrs 1099) Jerusalem. Acht Tage wurde die Stadt vergeblich belagert, am neunten ging sie über und Gottfried von Bouillon zog als Sieger ein. Alle die Schriftsteller, die uns von den Folgen dieses Sieges ein Bild entworfen haben, sind nicht fähig, den Greuel zu beschreiben, den die frommen Männer hier verübten. Die Blutscenen in Antiochia nennen sie gegen die in Jerusalem nur Kinderspiel, alles, was Odem hatte, Säugling und Mutter, Vieh und Menschen (so bald sie sich nicht

zu den Haufen der Kreutzritter zählten) wurden das grausame Opfer ihrer christlichen Barbarey, die mit unmenschlicher Härte alles niedermachten, was sich ihnen in den Weg stellte. Dieser Sieg verschaffte dem frommen Peter den halb erloschenen Ruhm wieder, man nannte ihn nun einstimmig einen Propheten von Gott geschickt. Peter lehnte aus frommer Demuth diese Lobsprüche ab und meynte, daß sich der Nahme eines Propheten für ihn nicht wohl schicke, indem Gott nur durch ihn gesprochen habe, wie ehedem durch den Esel Bileams. Das hieß die Demuth ein wenig weit treiben!

Der gesammte Haufe bot dem Ueberwinder, Gottfried von Bouillon, die Krone von Jerusalem an, allein seine Bescheidenheit lehnte diesen Titel mit der Entschuldigung ab, daß es ihm als einem schwachen Menschen nicht gezieme, auf die Würde eines Königes Anspruch zu machen, wo einst Gott als ein solcher gewandelt habe. Er wolle nichts seyn, als ein Beschützer des h. Grabes. Inzwischen fand sich bald ein anderer, der nicht so bescheiden dachte, wie Gottfried, es war ein päpstlicher Legat, Nahmens Damberto, der nachher Patriarch in Jerusalem ward, und dieser übernahm im Nahmen des apostolischen Stuhls das neue Reich.

Müller. Nun? und Alexius gieng leer aus?

Pastor. Nicht ganz, er bekam allerdings einen großen Theil des in Kleinasien verlohrnen Landes wieder, aber die Hauptsache entgieng ihm dennoch. Die Eroberungen des h. Landes fielen nun in verschiedene Hände. Edessa, welches Gottfrieds

Bruder Balduin erobert hatte, wurde der Hauptsitz eines besondern Staates, den er, nach seines Bruders Absterben (im Jahr 1106) mit Jerusalem vertauschte. Bohemund stiftete in Antiochia ein eigenes Reich, und Rhaymund herrschte zu Tripolis, und Tankred zu Tyberias.

So, lieben Freunde! endete der erste Kreuzzug. Ihr seht wohl, daß ich (ohngeachtet derselbe eigentlich nicht mit zur teutschen Geschichte gehört) etwas weitläuftig geworden bin, aber ich habe dies mit allem Bedacht gethan, weil die übrigen Kreutzzüge in die teutsche Geschichte sehr tief eingreifen; deshalb war es durchaus nöthig, gleichsam eine kleine Vorrede vorauszuschicken, damit ihr, wenn künftig davon die Rede ist, nicht, wie Blinde, im Dunkeln tappet.

Lasset uns nun zum sechsten Zeitraum fortgehen, der uns das teutsche Reich zeigt, wie es unter

Lothar den Sachsen vom Jahr 1125 bis auf Rudolf von Habsburg im Jahr 1272

aussah.

Unter den Regierungen Heinrichs IV und seines Sohnes Heinrich V hatte das teutsche Reich leider! weit mehr verlohren, als gewonnen. Die teutschen Fürsten wünschten daher mit Recht einen Mann auf den Thron, der in bessern Grundsätzen erzogen, zugleich auch Kraft und Stärke hätte,

um dem verwilderten Staate ein Retter zu seyn und ihm die längst ersehnte Ruhe wieder zu geben. Zwey Heinriche hatten hintereinander kein Glück gehabt und besonders die Sachsen heftig gedrückt, die letztern waren also besonders hoch erfreut, als Heinrich V ohne Erben starb. Sonst war das Volk bey der Wahl eines Königes allemahl gegenwärtig gewesen, diesmal kamen blos Fürsten, Prälaten, Grafen und Edle in einem Hofe zu Mainz zusammen und übertrugen (um ganz unpartheiisch bey dieser neuen Wahl zu Werke zu gehen) zehn Personen, welche unter der Aufsicht des Mainzer Erzbischofs Adelbert standen, dieses schwere Geschäft. Nur dem Würdigsten sollte die Krone zugedacht werden. Zum Vorschlag kamen Herzog Friedrich von Schwaben, der Markgraf Leopold von Oesterreich und der sächsische Herzog Lothar. Friedrich und Leopold schienen gleich anfänglich nicht die geringste Neigung zur Regierung zu bezeigen, und ließen es sich auch gar nicht undeutlich merken, daß sie damit nicht gern etwas zu thun haben möchten; mithin ward Lothar (am 30 August d. J. 1125) einstimmig zum König gewählt, und, als er diese Würde so wie die übrigen abzulehnen suchte, mit Versprechungen dazu überredet. Zum Unglück für die Unabhängigkeit der teutschen Krone befand sich ein päpstlicher Legat bey der Wahl, der durch sein Ansehen so viel gewann, daß Lothar heilig versprechen mußte, seine Wahl in Rom vom päpstlichen Stuhl bestatigen zu lassen, daß er ferner die Kirche ehren und die Freyheit bey

den Wahlen der Prälaten nicht durch seine Gegenwart einschränken wollte. Ueberdies kannte der Mainzer Erzbischof, der für das Wohl und die Ehre des Papstes arbeitete, seinen Mann zu gut als daß er's nicht hätte keck wagen wollen, Lotharn zu allem zu mißbrauchen, was seinen Planen gemäß war. In dieser Rücksicht bestätigte Lothar mit Freuden der Kirche ihre Vorrechte und Freyheiten; eine Schwachheit, die ihn noch tiefer erniedrigte, als seine Vorfahren, die Heinriche.

Niklas. Auf diese Art stand also wohl Lothar bey dem Papste sehr gut angeschrieben?

Pastor. Nur kurze Zeit, denn gleich im Anfange seiner Regierung begieng er einen Streich, der dem Papste und allen teutschen Fürsten nicht sonderlich wohlgefiel.

Philipp. Ih! was war denn das?

Pastor. Lothar nämlich hatte keine männlichen Erben, für die er einst die Würde der teutschen Reichskrone hätte aufspahren können; um sie also wenigstens bey der Familie zu lassen, verheyrathete er seine Tochter an den stolzen und mächtigen Herzog Heinrich von Bayern *), und gab ihm auch, um sich demselben ganz geneigt zu machen, das Herzogthum Sachsen. Herzog Heinrich ward durch diese Schenkung ungemein mächtig und erregte, seines schnöden absprechenden Charakters wegen, bey den teutschen Fürsten und dem

---

*) Man nennt ihn auch den Prächtigen, seiner Vermählung wegen, die außerordentlich prächtig gefeyert ward.

Papste die größte Besorgniß. Daß Lothar seinen Schwiegersohn zum Freunde zu haben wünschte, hatte noch überdies einen besondern Grund, denn er hofte sich dadurch eine Gegenmacht zu verschaffen, weil die Herzöge von Franken, Conrad (welcher überdies nach der teutschen Krone strebte) und Friedrich von Hohenstaufen vermittelst des Erbes der Stamm- und Erbgüter der fränkisch-saalischen Kayserfamilie, welche in Heinrich V den letzten Besitzer verlohren hatten, mit ihrer Macht seiner Sicherheit droheten. Conrad verdroß jene Schenkung heftig; er gieng nach Italien, wo ihn der Mayländische Erzbischof Anselmus zum König der Lombardey krönte. Damit war jedoch der Papst Honorius II nicht zufrieden, er that ihn in den Bann und hetzte ihm so viele Feinde auf den Hals, daß Conrad, ohne seine Macht bevestiget zu haben, nach Teutschland zurückkehren mußte. Inzwischen hatte Lothar (im Jahr 1130) den Sitz der Hohenstaufischen Brüder, die Stadt Speyer (am Rhein) belagert und erobert und auch die Stadr Ulm (in Schwaben an der Donau) und Nürnberg (in Franken) weggenommen. Da auch bald darauf die Stadt Augsburg (in Schwaben) unter Lothars Bothmässigkeit kam, so wurde die Macht der Hohenstaufe dermassen gedemüthiget, daß sie (im Jahr 1135) zum Frieden genöthiget wurden. Conrad entsagte allen seinen Ansprüchen auf die Krone, behielt jedoch den ungestöhrten Besitz seines Herzogthums und seiner Güter. Lothar that auch einen Zug nach Böhmen, wohin ihn der Prinz Otto rief, der mit dem Herzog Sobieslaus

in einer Erbfolgstreitigkeit verwickelt war. Dreytausend Sachsen befanden sich in seiner Armee, welche er nach Böhmen führte, sie wurden aber dergestallt geschlagen, daß sich Lothar mit einem unersetzbaren Verluste zurückzog, wozu noch kam, daß Otto im Gefechte sein Leben verlohr. Lothar sah sich deshalb genöthiget, den Sobieslaus als den rechtmässigen Herzog des Böhmerlandes anzuerkennen. Während dieser Unruhen starb Honorius II und Innocentius II wurde mit Beystimmung von acht Cardinälen zum Papst gewählt. Fünf andere widerstritten dieser Wahl und ernannten einen Gegenpapst, Anakletus II (sonst Peter Leo genannt,) der noch überdies aus einem jüdischen Stamme gebohren war. Lothar nicht nur, sondern auch der fränkische König Ludwig VI (der Dicke genannt) stimmten für den erstern, den Innocenz. Lothar sah sich genöthigt, nach Rom zu ziehen, um ihn als den rechtmäßigen Papst zu bestätigen. Für diese Gefälligkeit forderte der König die Abtretung der unter den letztern Heinrichen so bestrittenen Rechte der Investitur; aber Innocentius wollte davon durchaus nichts hören und meynte, daß solch' eine Nachgiebigkeit eine Versündigung an der Kirche seyn würde. Da er hier nichts ausrichtete, so verschob er diese Forderung auf eine gelegenere Zeit und gieng mit dem Papste, der ihm bis Lüttich entgegen gekommen war, nach Rom. Hier fand er denn, daß Anaklets II. Parthey sehr weit um sich gegriffen, und daß er die äusserste Behutsamkeit nöthig

nöthig habe, um den Juden aus seiner in Besitz genommenen Würde zu verdrängen. Sechs Wochen lang mußte Innocentius harren, eh es ihm gelang, sich des Vaticans, der Peterskirche und der päpstlichen Insignien zu bemächtigen. Kaum aber war dies geschehen, als Lothar von Papst Innocentius zum Kayser gekrönt, und noch überdieß mit den Gütern der Markgräfin Mathildis belehnt wurde, wofür jener (wie die Geschichte versichert) dem Papste auf den Knieen den Eid der Treue geschworen haben soll. Diese Demüthigung erregte den Spott der Römer, sie behaupteten einstimmig, Lothar habe den Papst, nicht als Besitzer der Mathildinischen Güter, sondern als Kayser den Eid der Treue geschworen und so suchten sie ihn durch ärgerliche Gemählde und Spottgedichte bey den Teutschen verhaßt zu machen. Sie ließen sogar den Kayser in dieser Stellung mahlen und fügten die Innschrift bey:

„Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores;
Post homo fit Papae, sumit quo dante coronam.“

Marx. Was heißt denn das auf Teutsch?

Pastor. Es heißt: der König kommt vor die Thore Roms, und beschwört die Rechte dieser Stadt, wird aber, um die Kayserkrone aus seinen Händen zu empfangen, eine Creatur *) (oder ein Spielwerk) des Papstes.

*) Homo kann auch hier heißen: Vasall.

Lothar hatte Rom kaum verlassen, als Anaklets Parthey so mächtig wurde, daß sie den vom Lothar bestätigten Papst seiner Würde entsetzte. Dieß machte einen neuen Zug nach Italien nothwendig, und da sich Anaklet mit dem normännischen Fürsten Roger verbunden hatte, dem er aus Dankbarkeit für seine Hülfe den Titel eines Königes von Sicilien einräumte, so nahm Lothar dem Roger einen grossen Theil seiner Besitzungen weg und suchte sogar das ganze Volk aus den italischen Staaten zu verbannen. Dagegen legte sich aber der Papst. Nach langen Unterhandlungen kam es endlich dahin, daß ein Herzog von Apulien von dem Kayser und dem Papste gemeinschaftlich ernennt und belehnt werden sollte. Lothar marschirte, als die Teutschen anfingen, seine öftern Züge nach Italien mit bittern Tadel zu belegen, wieder nach Hause, ward aber noch auf dem Wege in den Alpenthälern vom Tode überrascht und starb den dritten Dezember 1137. Sein Leichnam wurde in Königslutter, einem von ihm gestifteten Kloster in Sachsen zur Erde bestattet.

Lothar wird durchgehends als ein Mann von vielen sehr liebenswürdigen Tugenden, die selbst der Neid ihm nicht absprechen kann, geschildert. Er war tapfer, redlich und klug, nie kam Stolz oder Uebermuth in seine Seele, Gerechtigkeit schmückte sein Scepter; nie ging ein Klagender ungehört von seinem Throne. Er liebte die Wissenschaften mit warmen Eifer und entzog nie dem Gelehrten seinen Schutz. Auch war er nach den damahligen Begriffen sehr fromm; denn manches Kloster und mehrere

Abteyen haben ihm ihr Daseyn zu verdanken. Der einzige Fehler, der seinen liebenswürdigen Charakter in etwas entstellte, war jäher Zorn und eine fast zu grosse Nachgiebigkeit gegen seine Gemahlin, welche allerdings einen beträchtlichen Einfluß auf seine Handlungen hatte.

Als Lothar die Augen schloß, machte sich sein Schwiegersohn, Heinrich der Stolze die größte Hofnung zur Krone und nahm die Reichskleinodien in Verwahrung, weil er seiner Macht gemäß bey sich selbst behauptete, daß ihm das Reich gar nicht entgehen dürfe. Aber er irrte sich gewaltig; die teutschen Fürsten haßten ihn seines Stolzes wegen, und zwar nicht mit Unrecht, da er es nicht einmahl der Mühe werth hielt, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu gewinnen. Man zog ihm den fränkischen Herzog Conrad vor, der seit seiner erlittenen Demüthigung unter dem Kayser Lothar II, viel von seinem rauhen Betragen und Uebermuthe verlohren und eine fein gebildetere Seite angenommen hatte. Um den Anhängern des Herzog Heinrichs vorzukommen, versammelten sich die Stände in Coblenz (im Trierschen) und wählten hier einstimmig Conrad von Hohenstaufen zum teutschen König, womit Heinrich und seine Freunde freylich sehr unzufrieden waren, da man ihnen gar nichts davon gesagt hatte. Indessen sah sich der letztere gezwungen, die Reichskleinodien herauszugeben, zur Huldigung des neuen Königes aber wollt' er sich durchaus nicht verstehen. Conrad ward darüber äusserst unruhig, denn er fürchtete nicht mit Unrecht sei-

nes Gegners Macht und um diese zu mindern, lud er ihn auf den Reichstag nach Augsburg, wo er den Ständen bewieß, daß Heinrich nach den Reichsgesezzen nicht Besitzer von zwey Herzogthümern bleiben dürfe. Statt sich ohne Waffen dem Befehle des Königs zu fügen, erschien Heinrich mit einem sehr ansehnlichen Gefolge in der Ebene vor Augsburg. Dieß nahm Conrad übel und erklärte den Rebellen (wie er ihn nannte) auf einem andern Reichstag zu Würzburg (Hauptstadt des Bisthums im fränkischen Kreise) (im Jahr 1138) in die Reichs-Acht.

Niklas. Dadurch verlohr wohl Heinrich ziemlich?

Pastor. Ey wohl; Man nahm ihn in einer Versammlung zu Goslar seine Herzogthümer. Bayern empfing Leopold V. von Oesterreich; und Sachsen kam an Albrecht den Bären von Ballenstädt. Heinrich schwieg dazu nicht still, sondern grif nach den Waffen, allein der Tod überraschte ihn in Quedlinburg (am Harz) im Jahr 1139, wo er wahrscheinlich an Gift starb. Sein Bruder Welf nahm sich seines unmündigen Sohnes, Heinrich des Löwen an (der damahls sechs Jahr alt war) und führte den Krieg in Bayern fort, nachdem man ihm Sachsen freywillig ließ. Inzwischen war er gegen den oesterreichischen Leopold glücklicher, als gegen den König Conrad, der zu eben der Zeit die Stadt Weinsberg belagerte und einnahm. Conrad hatte den Einwohnern unversöhnliche Rache und den Tod geschworen, nur ein glücklicher Einfall rettete der Besatzung das Leben. Der verstorbene Dichter Bür-

ger hat diesen seltenen Zug teutscher Frauenliebe in einem Gedichte besungen....

Säuberlich. Ach! so eben besinn' ich mich. Es ist ja wohl die Romanze: Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?

Pastor. Ganz Recht.

Einige. Was ist denn das für eine Geschichte?

Pastor. Ich will sie euch erzählen. Als nämlich die Stadt an Conrad übergieng, so ließ ihn die Herzogin von Bayern bitten, daß er ihr und allen weiblichen Einwohnern erlauben möchte, so viel auf ihren Rücken aus der Stadt zu tragen, als ihnen möglich sey. Der König, der im Grunde über diese Bitte lachte, erlaubte dieß um so williger, weil er wohl einsah, daß man auf den Rücken eben nicht viel fortschaffen könnte. Was geschah? Alle Weiber der Stadt trugen das Kostbahrste, was sie hatten, ihre Männer auf den Rücken heraus, worüber Conrad so gerührt ward, daß er ihnen nicht nur alles, was noch in der Stadt war, schenckte, sondern ihnen auch volle Vergebung zusicherte.

Während dieser Kriege gieng es in Italien toll genug her. Die Römer entzweyeten sich mit dem Papste Innocentius (der sich nach Anaklets Tode auf dem päpstlichen Stuhl erhalten hatte), versagten ihm allen Gehorsam und wählten sich einen Patritius und Rathsherrn, denen sie gehorchen wollten. Zu gleicher Zeit luden sie den König Conrad zu sich ein, damit er bey ihnen wohnen und den erloschenen Glanz des alten römischen Kayserthums (wie es unter Augustus, und seine bessern Nachfolger

blühete) wieder herstellen möchte. Dazu schüttelte aber der vernünftige Conrad sehr weidlich den Kopf, weil er die Unbeständigkeit und den Wankelmuth der Italiener recht gut kannte und es daher nicht einmahl der Mühe werh geachtet hatte, einen Zug nach diesem Lande zu unternehmen.

Sigismund. Wo bekamen denn die Römer auf einmahl den Muth her, eine solche Revolution mit dem Papste zu wagen?

Pastor. Ein gemeiner Mönch, Arnold von Brescia, war die Veranlassung dazu. Er trat, als ein Schüler des grossen Philosophen Abelard's in Frankreich, öffentlich gegen die politische Gewalt des Papstes auf und behauptete frey und unbefangen, daß, so lange der Papst und die übrige Geistlichkeit im Besitz unbeweglicher Güter und bey der Ausübung weltlicher Rechte bliebe, keine Einigkeit und kein Friede statt finden könnte. Die Römer sahen die Wichtigkeit und Wahrheit dieser Vorstellungen ein und machten mit den Innocenz einen Versuch, der anfänglich glücken zu wollen schien, aber leider! nur zu bald seine Endschaft wieder erreichte, denn Eugenius III. der klüger und einsichtsvoller war als Innocentius, fand bald Mittel, das alte Joch, welches die Römer zu zerbrechen wagten, aufs neue zu schmieden und sie mit der besten Art zu Sklaven des blinden Gehorsams zu machen. Hauptsächlich war es ihm nur darum zu thun, Conrads Auge von diesen Szenen abzuwenden, denn wie leicht konnt' es geschehen, daß er troz des Eckels, den er bis jezt vor einen Zug nach Italien geäusert hatte, noch auf

den Einfall kam, das Andenken der ehemaligen römischen Kayser durch sein Beyspiel zu erneuern, und dann sah es freylich mit dem Ansehen des heil. Vaters schlimm genug aus. Dazu fand Eugen bald Mittel und Wege, in einem neuen Kreutzzuge, den er gegen die Saracenen auf die Bahn brachte.

Peter. Wie kam er denn darauf?

Pastor. Auf die natürlichste Weise. Die Christen in Palästina wurden abermahls von den Saracenen so heftig gedrückt, daß sie von den Abendländern, ihren Brüdern in Christo, Hülfe erfleheten, sie stellten zugleich die rührendsten Klagen an und meynten, daß sie sich nicht länger halten könnten und leider! das Grab Christi und die heil. Stadt bald in den Händen der Ungläubigen sehen würden. Eugenius gerieth in Feuer und schrieb einen beweglichen Brief an alle europäische Fürsten, worinnen er sie bey den Heiligsten der Religion beschwor, die bedrohete Ehre des Erlösers zu retten und (wenn sie dieß anders wollten) einem jeden Vergebung seiner Sünden auf lange Zeit zusicherte. Um seinen Ermahnungen die volle Kraft der Ueberredung einzuimpfen, schuf er sich einen neuen Peter in der Person des Abts Bernhard von Clairvaux (Clärwo) den er als einen schlauen und beredten Priester kannte, und welcher nun wohl unterrichtet durch Frankreich und Teutschland zog, um die Gemüther in Feuer zu setzen. Bernhard kam auch zu dem teutschen König Conrad und hielt, die Noth der armen Christen zu Palästina betreffend, eine so rührende Salbungsreiche Predigt, daß sich der König, dadurch aufs innigste gerührt, noch vor geendeten Got-

tesdienst das Kreutz auf den Rücken heften ließ und seine Person willig und in christlicher Geduld zum Kreutzzug hergab. Das Beyspiel des Königs machte auf die andern Fürsten großen Eindruck, diejenigen aber, welche nicht von der Parthie waren, legten wenigstens ihre Fehden bey, um die frommen Kreutzritter in ihrem heiligen Zuge nicht zu stöhren. *) Dadurch ward mancher Frieden geschlossen, dessen Gewisheit vorher nicht abzusehen war. Der Friede ward so allgemein, daß man es für äußerst schändlich gehalten haben würde, eine Fehde fortzusetzen oder wohl gar anzufangen. Das Heer nun, welches Conrad nach Asien führte, bestund in 70,000 geharnischten Reutern, ohne die Knechte, Weiber und Kinder, zwei andere Heere folgten ihm nach, welche aber gar nicht einmahl an den Ort ihrer Bestimmung kamen, denn das eine bekriegte die benachbahrten Slaven, welche sich wieder einmahl unartig bezeigten, das andere, welches aus Engländern, Flamändern und Rheinländern bestand, eroberte die von den Arabern besetzte Stadt Lissabon, welche die Hauptstadt des vor kurzem gestifteten und noch bis auf diesen Tag bestehenden Staats Portugall war.

Dieser heil. Zug begann mit einer neuen Grausamkeit gegen die Juden als Feinde des Glaubens, für den er unternommen wurde. Mehrere wurden in der

---

*) Dies beruhete auf einer alten Gewohnheit; sobald der König eines Landes auswärts Krieg führte, mußten alle innern Kriege aufhören bis auf die Zeit, wo er wieder zurück kehrte.

Stadt Nürnberg und auf den vesten Schlössern umher, wohin sie sich geflüchtet hatten, niedergehauen.

Der Marsch ging durch Hungarn nach Constantinopel, denn auf die Hülfe des griechischen Kaysers Emanuel hofte Conrad viel, weil er sein Schwager war; dieser that auch alles, was in seinen Kräften stand und schafte die Soldaten über die Meerenge und versorgte sie mit Lebensmitteln. Doch dies dauerte nur kurze Zeit, es gebrach bald der Armee an den Nothwendigsten, die Kreutzfahrer schrieen über Verrätherey, (weil sie fanden, daß die Griechen die ihnen verkauften Lebensmittel mit Kalk und Gips vermischt haten) die Griechen aber, über Raub und Mord; und endlich ward das Heer in den tiefen Gebirgen und Wüsteneyen so gar von seinen Wegweisern verlassen. Ueberdem wurden sie von der umherschwärmenden leichten türkischen Reuterey von allen Seiten geneckt und gemißhandelt, so, daß in kurzem von den ausgezogenen 70,000 herrlichen Leuten nur noch 8000 Mann übrig waren. In Ptolemais (heut zu Tage Acre in Palästina) vereinigte sich der König von Frankreich mit den Teutschen, und beyde beschlossen Damaskus zu belagern. Allein auch damit glückt' es nicht, denn der König von Jerusalem, der sich nicht minder mit den Kreutzfahrern vereiniget hatte, suchte diese Absicht auf alle Art zu vereiteln, weil er befürchtete, daß einer von den abendländischen Prinzen sich der Stadt unumschränkt bemächtigen und seinem Reiche dadurch Abbruch thun möchte. Conrad bewieß jedoch bey dieser Belagerung, wie tapfer er sey. Man sagt, daß er einen von Kopf bis

zu Fuß gepanzerten Türken von der rechten Schulter bis zur linken Rippe aus einander gehauen habe. Die Expedition kam nicht zu Kräften, und Conrad beschloß nach Hause zu gehen, ohne weiter etwas gethan zu haben.

Tobias. Ich dächte aber, da hätt' er sich schämen müssen.

Pastor. O! nein! er wußte sich und sein noch kleines Gefolge treflich zu trösten.

„Wenn wir, sagt' er, diesen Kreutzzug auch nicht für das zeitliche Wohl unternommen haben, so ist er doch unserm Seelenheil zu statten gekommen!"

Auf diese Grundsätze sich stützend, beabsichtete er schon einen zweyten Kreutzzug, doch der Tod überraschte ihn; er starb zu Bamberg am 15 Februar des Jahres 1152.

Noch auf dem Todtbette hatte Conrad III. seinen Vetter Friedrich von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, zu seinem Nachfolger in der Regierung vorgeschlagen. Friedrich (nachher der Rothbarth, oder Barbarossa *) genannt) machte auch in der That diesem Vorschlag Ehre, denn er war an Geist und Körper ein schöner edler Mann, in welchem sich alle Tugenden eines Ritters vereinigten. Seine Wahl geschah zu Frankfurth, wo mehrere Fürsten, Aebte, Bischöffe, Grafen, Edle und Ritter aus allen Theilen Teutschlands zusammenkamen und auch nicht ein einziger widersprach der Wahl, weil Friedrich die größten Hoffnungen erregte.

---

*) Von barba (Barth) und ruber (roth)

Wecker. Erfüllt' er sie denn auch?

Pastor. Bey weitem nicht so, als man erwartet hatte, denn da er sein Augenmerk größtentheils auf Italien richtete, so zog das teutsche Reich daraus mehr Schaden als Nutzen. Er glaubte den römischen Kayser in dem hohen Umfange seiner Würde darstellen zu müssen und dieser Vorsatz, den er nach allen seinen Kräften auszuführen strebte, verwickelte ihn in eine Menge unangenehmer Händel, die ihn zwar hinlänglich beschäftigten, für sein Reich hingegen ohn' allen Nutzen blieben. Er zog nach Italien und entstellte hier seinen schönen Charakter durch Grausamkeiten, die man ihm gar nicht zugetrauet hatte. Als er nach Verona kam, ließ er die Gesandten, die man ihm aus der Stadt entgegenschickte, sogleich (ganz gegen alles Völkerrecht) an den nächsten Bäumen aufknüpfen. In Mayland, Caira, Asti und Tortona raubte und sengte er und den wahrheitsliebenden Mönch Arnold von Brescia, der dem päpstlichen Stuhl so offen und wahr die Meynung gesagt hatte, überlieferte er dem Papste Hadrian IV. der ihn als einen Ketzer verbrennen ließ.

Marx. Pfui! das war von Friedrich schändlich genug!

Pastor. Urtheilt nicht zu früh. Wir wollen erst sehen, ob er nicht eines Theils zu diesem Betragen gezwungen ward.

Einige. So? wie ging denn das zu?

Pastor. Arnolds Grundsätze hatten bey den Einwohnern von Rom und den nahliegenden Staaten großen Eingang gefunden. Der Bürgerstand strebte

besonders nach Unabhängigkeit und suchte, auf eine solche Umformung vorbereitet, der städtischen Verfassung die Bildung eines Freystaates zu verleihen. Man ernannte deshalb in jeder Stadt drey Consuln, welche die ausübende Gewalt hatten. Jeder Bürger genoß die Würde eines Ritters und übte sich in den Waffen; natürlich war diese Einrichtung ganz Friedrichs Planen zuwider, der jetzt die Absicht hatte, das ganze Italien unter sein unumschränktes Szepter zu bringen. Als er sich der Stadt Mayland näherte, (1153) erschienen zwey Abgeordnete von Lodi, welche Kreutze auf ihren Rücken trugen und ihn flehendlich baten, sie von dem Joche der mayländischen Regierung zu befreyen, von der sie heftig gedrückt würden. Friedrich schickte also ein sanftmüthiges Schreiben nach Mayland, in welchem er dem Magistrate eine billigere Behandlung gegen die Einwohner zu Lodi anempfohl. Aber was thaten die Mayländer? Sie warfen das Schreiben auf die Erde, traten es mit Füssen und stiessen gegen den teutschen König die schändlichsten Reden aus. Nun sann er freylich auf Rache, und übte sie schrecklich, wozu ihm Heinrich der Löwe (durch seinen männlichen Muth und seine Grosmuth so genannt) hülfreiche Hand bot; denn dieser, welcher sich durch die freywillige Wiedergabe seines Herzogthums Bayern dankbahr an Friedrich gefesselt fühlte, hieng von dieser Zeit an mit seltner Treue an ihm. Er führte seinem Wohlthäter ein ziemlich rüstiges Heer zu und rückte mit ihm (im Oktober 1154) durch die engen Pässe der Alpen und das Thal von Trident, in die Ebene von Verona vor. Zwischen Cremona und

Piacensa auf den ronkalischen *) Feldern hielt er unter freyen Himmel einen Reichstag, auf den von allen Seiten Abgeordnete erschienen, um ihm ihre Noth zu klagen; Friedrich brach auf und sättigte seinen Durst nach Unternehmungen, wie ich euch schon gesagt habe. In Pavia ließ er sich zum König der Lombardey krönen und gieng von hier aus grade nach Rom, um sich die Kayserkrone auffsetzen zu lassen. Bis Viterbo kam ihm der Papst Hadrian IV. entgegen. Friedrich versäumte, ihm (nach alter hergebrachter Gewohnheit) den Steigbügel zu halten. Dies nahm Hadrian sehr hoch auf und weigerte sich ihm den Friedenskuß zu geben. Friedrich gab nach und die Sache war ins Reine gebracht. Vor Rom erschienen Abgesandte des Senats, welche in einem sehr gebietrischen Tone von ihm verlangten, daß er die republikanische Regierung bestätigen, sie von der päpstlichen Macht ganz befreyen, und um als Kayser gekrönt zu werden, funfzig tausend Pfund zahlen sollte. Ueber diese Keckheit ohne Beyspiel erstaunte Friedrich nicht wenig; zürnend blitzt' er die Gesandten an und ließ durch sie dem Senate melden, daß er dieser Forderung lache, daß er ihr Herr und Kayser sey und daß es noch Gesetze gäbe, sie zum Gehorsam zu bringen. Die Römer erhoben, über diese Rückantwort hoch entrüstet, einen Aufstand und empfingen den König, als er mit seinem Gefolge einzog, in den Waffen. Von beyden Seiten kam es zum Handge-

*) Roncaglia (Rongcalga), ein Ort in einer weiten Ebene nicht weit von Flusse Po, wo die teutschen Kayser, wenn sie sich in Rom wollten krönen lassen, stille lagen und Gericht hielten.

menge, die Römer aber zogen den Kürzern, indem 1000 Mann getödtet und 200 gefangen wurden. Nach dieser Niederlage ließ er sich am 18 Junius zum Kayser krönen, und kehrte, da dieß seine Krieger herzlich wünschten, nach Teutschland zurück. Hier übte er ein Beyspiel grosser Strenge. Es war nämlich (wie ihr wisset) hergebrachte Gewohnheit, daß, während der König abwesend und in andern Ländern in Krieg verwickelt war, keine Fehden statt finden sollten. Demohngeachtet war dieses Verbot von dem Erzbischof Arnold von Mainz und dem rheinischen Pfalzgrafen Herrmann übertreten worden. Der Kayser berief sie vor Gericht und verurtheilte sie mit unerbittlicher Strenge zur Strafe des Hundetragens, wovon jedoch der Erzbischof nachher ausgeschlossen ward, weil er ein sehr alter Mann war. Auch in Polen waren Unruhen entstanden. Dies Land ward damahls von vier Brüdern gemeinschäftlich beherrscht. Uladislaus, (der älteste) wollte den übrigen dreyen die Herrschaft entreissen, ward aber, als er seine brüderliche Absichten zu deutlich merken lies, selbst verjagt. Der Vertriebene suchte Hülfe bey Friedrich I. Dieser gieng im Jahr 1157 nach Polen, brachte die Sache wieder ins Gleis und nöthigte zugleich die sämtlichen Brüder zu dem Versprechen, ihm zu dem nächsten Römerzug Hülfsvölker zu senden und ihrem vertriebenen Bruder Schlesien abzutreten.

Perls. Wars dem Kayser mit einem solchen Zuge Ernst?

Pastor. Allerdings!

Wecker. Das wundert mich doch, da er ja wohl sahe, daß mit den Römern nichts anzufangen war.

Pastor. Freylich, aber dieser neue Zug hat eigene Ursachen, die ich euch jetzt mittheilen werde. Diese Ursachen lagen nämlich theils in neuen Empörungen, welche die unruhigen Römer veranlaßten, theils in einer Streitigkeit mit dem Papste. Dieser meldete nämlich dem Kayser, daß der Bischof von Lunden auf seiner Reise von Rom nach Dänemark in Lothringen beraubt worden und daß es nun des teutschen Kaysers Pflicht sey, diese Büberey zu bestrafen, wozu er um so mehr geneigt seyn müsse, da ihn die vielen Wohlthaten, die er von dem römischen Stuhle empfangen habe, dazu verpflichteten. Dem Kayser misfiel die letztere Bemerkung gar sehr, auch allen anwesenden teutschen Fürsten fiel sie auf. Friedrich setzte deshalb die Ueberbringer dieses Briefes sehr heftig zur Rede und tadelte diesen Ausdruck mit auffallender Bitterkeit. Darauf fragte einer von den päpstlichen Gesandten, woher denn der Kayser die Krone habe, wenn sie ihm der Papst nicht gegeben hätte? Das hieß Oehl ins Feuer giessen. Der Kayser ergrimmte und der bayersche Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach, (ein junger, feuriger Mann) zog das Schwerdt, mit dem er wahrscheinlich dem Frechen den Kopf gespalten haben würde, wenn es der Kayser nicht verhindert hätte. Die Gesandten mußten binnen vier und zwanzig Stunden abziehen, ohn' Antwort und Friedrich meldete diesen Vorfall sogleich allen Fürsten seines

Reichs, mit dem Zusatze, daß er völlig überzeugt sey nicht der Papst, sondern die Wahl der teutschen Fürsten habe ihm die Kayserkrone verschaft, welche er nun auch mit Gottes Gnade vertheidigen wolle. Friedrich hielt es für nöthig, einen zweiten Zug nach Italien zu unternehmen, in welchem Vorsatze er um so mehr bestärkt ward, da der Papst in seinen stolzen Anmassungen immer weiter zu gehen drohete und Friedrich ein zu kluger Mann war, als daß er gesäumt hätte, sich diesen Kühnen so weit über den Kopf wachsen zu lassen, als etwa Heinrich IV. den Papst Gregor.

Mit einem mächtigen zahlreichen Heer unternahm nun der Kayser im Jahr 1158 den zweyten Zug nach Italien. Er bestand aus mehr als hundert tausend Mann, die meisten teutschen Fürsten mischten sich unter den Haufen. Sogar Professoren von der hohen Schule zu Bologna (Bolonga) befanden sich in dem Gefolge, die der Kayser in der Absicht mitnahm, um der trotzigen Mayländer willen, welche troz seines Befehles, die von Friedrich abgebrannte Stadt Tortona wieder aufgebauet, und dagegen die von ihm geschützte Stadt Lodi abgebrannt hatten. Er belagerte Mayland und eroberte es nach fünf Wochen durch Hunger. Mit blossen Füssen und den Schwerdtern auf dem Rücken, mußten die Consuln, der Adel und die Freyen, die übrigen aber mit Stricken um den Hals bey ihm im Lager um Gnade flehen; nun schworen alle Mayländer von 14 — 70 Jahren dem Kayser den Eid der Treue, nachdem der Magistrat

gistrat 9000 Mark Silber als Brandschatzung geliefert hatte. Nach der Einnahme der Stadt hielt Friedrich einen abermahligen Reichstag auf den ronkalischen Feldern, um hier die Rechte auseinander zu setzen, die er als römischer Kayser auf Italien besitze. Hier kamen ihm die Professoren (welche Rechtsgelehrte waren) treflich zu statten, diese entschieden denn, daß alle Herzogthümer, Grafschaften, Gerichtsbarkeiten, Zölle, Münzen, Fischereyen, Mühlen, Weggelder und Steuern, Regalien (oder Rechte des Kaysers) wären und demselben ohne weiteres abgetreten werden müßten. Damit war denn der Kayser so sehr zufrieden, daß er aus Dankbarkeit alle Schenkungen seines Vorfahren an den Papst bestätigte. Die ihm zugesprochene Regalien trugen dem Schatze wenigstens 30,000 Pfund Silbers ein. Bey dieser Gelegenheit gab der Kayser auch einige Gesetze, die das Lehnwesen und die Erhaltung des Friedens in Italien zum Zweck hatten.

Der Papst Hadrian ward über Friedrichs Eigenmächtigkeiten immer unzufriedner, besonders tadelte er die, wegen der Regalien, gemachten Verordnungen, wodurch den Bischöffen so viele Rechte entzogen würden. Er ließ deshalb dem Kayser in einem Schreiben seine Unzufriedenheit sehr bitter empfinden. Friedrich las dieses Schreiben mit dem größten Unwillen und befahl seinen Geheimschreibern, daß sie den Papst von nun an nicht mehr Ihr sondern Du nennen sollten. Das brachte den heiligen Vater aus aller Fassung. Um sich an dem verwegenen Kayser zu

rächen, schloß er mit den Mayländern und seinen Cardinälen ein Bündniß gegen den Kayser. Die erstern nahmen dieses Erbieten mit Freuden auf, unter den letztern aber herrschten verschiedene Partheyen, einige waren auf des Papstes, andere auf des Kaysers Seite. Der Kayser erfuhr dies alles wieder, und schwor den Mayländern fürchterliche Rache. Ehe er aber noch zum Zweck kam, starb Hadrian. Nun entstanden neue Faktionen unter den Cardinälen wegen der neuen Wahl. Einige wählten den päpstlichen Canzler Roland, der sich Alexander III nannte, und sich nach Frankreich flüchtete; die übrigen ernannten Victor III. Um den Streit zu entscheiden, berief der Kayser eine Kirchenversammlung und beschied die beyden Päpste zugleich mit vor; allein Alexander stellte sich nicht, aus Furcht, der Kayser möchte mit ihm zu hart umgehen, und so wurde er in die Acht erklärt. Allgemein erklärte man nun Victor III. für den rechtmässigen Statthalter Christi.

Während dieser Streitigkeit belagerte Friedrich (im Jahr 1192) Mayland und zerstöhrte es. Er vertheilte die Einwohner in vier andere Städte und belegte sie mit ungeheuren Abgaben. Die Gedrückten murrten darüber laut und verbanden sich, daß sie keinen Heller mehr oder weniger an den Kayser bezahlen wollten, als was sie vor Friedrichs Regierung gezahlt hätten. Dieser Unwille gegen den Kayser, der allgemein in Italien um sich griff, wurde durch den Tod Victors III noch mehr erhöhet, denn Friedrich bestätigte die Wahl Paschal des III, den seine Anhänger zum Papst ernannt hatten, ohne nach dem noch leben-

den Alexander III. zu fragen, oder nur einen Schritt zur Aussöhnung mit ihm, zu thun.

Zehenter Abend.

Heute fuhr der Herr Pastor in seiner Erzählung also fort:

Friedrich sah wohl ein, daß seine längere Abwesenheit von Teutschland in dem Innern desselben Unruhen erregen könnte; er zog also in sein Reich zurück und hatte dabey besonders die Absicht, eine Macht auf die Beine zu bringen, mit der er allen fernern Empörungen in Italien trotzen könnte. Was die ersten betraf, so erregten besonders die Unruhen zwischen dem Herzog Welf und den Pfalzgrafen von Tübingen seine Aufmerksamkeit.

Peter. Warum lagen sich denn diese beyden in den Haaren?

Pastor. Aus keiner nicht ganz gemeinen Ursache. Der Streit betraf des Pfalzgrafen Partheilichkeit. Dieser hatte nehmlich drey Strassenräuber (deren es in diesem Zeitalter in Menge gab) in seinem Gebiete auffangen lassen. Zwey davon waren seine Unterthanen; diesen gab er die Freyheit, der dritte gehörte dem Herzog Welf, und diesen befahl er sogleich aufzuhängen. Darüber nun bekriegt' ihn der Herzog. Mehrere Grosse, die die Handlung des Pfalzgrafen tadelten, als z. B. die Bischöffe von Speyer, Worms und Augsburg nebst dem Herzog von Zähringen, traten aufs Welfs Seite; die Böhmen hingegen und Frie-

drich von der Rothenburg, Conrad III. Sohn, halfen dem Pfalzgrafen. Die Böhmen lieſſen ihrer Rache den Zügel ſchieſſen und verheerten alles; darüber entrüſtet, verurtheilte der Kayſer den Pfalzgrafen, daß er als Urheber dieſes ungerechten Streites den Herzog um Verzeihung bitten mußte, ihn ſelbſt nahm er gefangen. Kaum war er mit der Ausübung ſeiner Gerechtigkeit zu Ende, als er mehrere teutſche Fürſten zu einen Zug nach Italien beredete und ihnen groſſe Belohnungen verhies, wenn ſie ſeinen Wünſchen gemäß handeln und dem von Alexander unterdrückten Papſt Paſchal beyſtehen würden. Die Teutſchen folgten ſeinem Befehl und zogen nach Rom, wo ſie auch ſo glücklich fochten, daß der Gegenpapſt Alexander nach Benevent (im Neapolitaniſchen) floh. Allein die Streiter genoſſen dieſen Sieg nur kurze Zeit; eine verzehrende Seuche rafte viele wackere Männer hinweg, und auf dieſe Art ſchmolz das Heer ſo ſehr zuſammen, daß Friedrich nach Teutſchland zurückreiſen mußte, um nicht der Rache zum Raube zu werden, indem alle Städte Italiens, die Friedrich durch eine Menge Abgaben (wie ihr bereits wiſſet) drückte, gegen ihn aufſtanden und ſeinen Untergang beſchloſſen hatten. In Italien wurde der Arme gedrängt, in Teutſchland giengs ihm nicht viel beſſer; hier waren während ſeiner abermahligen Abweſenheit neue Zwiſtigkeiten zwiſchen den ſächſiſchen Herzog Heinrich dem Löwen, dem Markgraf von Brandenburg und dem Landgraf von Thüringen entſtanden. Dieſe nicht nur, ſondern auch die Erzbiſchöffe von Cölln, Magdeburg und Bremen, die Biſchöffe von Lübek und Hil-

desheim, und viele Grafen waren auf Heinrichs ungeheure Macht eifersüchtig und suchten ihn deshalb einzuschränken. Sie griffen ihn mit vereinigten Kräften an. Heinrich, der sich mit dem wendischen Fürsten Pribislaus verbunden hatte, vertheithigte sich so wacker, daß er den Beynahmen „der Löwe" empfieng. Friedrich, der dieses tapfern Mannes Hülfe gar nicht entbehren konnte, suchte ihm nach allen seinen Kräften beizustehen und vermittelte auch, auf sein Ansehen gestützt (im J. 1186) einen Frieden, der dem Herzoge alle seine Besitzungen im ungestöhrten Genusse aufs neue zusicherte. Heinrich fühlte sich durch dieses ädelmüthige Betragen des Kaysers sehr geschmeichelt, und gelobte ihm im Herzen treu und innig an ihm zu hangen; allein dieser Vorsatz wurde sehr bald vernichtet und ein Zufall stiftete die unversöhnlichste Feindschaft zwischen beyden.

Wenzel. Warum denn?

Pastor. Heinrich hatte (wie ich euch schon am vergangenen Sontag gesagt habe,) einen Oheim, den alten Graf Welf, der keine Kinder hatte. Um sein Leben gemächlich zu genießen, faßte dieser den Entschluß, seinem Neffen alle seine Güter gegen die Bezahlung einer gewissen Summe schon bey Lebzeiten abzutreten; doch Heinrich, welcher glaubte, daß diese Güter nach Welfs Tode überdies an ihn fallen müßten, weigerte sich, die Zahlung zu leisten. Welf fand sich dadurch nicht wenig beleidiget, und, um sich an Heinrich zu rächen, überlies er alle seine Besitzungen in Italien dem Kayser und setzt' ihn zum Erben der

übrigen ein, nachdem dieser seiner Forderung Genüge geleistet hatte.

Tobias. Das nahm Heinrich wohl ziemlich hoch auf?

Pastor. Allerdings. Wir werden bald erfahren, auf was für Art er sich an dem Kayser zu rächen strebte.

Jetzt zu einem neuen Zug, den der Kayser nach Italien unternahm. Seine Feinde waren immer mächtiger geworden, besonders suchten die Verehrer des Papstes Alexanders alle nur ersinnlichen Gelegenheiten auf, um Friedrich zu kränken; unter andern baueten sie dem Papste zu Ehren eine Stadt, die sie Alessandria (nach seinem Nahmen Alexander) nannten, welche die Gegenparthey zum Spott die strohherne nannte, da die mehresten Häuser mit Stroh bedeckt waren. Friedrich belagerte gleich nach seiner Ankunft diese Stadt, fand aber so wichtige Gegenanstalten, welche ihm die Einnahme derselben unmöglich machten. Dieß schwächte jedoch seine Beharrlichkeit nicht im mindesten, um indessen sein Heer ansehnlich zu verstärken, hielt er an dem Comersee *) eine Zusammenkunft mit Heinrich dem Löwen, den er fast fußfällig bat, ihn bey dieser Belagerung mit Leuten zu unterstützen. Heinrich, der bey dieser demüthigen Bitte Welfs Güter im Auge behielt, blieb zwar kalt

*) Der Comersee (Lago di Como) ist der größeste See in Italien, der zwar nicht breit, aber 12 teutsche Meilen lang ist, und die Schweitz und Italien von einander scheidet. Er hat 3 Busen, an dem einen liegt die Stadt Como, von der er auch den Nahmen erhalten hat. A. d. V.

dabey, jedennoch versprach er dem Kayser, ihm seinen Wunsch augenblicklich zu gewähren, so bald er ihm die Stadt Goslar zum Eigenthum überlassen wolle. Friedrich schüttelte dazu den Kopf und Heinrich zog mit seinem Gefolge eben so kalt wiederum ab, als er gekommen war. Dies war die Ursache, daß der Kayser kurz darauf (am 29. May 1176) die Schlacht bey Lignano am Flusse Tessino verlohr, wo er nicht nur getödtet zu werden, in Gefahr kam, sondern auch seine Casse einbüßte. Dieser Verlust an Geld und Leuten machten den stolzen Friedrich so demüthig, daß er um Frieden bat und den Papst Alexander III. (dem er sich zu Füssen warf, um ihm den Pantoffel zu küssen) für den ächten Statthalter Christi erkannte. Alexander freuete sich innerlich über seinen Sieg und ertheilte ihm Seegen und Kuß. Nachdem sich nun der Kayser mit seinen Feinden in Italien verglichen hatte, eilte er unaufhaltsam nach Teutschland, um an dem Herzog von Sachsen, Heinrich den Löwen Rache zu üben. Kaum erfuhr man dies, als sich eine Menge Ankläger fanden, um Heinrichen zu stürzen. Die Bischöffe beschuldigten ihn der gröbsten Verbrechen und der Beraubung ihrer Kirchen und Klöster, und die weltlichen Herren schrieen über Schmälerung ihrer Rechte. Der Kayser ließ ihn demnach auf einen Reichstag vorladen. Heinrich war trotzig und erschien nicht. Dieß veranlaßte Friedrichen, ihn (1180) zu Würzburg in die Acht zu erklären und ihm alle seine Lehnsländer zu nehmen, außer Braunschweig und Lüneburg, die man ihm als Erbländer nicht füglich rauben konnte. Ueberdies sah sich Heinrich genöthigt

auf drey Jahre Teutschland zu verlassen und nach England zu seinem Schwiegervater zu gehen. Auf diese Art stillte der Kayser seine Rache und gewann dadurch ausserordentlich viel, da er sich durch die Weggabe der eingezogenen Länder neue Freunde und Anhänger erwarb.

Hans. Wer waren denn diese?

Pastor. Das Herzogthum Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, der Stammvater des pfalzbayerschen Hauses, doch mit Ausnahme der Stadt Regensburg, die von dieser Zeit an eine freye Reichsstadt ward. Von dem Herzogthum Sachsen kam ein Theil, nämlich Westphalen, an den Erzbischof von Cölln; Ostphalen aber erhielt Bernhard von Anhalt, jüngster Sohn Albrecht des Bären, der die Städte Lauenburg und Wittenberg bauete und sie zu Hauptstädten erhob, nebst dem Titel eines Herzogs von Sachsen. Viele Grafen und Herren in Sachsen und Bayern machten sich bey dieser Gelegenheit unabhängig und entzogen sich der Herzoglichen Gewalt; Mainz, Magdeburg, Bremen, Verden, Paderborn, Hildesheim und Minden griffen bey einzelnen Stücken zu; die wendischen Fürsten in Meklenburg und Pommern waren nun nicht mehr sächsische Vasallen, indem sie unmittelbahr das Reich als ihren Oberherrn erkannten. Dadurch hörten die Herzogthümer, d. h. der Gewalt nach, nicht aber dem Nahmen nach, auf, sie waren alle zerstückelte Glieder, die nun Ein Haupt, den Kayser, hatten.

Friedrichs Freude über Heinrichs Demüthigung wurde noch vergrößert, als er erfuhr, daß sein mäch-

tlaster Feind, Papst Alexander (1181) die Welt verlassen habe. Seine Anhänger (oder der sogenannte lombardische Bund) verlohren ihre Kraft, und Friedrich athmete freyer. Dies hielt ihn nicht ab, den Frieden zwischen ihn und den lombardischen Städten zu Kostnitz zu gründen. Diese behielten alle von ihm bestätigten Gerechtsame, besonders das Recht, Bündnisse zu machen, Vestungen und Kriegsheere zu haben und ihre Obrigkeiten zu wählen, dagegen waren sie genöthiget, dem Kayser zu huldigen und sich aller der Rechte zu begeben, die ihm eigenthümlich zugehörten. Auf diese Art wurde die Verfassung Italiens regulirt und bestätiget. Er reißte selbst nach Italien, um diesen Frieden zu vollstrecken und vermählte dort seinen Sohn Heinrich (den man schon vor mehrern Jahren zum teutschen König ernannt hatte) mit einer Prinzessinn von Sicilien, Constantie, die schon ziemlich bey Jahren war und Heinrichs Mutter seyn konnte. Indessen was erlaubt sich die Politik nicht alles?! Friedrich stiftete diese Heyrath, um sich den König von Neapel zum Freunde zu machen und zwey Königreiche an die teutsche Krone zu erwerben.

Friedrich hatte sein siebzigstes Jahr angetreten, als die Nachricht aus Palästina in Teutschland erscholl, daß der tapfere Sultan Saladin von Aegypten, (1187) Jerusalem erobert habe. Der Papst (Gregor VIII) schickte einen Legaten nach Teutschland, um die Noth der morgenländischen Christen dem Kayser und den teutschen Fürsten ans Herz zu legen. Friedrich hörte mit Entzücken, troz seines grauen Kopfes, diese Botschaft, denn sie reichte ihm neue Gelegenheit dar, sei-

nen Ruhm zu vergrösern. Er veranstaltete sogleich zu Nürnberg eine Reichsversammlung und erhielt aus den Händen des Bischofs von Würzburg das Kreutz. Seinem Beyspiele folgten mehrere Grafen und Herren, z. B. der Herzog Friedrich von Schwaben, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Graf Poppo von Henneberg und andere mehr, dem sich noch eine ganze Menge Bischöffe und Mönche beygesellten. Die Zahl der übrigen Edelleute belief sich auf 4000. Kurz — es kam ein Heer von wenigstens 150,000 Mann zusammen. Friedrich ging bey diesem Kreutzzuge behutsam und mit wahrer Klugheit zu Werke. Um seines Reiches Sicherheit während seiner Abwesenheit hinlänglich zu sichern, entwarf er einen sogenannten Friedebrief.

Säuberlich. Was versteht man denn darunter?

Pastor. In einem Friedebrief wurde ausgemacht, daß niemand bey schwerer Strafe einen Krieg führen (wenn er ihn nicht drey Tage vorher angekündigt habe) und Gebäude, Wein und Obstgärten verheeren sollte. — Nächst diesem Friedebrief befahl der Kayser auch, daß jeder von den Kreutzfahrern (um alles liederliche Gesindel zu entfernen) wenigstens drey Mark Silber aufzeigen müßte, wenn's ihm erlaubt seyn solle, die Reise mit zu machen.

Zu Anfang des Aprils des Jahres 1188 trat er endlich seinen Marsch an. Er suchte sich den griechischen Kayser zum Freund zu machen und schickte vorläufig Gesandte an ihn, die ihn von seiner Ankunft benachrichtigen sollten. Die Gesandten kamen an, wur-

den sehr gut aufgenommen, aber nach zwey Tagen mit Ketten und Banden belastet.

Einige. Ih! warum denn?

Pastor. Diese Härte, die gegen alles Recht stritt, schrieb sich von einem gemeinen Mönch her, der den griechischen Kayser Friedrichs Absicht auf eine sehr unfreundliche Art vorzustellen suchte. Er meynte nämlich, daß der teutsche Kayser Anspruch auf sein Reich machen und den Kreutzzug nach Palästina nur als Dekmantel gebrauchen wolle, daß er die Eroberungen des griechischen Kayserthums seinem Sohne, dem teutschen König Heinrich zugedacht und den Entschluß gefaßt habe, ihn aus dem Reiche zu verjagen.

Hans. War denn dieser Vorwand gegründet?

Pastor. Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Indessen hörte der grichische Kayser diese Warnung sehr aufmerksam an, und gelobte sich selbst, des Mönches Einsicht zu nützen. Sein Vorsatz gedieh vollends zur Reife, da der Sultan Saladin von freyen Stükken an ihn schrieb, daß er ihm Palästina abtreten wolle, wenn er den Teutschen den Durchzug durch seine Staaten verböte. Mit Freuden nahm Angelus (so hieß der Kayser) dieses Erbieten an und erwartete nun die Teutschen mit Verlangen. Als Friedrich ankam und sich auf seine alte mit ihm gestiftete Freundschaft berief, verlangte Angelus, von ihm, daß wenn er ihm den Durchzug duech seine Staaten gestatten sollte, er ihm nicht nur Geiseln, sondern auch die Halbschied seiner Eroberungen überlassen, und seine Lehnsherrschaft anerkennen müsse. Dazu wollte sich, wie ihr leicht ermessen könnt, Friedrich

durchaus nicht verstehen, er drohete, und Angelus, ein schwacher Mann, gab nach. Er verstand sich am Ende sogar dazu, daß er ihm und seinem Heere 1500 Schiffe lieh, um es über die Meerenge von Gallipoli übersetzen zu lassen; nicht zu gedenken, der reichen Geschenke, die Friedrich von ihm empfieng. — Aber was glaubt ihr wohl, wenn dieser Uebergang nach Kleinasien geschah?

Einige. Nun? Doch noch in diesem Jahre?

Pastor. Weit gefehlt! Erst im Frühjahr 1190, also zwey ganzer Jahre später, als die Teutschen ausgezogen waren; so lange lagen sie in der Gegend von Constantinopel und kämpften mit Hunger, Elend, Krankheiten und den Schändlichkeiten der griechischen Christen, die sie oft durch Mehl und Wein zu vergiften trachteten. Ihr Haß gieng so weit, daß der Patriarch von Constantinopel von der Canzel herab allen denen Ablaß für zwanzig Mordthaten gewähren wollte, die hundert Kreutzfahrer tödten würden. Und dies hörten noch obendrein die teutschen Gesandten mit an, und mußten dazu schweigen, weil sie Rache zu nehmen ohnmächtig genug waren.

Niklas. Das wundert mich doch. Nach Ihrer Versicherung waren ja die Kreutzritter hundert tausende stark.

Pastor. Ihr habt Recht, Nachbar Niklas! Aber erinnert ihr euch nicht, daß das mächtige Heer schon so sehr zusammengeschmolzen war, daß deren nur noch wenige Tausende übrig blieben? Friedrich sah sich so gar genöthiget, seinen Sohn Heinrich um Hülfstruppen zu bitten. Doch auch das glückte nicht

sonderlich. Er fand überall, wo er hin kam von Seiten der Griechen und Türken mächtigen Widerstand. Als er (1101) endlich bis Armenien vorgedrungen war, raubte ihm ein kaltes Bad (am 10 Junius d. J.) in dem Flusse Saleph das Leben, nachdem er 39 Jahr über Teutschland regiert hatte. Ein grosser Theil seines Heeres kam um, oder ward in alle Welt zerstreuet, Jerusalem aber blieb unerobert. Der Eifer der abendländischen Christen (für die Ehre Jesu zu kämpfen) erlosch jedoch nicht, es bildete sich sogar zu der Zeit eine Gesellschaft (Orden) Ritter, welche diesen Kampf fortzusetzen gelobten und sich besonders anheischig machten, kranke und verwundete Christen in Palästina zu pflegen.

Niklas. Erhielt dieser Orden einen Nahmen?

Pastor. Ja! Er nannte sich in der Folge der Orden der teutschen Ritter vom Hause der Jungfrau Maria.

Friedrich war ein grosser Mann von vortreflichen Eigenschaften, der sich nach Carl d. G. unter allen Kaysern am vortheilhaftesten auszeichnete. Der Hauptzug seines Charakters war Tapferkeit und Gerechtigkeit, die er streng und ohne Beyspiel übte. Er war freygebig ohne grade ein Verschwender; mäßig ohne ein Geizhals zu seyn. Auch als Hausvater erscheint er dem Forscher seiner Geschichte ehrwürdig, denn er liebte seine Gattin mit aller Zärtlichkeit und hieng an seinem Sohne mit liebenswürdiger Huld. Er schätzte die Gelehrsamkeit, ohne grade selbst ein Gelehrter zu seyn, wozu ihn seine immerwährenden Kriege ohnedies nicht kommen liessen.

Er beschenkte Kirchen und Klöster, ohne grade ein Frömmler zu heißen, wie er denn davon mehrere Beyspiele an den Tag gelegt hat. Demohngeachtet war er nicht frey von Fehlern und im Ganzen hat das teutsche Reich nicht viel durch ihn gewonnen, besonders da er sein Augenmerk zu sehr auf Italien wandte, und mithin seine besten Kräfte dem Vaterlande entzog.

Heinrich VI., Friedrich des Rothbarths Sohn, befand sich eben auf einer Reise nach Italien, um dort das seiner Gemahlin Constantie zugefallene Reich der beyden Sicilien in Empfang zu nehmen, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters hörte. Da er schon König von Teutschland war, so fehlte ihm nichts als die Kayserkrone, die er auch erhielt, nachdem er dem Papste Cölestin III. die ihm eben nicht getreue Stadt Tuskulum (Tivoli) und mehrere Güter überließ. Die Uebergabe der erstern lieferte einen Beweiß von Heinrichs Blödsinn oder Niederträchtigkeit (ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, denn sie verrieth seinem Feinde einen Freund, der dieses Stückchen um das teutsche Kayserthum wahrlich nicht verdient hatte) Kaum hatte sie Cölestin in seiner Gewalt, als er die Einwohner Tivolis ihrer Anhänglichkeit an dem Kayser Friedrich wegen erbärmlich ermorden, und die Mauern schleifen ließ.

Als Heinrich gekrönt war, gieng er nach Apulien um das Erbe seiner Frau in Besitz zu nehmen. Doch das gieng nicht so leicht, als er anfänglich vermuthete. Die Einwohner widersetzten sich mit den Waffen in der Faust und wählten selbst einen König, den Sohn eines unehligen Sohnes des ersten Königs, Roger II. einen

gewissen Grafen Tankred. Zum Glück für ihn lebte dieser Tankred nicht allzulange, er hinterlies einen unmündigen Sohn, Wilhelm III. der leider! durch üble Rathschlüsse geleitet zaghaft genug war, Heinrichen die Krone der beyden Sicilien zu Füssen zu legen und sich seiner Barmherzigkeit zu empfehlen; allein Heinrich dachte schlecht genug, diese Ergebenheit auf das schändlichste zu mißbrauchen, er ließ den unglücklichen Wilhelm die Augen ausstechen und ihn in ein Kloster sperren. Mehrere Grosse, die er des Hochverraths beschuldigte, verwies er in Ketten nach Teutschland, andere ließ er aufknüpfen, spiessen und verbrennen; Genueser und Pisaner, welche treu an ihm gehangen und ihm die Stadt Neapel durch ihre Bischöffe erobert hatten, belohnt' er mit dem schnödesten Undank und die grossen Schätze der sicilianischen Könige, welche in Palermo aufgehäuft lagen, ließ er nach Teutschland bringen. *) Kurz, Heinrich zeigte sich hier als einen dermaassen schändlichen Menschen, daß ihn die Italier nur den Bluthund nannten.

Einige. Nun! wahrlich, dieser Nahme gebührte ihnen nicht mit Unrecht.

Pastor. Als er durch dergleichen Grausamkeiten seine Herrschaft in Sicilien hinlänglich begründet hatte, so sucht' er auch in Teutschland sein Ansehen zu mehren. Schon vorher hatt' er einen kleinen Zwiespalt mit Heinrich dem Löwen gehabt. Es ist euch bekannt, daß sich dieser sonst so

*) Man sagt, daß er 160 mit lauter Kostbarkeiten beladene Rosse nach Teutschland gesendet habe. Wahrlich! eine (den damahligen Zeiten angemessene) höchst fruchtbahre Aussteuer!

mächtige Mann von Heinrichs Vater nach England verwiesen sahe. Er litt dies geduldig, hofte aber, daß man seine übrigen ihm in Teutschland überlassenen Besitzungen in Ruhe lassen würde; da dies jedoch nicht geschah, so kehrt' er schon bey Friedrichs Lebzeiten nach Teutschland zurück und erfochte beträchtliche Vortheile gegen seine Feinde. Heinrich VI hielt dies für unerlaubt und bekriegte ihn, indessen ward ein Vertrag vermittelt, worinnen Heinrich der Löwe sich anheischig machte, die Mauern von Braunschweig niederzureissen, und alle eroberten Besitzungen zurückzugeben, auch seinen ältesten Sohn Heinrich dem Kayser mit nach Italien zu senden. Dieser vermählte sich, um das Band noch vester zu schlingen, mit der Erbtochter des rheinischen Pfalzgrafen Conrads, der ein Oheim des Kaysers war.

Säuberlich. Wie bevestigte denn Heinrich seine Gewalt in Teutschland? Etwa auch durch eine Folge von Grausamkeiten?

Pastor. Ih nun, wenn auch nicht durch Grausamkeiten, doch durch eine Gewalt, welche die teutschen Fürsten ohnmöglich billigen konnten. Er gelobte nämlich, das Königreich Sicilien auf immer mit dem teutschen Reiche zu vereinigen, die Erbfolge der Weiber, und entfernten Verwandten im Reichslehen zu gestatten und seinem Rechte auf die Verlassenschaften der Bischöffe zu entsagen, wenn die Stände — Teutschland seinem Geschlechte erblich überlassen wollten, denn wie euch bekannt ist, lieben Freunde! so war Teutschland bis auf diesen Zeitpunkt ein Wahlreich gewesen.

Hans.

Hans, Giengen denn die Teutschen diese Bedingungen ein?

Pastor. Einige allerdings, doch die Erzbischöffe von Mainz und Cölln, ingleichen die sächsischen Fürsten, setzten sich denselben so standhaft entgegen, daß Heinrich von seinem Entschlusse ablassen und weiter nichts erhalten konnte, als daß sein Sohn Friedrich zu seinem Nachfolger ernannt wurde.

Perls. Wie sah es denn in Sicilien aus?

Pastor. Ach! schlimm genug! Die Sicilianer, welche ihren Oberherrn auf das bitterste haßten, konnten sich nicht an Heinrichs Grausamkeiten gewöhnen und erregten neue Unruhen. Um diese zu stillen, war er eben entschlossen, einen Marsch dahin zu unternehmen, als die morgenländischen Christen, aufs neue von den Türken jämmerlich gedrückt, die Abendländer um Hülfe anfleheten. Heinrich suchte die teutschen Fürsten zu einem neuen Kreutzzug zu bereden und bat sie fast dringend, sie möchten ihren Weg über Sicilien nehmen, damit die Einwohner dieses Landes vor der großen Anzahl erschräcken und um Friede bäten. Auf diese Art hoft' er mit einer Klatsche zwey Fliegen zu tödten! Trotz dem, daß die Kreutzzüge eine unglaubliche Menge Menschen gekostet hatten, ohne die Ehre des Grabes Christi gerettet zu haben, so ließ sich doch ein großer Theil der teutschen Fürsten beschwatzen, nochmahls ein solches gefährliches Unternehmen zu beginnen. In Lübeck allein nahmen 400 Mann das Kreutz, und der Erzbischof Konrad von Mainz, war der Anführer des Heeres, welches nach einem kur-

zen und fruchtlosen Aufenthalt in den sicilianischen Gefilden nach dem gelobten Lande absegelte. Die Früchte, die die Kreutzfahrer hier erndeten, waren, wie alle andere vorher, nicht der Mühe werth, wie schon die Belagerung eines vesten Schlosses, Nahmens Chloruth, bewieß, welche gänzlich mißlang. Noch waren die Fürsten nicht zurück in ihr Vaterland gekommen, als Heinrich in Sicilien, wahrscheinlich durch die Vergiftung seines eigenen Weibes im J. 1198. starb; denn es mußte sie natürlich sehr schmerzen, daß er das Land, in welchem sie gebohren war, auf so eine empörende Weise mißhandelte; Heinrich starb unbeweint, denn fast keine einzige gute That begleitete ihn ins Grab, indem sein Charakter stolz und grausam war. Wer hätt' ihn lieben sollen? Von seiner Grausamkeit zum Beschluß nur noch ein einziges Beyspiel, welches mich aller andern überhebt: Als er nämlich nach Sicilien kam, um den Ausbruch zu stillen, der hier ausgebrochen war, so sucht' er sich besonders eines Grafen Jordan zu bemächtigen, welcher ihm als der Anführer der Rebellen genannt wurde. Er erhielt ihn auch wirklich gefangen und bestrafte ihn auf eine Art, die alles menschliche Gefühl empört. Jordan wurde nämlich, trotz allen Vorbitten, die man an das unmenschliche Herz des Kaysers wagte, auf einem eisernen glühenden Sessel nackend niedergesetzt und ihm eine Krone von Gold mit eisernen Spitzen tief in den Kopf gedrückt!

Alle. Das ist abscheulich!

Pastor. Ja! wohl! lieben Kinder! und das um so mehr, da Heinrich kein Kannibale sondern ein Christ war, dessen Priester und Religion, Duldung und

Barmherzigkeit lehrten. Hinweg von diesem Greuelmenschen, der seinen erhabenen Vater noch im Grabe beschimpfte!

Als er tod war, athmeten die Italiener zum erstenmahl wieder freyer, denn sie hatten ihn, wie billig, als einen grausamen Tyrannen gehaßt, der Papst Innocentius III. benutzte diese Stimmung und suchte die Gluth des Hasses, die jetzt in allen Herzen gegen die Teutschen ohn' Ausnahme loderte, noch mehr anzufachen. Es dauerte auch nicht allzulange, so war Teutschlands verhaßte Herrschaft in Italien ganz aufgelößt und viele Herzogthümer, Grafschaften und Städte erkannten den päpstlichen Stuhl von neuem als ihre Oberherrschaft an. Auf diese Weise bildete sich der damahlige große und wichtige Kirchenstaat!

Indessen war es nöthig, daß die Teutschen einen neuen König wählten. Die Stände hatten zwar schon bey Heinrich des VI. Lebzeiten versprochen, seinem Sohne Friedrich die Crone zu geben, aber man empfand jetzt nicht die gemindeste Lust, sein Versprechen zu erfüllen, zumal da der junge Friedrich erst 3 Jahr alt war und sich noch überdies in Italien befand. So wenig nun seine Wahl in Betrachtung kam, so entstanden dennoch zwey Partheyen. Eine davon wählte Heinrichs Bruder, den Herzog von Schwaben Philipp, die andere hingegen ernannte Heinrichs des Löwen zweyten Sohn, Otto. Auf diese Art entstanden zwey Beherrscher des teutschen Reichs, den erstern krönte ein päpstlicher Legat zu Mainz, den andern der Erzbischof von Cölln zu Achen.

Siegismund. Kamen sich denn da die beyden Herren nicht ins Handgemenge?

Pastor. Allerdings! Jeder suchte den andern zu entthronen, zu buhlen, mithin jeder um die Gunst des Papstes. der hier allein Richter seyn und entscheiden sollte. Papst Innocentius III. ein äußerst kluger und feiner Kopf, wandte gleich Anfangs auf diese Zwistigkeit sein besonderes Augenmerk. Seine Wahl fiel auf Otto.

Hans. Warum denn?

Pastor. Der Grund, den er angab, lag in der Mehrheit der Wahlstimmen, welche Otto vor sich hatte, denn selbst ganz Mayland erklärte sich mit allen seinen Bundesgenossen für ihn. Inzwischen lag wohl eine ganz andere Ursache zu Grunde, nämlich die, daß der Papst die Hohenstaufen herzlich haßte und sie vom Kayserthrone zu entfernen gelobt hatte. Dies war auch das Motiv, warum er den jungen Friedrich von der Regierung ausschloß. So vortheilhaft dieser Ausspruch des Papstes für Otto IV. auch immer seyn mochte, so wenig erhielt dieser dadurch in Teutschland Anhänger, denn er war grade so arm, als Philipp (Erbe von Heinrich VI. unermeßlichem Vermögen) reich war, welches ihm denn sehr zu statten kam, um über Otto IV. die Oberhand zu gewinnen! Nun wurde das arme Teutschland zehn Jahre lang ein Schauplatz des Jammers und der Verwüstung, beyde Kayser geriethen in die heftigste Erbitterung gegen einander und bekriegten sich auf die hartnäckigste Art, ohne dabey etwas sonderliches zu gewinnen. Endlich neigte sich auch der Papst, dem Philipp einen Beytrag zum

Kreutzzug geboten hatte, auf des letztern Seite, und rieth dem Otto, daß er sich mit Philipp versöhnen sollte. Philipp lieh diesem Ausspruche willig sein Ohr, und bot Otto'n, um ihn zu festen, seine Tochter Beatrix und das Herzogthum Schwaben, zur Aussteuer an; doch dieser wollte davon durchaus nichts hören und rüstete sich aufs neue, um seine Kayserwürde mit gewafneter Faust zu vertheidigen. Otto gewann aber nicht durch seine Tapferkeit sondern durch das Spiel des Zufalls, das hier die Karten mischte.

Einige. (neugierig) So? Philipp trat wohl zurück?

Pastor. Er selbst nicht, aber der Tod war Ursach, daß er zurücktreten mußte — und zwar ein schimpflicher, gewaltsamer Tod. Philipps wärmster Freund nämlich war zu der Zeit der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Mann von ungemeiner Tapferkeit und seltenem Geiste, wie er denn das schon unter Friedrich des Rothbarths Regierung hinlänglich bewiesen hatte. Aber der Wittelsbacher war zugleich bey allen seinen Tugenden sehr stolz, auffahrerisch und ungemein ehrgeitzig. Es schmeichelte ihm, daß ihn Philipp, als er ihm einst einen großen Dienst erwiesen hatte, eine von seinen Töchtern versprach. Da aber Otto von Zeit zu Zeit auf die Erfüllung dieses Versprechens vergeblich harrte, so erinnerte er den Kaiser bald darauf in einer freundschaftlichen Unterredung daran; Philipp besann sich, aber trotz dem allen sucht' er auf alle Art Ausflüchte zu machen. Otto, darüber äußerst mißvergnügt, wollte nicht länger bey ihm bleiben und bat ihn deshalb um ein Empfehlungsschreiben

an den König von Polen, unter dessen Fahnen er Kriegsdienste zu nehmen, und durch wackere Thaten sein Schwiegersohn zu werden meynte. Philipp, der diesen zornigen Mann, welchen er von dieser Seite recht gut kannte, nicht trauete, versprach ihm zwar das Schreiben, ließ es ihm auch vorlesen, wußt' es aber mit einem andern zu verwechseln, worinnen Ottos Charakter in sehr schwarzen Farben geschildert stand. Otto merkte diese Verrätherey und erbrach das Schreiben, worinnen er freylich die gute Meynung, die Philipp dem König von Polen in dem erstern Schreiben beygebracht hatte, mit einer sehr schlechten abgelößt fand. Er war außer sich und flog wie auf Flügeln des Windes nach Bamberg, setzte Philipp sehr heftig zur Rede und stieß ihn in der Wuth, in die sein ganzes Selbst aufgelößt war, am 21. Junius 1208 das Schwerd in den Nacken. Auf diese Art sah sich Otto IV. auf einmahl von seinem königlichen Nebenbuhler glücklich befreyet. Man erkannte ihn nun einstimmig als König der Teutschen, nur verband man mit dem Antritt seiner Regierung die ausdrückliche Bedingung, daß er den Tod seines Nebenbuhlers rächen müsse. Er that dies willig und erklärte den überdies flüchtigen Otto von Wittelsbach in die Reichsacht, welcher denn bald darauf von dem Reichserbmarschall von Kalatin getödtet wurde. Otto IV. vermählte sich mit des ermordeten Philipps Tochter, die ihm als Brautschatz 350 Güter (ein schönes Erbtheil!) mitbrachte. Papst Innocentius unterstützte ihn sehr eifrig und versprach ihn sogleich zum Kayser zu krönen, wenn er einige Bedingungen eingehen würde.

Müller. Aha! das hab' ich gedacht, damit ist der h. Vater immer gleich da!

Pastor. Er hat Recht, denn niemand weis sein Interesse besser zu beobachten, als der Papst. In unsern Zeiten ist es jedoch etwas anders geworden.

Wekker. In was bestanden denn die Bedingungen?

Pastor. Otto mußte sich anheischig machen, die freye Wahl der Prälaten nicht zu stöhren, die Berufungen an den Päpstlichen Stuhl in Kirchensachen zu gestatten, sich niemahls in geistliche Dinge zu mischen, den Papst in Sachen der Ketzerey (denn damahls waren in Savoyen die sogenannten Waldenser entstanden, von welchen ich euch in Luthers Leben erzählt habe) kräftig beizustehen, und ihm die Länder in Italien von Ludwig des Frommen Zeiten an, als alleinigen Besitz zu lassen. Otto IV. versprach alles und die Kayserkrönung erfolgte von Seiten des Papstes in der grössesten Freundschaft. Aber diese letztere währte nur kurze Zeit, denn als Otto die Güter zurückforderte, die sich der päpstliche Stuhl in neuern Zeiten zugeeignet hatte, so verwandelte sich das heitere Wetter am päpstlichen Himmel. Innocentius Huld schwand; sein Herz kochte Groll und Rache. Er schleuderte über Otto den Bannstrahl aus, als dieser eben in Apulien war, um seinen Vetter Friedrich, der ihm Feinde erwecken wollte, zu bekriegen. Otto ließ sich durch den Bann in seinen Unternehmungen nicht stöhren, sondern eroberte (1210 und 1211) einen großen Theil dieses Reiches. Als der Papst sahe, daß sich Otto IV. an seinen Bannstraht nicht kehrte, so sucht' er es auf eine andere Art

anzugreifen; er überredete den Erzbischof Siegfried von Mainz, daß er den Kirchenbann in Teutschland bekannt machte und gab sich alle Mühe, die Fürsten dahin zu bringen, den neapolitanischen König Friedrich (Heinrich VI. Sohn) zum teutschen König zu wählen. Nun sah sich Otto genöthiget, nach Teutschland zurückzugehen, um den Schaden zu verbessern, den Siegfrieds Bosheit angerichtet hatte. Friedrich, dem der Landgraf von Thüringen und Schwabenland ergeben war, zog ihm nach, um sich Otto'n als Gegenkayser aufzuwerfen. Otto würde wahrscheinlich über ihn den vollkommensten Sieg erfochten haben, wenn er sich nicht unterdessen in andere Händel gemischt und dadurch seine Macht geschwächt hätte. So bekriegt' er den König von Frankreich, der Friedrichs Freund war (im Jul. 1214) griff seine Truppen bey Bovines (Bovine) in Flandern an, ward aber, trotz seiner grossen Tapferkeit, die er hierbey bewies, gänzlich geschlagen. Auf diesen Verlust verließen ihn mehrere seiner Anhänger, und die Stadt Cöln, sein Bruder Heinrich aber genoß die Kränkung, um seinetwillen in die Acht erklärt zu werden. Otto zog sich entkräftet und von allen seinen Freunden verlassen, auf seine Erbgüter zurück. Hier lebt' er in der größten Einsamkeit wie ein Mönch und erlaubte sich allerhand sonderbare Bußmethoden, um Gott zu versöhnen, worunter denn auch die gehört, daß er sich von seinem Küchenjungen mit Füßtn treten ließ. Er lebte noch einige Zeit und starb im Jahr 1218. auf seinem Schlosse Harzburg ohnweit Goslar.

Friedrich II. ward in Goslar gleich nach Ottos Tode von den Grossen des Reichs einstimmig zum König erwählt. Der Papst suchte, wie immer, auch hierbey zu gewinnen, und hatte schon vorher den teutschen Thron zur Bedingung gemacht, nämlich, daß Friedrich seinem Sohne Heinrich (den er im 16 Jahre gezeugt hatte) das Königreich Neapel abtreten und dies Reich von Teutschland auf immer sondern wolle.

Säuberlich. Ich sehe aber doch nicht recht ein, warum der Papst Innocentius dem König Friedrich so wohl wollte, da ich doch weis, daß er die Hohenstaufen nicht leiden konnte.

Pastor. Gewiß! es ist dies auffallend genug, inzwischen kann ich diese Sonderbarkeit nicht anders erklären, als durch Innocentius eigene Arglist. Da er über Friedrich die Vormundschaft verwaltet, und ihn ganz so gebildet hatte, wie er wünschte, so glaubt' er jenen ihm gewidmeten Haß dadurch füglich auswetzen zu können, daß er ihn ganz zu seinen Absichten zu mißbrauchen gedachte. Ob ihm dies nach seinen Wünschen gelang, wird uns der Verfolg der Geschichte lehren!

Kaum stand Friedrich als teutscher König da, als er dem Papste einen grossen Strich durch die Rechnung machte.

Peter. Ach! du armer Innocentius, das kommt früh!

Pastor. Er wußte die Liebe und das Zutrauen der teutschen Fürsten so bald zu gewinnen, daß sie seinen Sohn, Heinrich VII. zu seinem Nachfolger im

teutschen Reiche ernannten. Die Geistlichkeit hatte an diesem Verfahren den meisten Antheil und dafür erhielt sie von Friedrich aus Dankbarkeit einen Freyheitsbrief, der sie bey ihren Rechten zu schützen, ihren Ländern alle Zollbeschwerniße zu entziehen, sie aller weltlichen Herrschaft zu entladen und alle, welche unter dem Vorwand der Schutzvogtey sie drücken würden, hart zu bestrafen, die Prälaten in Einziehung und Verleihung der Lehen nicht zu hindern, kurz alles das zu leisten versprach, was ganz ihren Absichten und Wünschen gemäß sey! Freylich mit solchen Freygebigkeiten wurde es dem König nicht schwer sich überall Freunde zu verschaffen, wohin denn auch manches Schloß zu rechnen ist, das er den Rittern und Herren schenckte, um ihre Liebe zu gewinnen — so hofft' er mit kühner Stirne dem Hasse des heil. Vaters zu trotzen. Doch — das alles hätt' er kaum nöthig gehabt, da Innocentius im Jahr 1226 starb, und Honorius III den päpstlichen Stuhl bestieg.

Es sey mir erlaubt, hier noch Etwas über den Papst Innocentius III. zu sagen, denn er war nach und vor Gregor VII. der berühmteste unter allen, welche je die dreyfache Krone trugen. Innocentius war kein gemeiner Mensch, wie so manche vor und nach ihm, sondern ein Graf von Segni (Sengni) ein überaus feiner und listiger Mann, welcher in den damahligen Zeiten eine ungemein große Rolle spielte. Er entzweyete aus Staatspolitik die Könige von Portugall, Castilien und Navarra; schuf Arragonien zu einem Königreich um, und herrschte, wenn auch nicht öffentlich, doch ins geheim und um so vester

über Hungarn, Polen, Schweden, Dänemark und Norwegen, predigte, nicht um die Ehre des Grabes Christi zu retten, sondern um Constantinopel und das griechische Kayserthum zu zerstöhren, einen Kreutzzug, führte den Hexenprozeß ein, stiftete das schreckliche Inquisitionsgericht, und erfand das Interdikt. Es ist nöthig, daß ich euch die drey letztern Gerichte der päpstlichen Gewalt erklärend darstelle:

1) Hexenprozeß. Alle diejenigen, welche, nach den dunkeln Begriffen des Zeitalters sich der Zauberey schuldig machten, nannte man Hexen. Diese Benennung erhielten nicht nur Weibs- sondern auch Mannspersonen, ohne Unterschied des Standes und Ansehens. Wurde ein solcher Unglücklicher eingezogen, so verdammte man ihn entweder zum Scheiderhaufen, oder, wenn man seine Unschuld Gott überlassen wollte, zum Wasser, man warf ihn nämlich in einen stehenden See. Sank er unter, so hielt man ihn des Verbrechens überwiesen, hielt er sich aber über dem Wasser, so glaubte man, daß sich dadurch Gottes Urtheil für seine Unschuld offenbahre. Diese schreckliche und höchst unsinnige Gewohnheit hat sich bis in die spätesten Zeiten erhalten. Man findet noch vor 200 Jahren ähnliche Prozesse, ja! noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde in Halle an der Saale eine Hexe dem Feuer übergeben.

2) Die Inquisition schreibt sich eigentlich von einem gewissen Dominikus von Guzmann her. Dieser böse Mensch kam als Canonicus (Geistlicher) zu Osma, im Jahre 1215 nach Rom, stellte dem Papste Innocentius III. die Gräuel der

Waldenser *) vor, und gab den christlichen (?) Rath, einen Orden einzuführen, der ohn' Ausnahme den Ketzern entgegen handeln sollte. Diejenigen nun, welche die Ketzer aufsuchten, nannte man Inquisitoren (Nachspührer). Ein solches Schandgericht, welches die größten Grausamkeiten ausübte, befand sich nicht nur in Italien, sondern auch in Spanien, wo es jedoch strenger war, als dort. Das Kleid der unglücklich Verdammten wurde, so wie die Mütze, mit rothen Flammen und Teufeln bemahlt, und hieß Sanbenito. Die Exekution der Verurtheilten geschah größtentheils unter grossen Feyerlichkeiten, welche den Nahmen Avto da Fe (Feuergericht) erhielten.

3) Interdikt. Diese päpstliche Gewalt dehnte deu Bann, in dem sich ein Fürst befand, über dessen ganzes Land aus. Aller öffentliche Gottesdienst hörte auf, Glocken, Orgel und Gesang verstummten. Nur stille Messen durften gelesen werden, doch nie anders, als hinter vest verschlossenen Thüren. Kein Sakrament fand statt, außer die Taufe und die Beichte, wenn sie in der Todesstunde verlangt wurde. Keine Leiche erhielt ein ehrliches Begräbniß, man scharrte sie weit entfernt von dem gewöhnlichen Begräbnißorte in einem abgelegenen Winkel ein. Ehen wurden auf dem Todtenacker geschlossen.

Jetzt zu unserer Geschichte zurück.

---

*) Die Waldenser, eine Sekte, welche den päpstlichen Ablaß, die Priesterweihe, das Fegefeuer, die Seelenmessen und dergleichen Lehren mehr, verwarfen, wohnten in den Thälern des flachen Landes von Savoyen, Laug Languedok ꝛc.

Heinrichs VII. Wahl zum teutschen (oder wie man sich auszudrücken pflegte: römischen) König nach seines Vaters Tode misfiel dem Papst Honorius III. weil Friedrich nicht hielt, was er versprochen hatte, doch dieser entschuldigte sich damit, daß die teutschen Fürsten dies ohne sein Wissen und Willen gethan hätten. Auf diese Entschuldigung sich stützend, unternahm Friedrich (im November d. J. 1220) einen Zug nach Italien und ließ sich, nachdem er einige Bedingungen des Papstes bewilligt hatte, zum Kayser krönen. Unter diesen Bedingungen war dies eine der hauptsächlichsten, daß er einen Kreutzzug nach Palästina unternehmen sollte. Durch seinen Aufenthalt in Teutschland schadete sich Friedrich in Italien sehr viel, denn in Apulien hatten sich die grossen Herren fast unabhängig gemacht; in den Gebirgen der Insel Sicilien war ein eigner Staat entstanden, und die Stadt Syrakus befand sich in der Gewalt der Genueser. Allein es kostete dem tapfern Friedrich nur wenig Mühe, seine erloschene Herrschaft wieder herzustellen, in kurzen hatte er seinen Zweck vollkommen erreicht.

Da Friedrich schon dem vorigen Papste einen Kreutzzug gelobt hatte, so ermahnte ihn der Papst Honorius aufs neue an sein Versprechen. Anfänglich schien er dies zu erfüllen, wenig Lust zu haben, indessen fürchtete er das gräßliche Interdikt und machte sich endlich bereit sein gegebenes Wort zu lösen. Inzwischen lößte ers nicht so, wie der Papst wünschte;

Die morgenländischen Christen hatten nämlich den Entschluß gefaßt, das Land Aegypten anzugreifen.

Sie erwarben sich dadurch, wenn sie es eroberten, mancherley Vortheile für Palästina, weil sie das letztere durch die fruchtbahren Gefilde Aegyptens mit Lebensmitteln versehen konnten. Schon vorher hatten sie eine veste Stadt an der Küste, Damiette erobert, welche der Mittelpunkt des Handels zwischen Europa und Ostindien war, und die der Sultan Saladin mit Jerusalem zu vertauschen wünschte. Allein dies verweigerten die Christen. Indessen hoften sie auch Cairo wegzunehmen und rückten aus Damiette. Saladin schnitt sie ab, indem er einige Schleusen des Nils öfnete. Auf diese Art verlohren sie Damiette. Um diesen merkwürdigen Ort wieder zu gewinnen, baten sie den Papst dringend um Truppen. Als dieser nun hörte, daß Damiette für sie verlohren sey, maß er den Verlust desselben blos der Langsamkeit des Kaysers bey. Friedrich machte sich endlich fertig, den Zorn des Papstes zu versöhnen. Es kamen daher in Apulien mehrere Ritter und Herren zusammnn, welche unter seinem Commando die Reise nach Palästina anzutreten bereit waren. Unter diesen befanden sich auch der Landgraf Ludwig von Thüringen, und der Bischof Siegfried von Augsburg, aber kaum waren sie aufgebrochen, als Friedrich eiligst zurückkehrte, weil eine ansteckende Krankheit in der Armee ausgebrochen war, welche auch schon bereits den Landgraf von Thüringen hingeraft hatte.

Honorius war (1227) gestorben und Gregor IX sas auf dem Stuhle Petri. Dieser nahm Friedrichs eilige Rückkehr sehr übel. Er beschuldigte ihn der Ketzerey, des Ungehorsams und that ihn in den

Bann. Friedrich beklagte sich öffentlich über den Papst, fand aber wenig Eingang bey dem Volke, weil dieses selbst an seiner Frömmigkeit zu zweifeln anfieng. Um diesen Glauben zu vertilgen, macht' er sich aufs neue fertig, einen Zug nach Palästina zu beginnen. Dies geschah ein Jahr nach Honorius Tode, also 1228. Indessen meynte Gregor, daß der Kayser als ein Verbannter keinen Zug nach dem gelobten Lande unternehmen könnte, weil eine solche Ehre dem Geächteten, als einen von der Kirche Ausgeschlossenen, nicht zukomme. Daher kam es auch, daß er den Veronesern und Mayländern streng gebot, alle diejenigen zurückzutreiben, welche die Absicht hätten, in dem Zuge des Kaysers nach Palästina zu gehen. Etwas half den Papst dieser Befehl zwar, (denn die Genueser gewannen, wenn sie ihn erfüllten, mancherley Vortheile für ihre Handlung) im Ganzen aber fruchtete er um so weniger, weil Friedrich glücklich in Jerusalem anlangte. Seine Ankunft wurde jedoch nicht so gefeyert, als sich's seine Wünsche versprochen hatten; die morgenländischen Christen kannten ihn als einen Geächteten und versagten ihm nicht nur den Gottesdienst, sondern auch die Krone von Jerusalem. Friedrich wußte sich sogleich zu helfen, und setzte sich die Krone selbst auf, ohne dabey eines Mönchs oder eines Ritters zu bedürfen. Als der Papst erfuhr, daß Friedrich glücklich nach Jerusalem gekommen sey, sucht' er sich auf eine andere Art an ihm zu rächen; er fiel mit einem berüchtigten Empörer, den man schon einmahl aus dem Lande gejagt hatte, einem gewissen Grafen Celano und Andern in Apulien ein, und, um bey den Einwohnern sei-

nen Zweck um so sicherer zu erreichen, verbreitete er die Nachricht, daß Friedrich auf seinem Zuge gestorben wäre. Friedrichen ward diese Verrätherey kund; er machte sogleich Anstalt zur Rückreise und schloß, um sich auch in Palästina auf einen festen Fuß zu sezzen, mit dem Sultan Saladin einen Vertrag, worinnen ihm dieser Jerusalem, Bethlehem und Nazareth gegen einen Waffenstillestand von 10 Jahren übergab. Als der Papst hörte, daß der Kayser auf Flügeln der Rache zurückeile, so bot er alles auf, um die Einwohner des Landes gegen ihn zum Zorn und Aufruhr zu reitzen, doch vergebens. Schon einmahl hatt' er sich durch Friedrichs erdichteten Tod verdächtig gemacht; man ließ sich also nicht so leicht zum zweytenmal täuschen. Er sah nun wohl, daß er ferner mit seinen Donnersprüchen nicht durchdringen werde, er gab also nach und sprach den Geächteten im Jahr 1230 vom Banne los.

Als Friedrich zurückkam, suchte er die noch immer höchst unruhigen Lombarden zu demüthigen. Um dies mit Hinzuziehung der teutschen Fürsten zu thun, hielt er in Udine (in Friaul) einen Reichstag, auf welchem er, nach dem Beyspiel seines wakkern Grosvaters (Friedrich I. oder des Rothbarths) sich das Recht zu erringen strebte, nach den Grundsätzen der römischen Gesetze unumschränkt oder despotisch herrschen zu können. Allein sein Sohn Heinrich VII. der während seines Vaters Abwesenheit den teutschen Fürsten als römischer König manche Freyheiten und Rechte eingeräumt hatte, handelte ihm

hier

hier ganz entgegen. Friedrich sah ein, daß, wenn er diese Rechte nicht bestätigte, ihm kein teutscher Fürst gegen die Lombarden dienen würde. Ihr könnt euch leicht vorstellen, lieben Freunde, daß Friedrich darüber höchst zornig wurde und den Vorsatz faßte, seinen voreiligen Sohn auf immer von allen politischen Händeln auszuschliessen. Er ließ Heinrich plötzlich gefangen nehmen (im Jahr 1235); dieser starb im Kerker, ohne daß jemand Mittel und Kraft gehabt hätte, ihn zu befreyen.

Unter Heinrichs VII. Regierung als römischer König war besonders ein Freyheitsbrief für alle Fürsten (den nachher der Kayser bestätigte,) besonders bemerkenswerth. Die hauptsächlichsten Stücke in demselben sind folgende:

„Niemand soll in dem Gebiet einer Kirche ein Schloß anlegen; niemand gezwungen werden, Märkte zu besuchen oder die alten Landstrassen zu verlassen; die Centgrafen sollen von den Landesherren ernannt werden; keiner Stadt soll erlaubt seyn, die Unterthanen der Fürsten als Pfahlbürger aufzunehmen; alle Fürsten sollen ihre Freyheiten, Gerichtsbahrkeit, Grafschaften und Centen ungestöhrt behalten; die Städte sollen angehalten werden, die den Fürsten, Geistlichen und Rittern entzogenen Güter zurückzugeben; alle Misfethäter und Aechter fortzuschaffen uud ihre Gerichtsbahrkeit nicht außerhalb des Stadtgebietes auszudehnen; der Kayser soll in dem Lande eines Fürsten keine Münzen prägen lassen, damit dessen eigenen Münzen kein Abbruch geschehe u. s. w.

Marx. Sie nannten, lieber Herr Pastor! vorhin das Wort Pfahlbürger; was bedeutet denn das?

Pastor. So nannte man damahls alle Bürger, weil sie in umpfählten Vorstädten wohnten.

Im Jahr 1235 hielt Friedrich einen Reichstag zu Mainz, der sich durch die ansehnliche Versammlung der Fürsten und Freyherren sehr zu seinem Vortheil auszeichnete, denn von der erstern Gattung waren gegen 60 und von der letztern wohl 12000 beysammen.

Peter. Und der Zweck dieses neuen Reichstags —

Pastor. War, einen allgemeinen Landfrieden herzustellen, vermöge dessen allen Fehden, Räubereyen und Bedrückungen unter Edlen, Pfaffen, Pfahlbürgern u. s. w. gesteuert werden sollte. Dem Kayser legte man einen sogenannten Hofrichter zu, der die nämliche Pflicht hatte, wie sonst die Pfalzgrafen; ihm kam es nämlich zu, alle Rechtssachen, die minder wichtig, nicht von dem Kayser selbst entschieden wurden, zu entscheiden. Als dieß geschehen war, gieng Friedrich nach Italien, um seinen Entschluß wegen Bezwingung der Lombardey auszuführen. In Ezzelin de Romano (ein in der damahligen Geschichte sehr bekannter gräflicher Räuber, der mehrere Schlösser in Friaul besaß, wo er die allergrößesten Schandthaten begieng, fand Friedrich einen tapfern Anhänger, nicht minder an seinem Bruder Almerich. Dieser Ezzelin wußte sich des Kaysers Vertrauen in einem so hohen Grade zu erwerben, daß ihm dieser sogar eine von seinen unehelichen Töchtern zur Gemahlin gab und ihn auch zum Vikar in Italien ernannte. Als solcher war

es ihm leicht, sich die Städte Verona, Padua, Vicensa u. a. zu unterwerfen; er machte sich dabey so furchtbahr und mehrte seine Macht dermaßen, daß ihn der Kayser unumschränkt regieren lassen mußte, um sich ihm nur nicht zum Feinde zu machen. Aber eben dieser Ezzelin war Schuld, daß die Italiener die Regierung des teutschen Kaysers haßten und ihr Joch abzuschütteln suchten, indem er Grausamkeiten und Verbrechen aller Art im Nahmen des Kaysers ausübte. Friedrich wurde von diesem Schauplatze aufs neue ab- und nach Teutschland geruffen, weil hier neue Unruhen entstanden waren.

Der österreichische Herzog, Friedrich der Streitbahre, dessen Schwester die Gemahlin Heinrichs VII. war, tadelte nämlich Friedrichs unväterliches Betragen gegen seinen unglücklichen Sohn sehr laut, und verband sich mit den unruhigen Mayländern, mit denen er den König von Böhmen und den Herzog von Bayern bekriegte und überhaupt im ganzen teutschen Reiche raubte und plünderte, was ihm vorkam. Der Kayser griff ihn in Verbindung mehrerer benachbahrter Fürsten und österreichischen Ritter, die von ihm beraubt worden waren, sehr heftig an und verwies ihn endlich zur Ruhe. Kaum war dies, wie wohl nur zur Noth, geschehen, als er nach Italien zurückkehrte. Vorher aber ließ er noch seinen zweyten Sohn Conrad (IV.) auf einem Reichstage zu Speyer (i. J. 1237.) zum römischen König krönen. Nun eroberte er Mantua und nahm den Mayländern ihren Panierwagen ab, ja! er würde noch weit sieg-

reichere Fortschritte gemacht haben, wenn er sein Glück besser benutzt und seinen kriegerischen Charakter nicht durch Hochmuth und Uebermuth entstellt hätte. Papst Gregor IX. verfolgte Friedrich (wie ihr alle schon wisset) auf eine sehr harte Weise, jetzt bot ihm die Unterdrückung in Sicilien, deren man den Kayser anklagte, einen guten Vorwand dar, um ihn ganz zu Boden zu beugen. Dabey sucht' er zu beweisen, daß er die Römer gegen den Papst aufgewiegelt habe. Der Kayser vertheidigte sich, so gut er dies nur vermogte, doch immer nur schwach, ja! man glaubte ihm endlich kein Wort, als Gregor sogar Gründe anführte, Friedrich sey ein abgesagter Feind der Religion und habe sich öffentlich verlauten lassen, Moses, Christus und Mahommed wären die größten Betrüger gewesen; zwey davon wären in Ehren, und einer (Christus) an dem Kreutzgalgen gestorben. Auch sollte er laut geäußert haben, daß derjenige wahnsinnig sey, welcher noch glauben könnte, ein Mädchen könnte einen Gott gebähren.

Niklas. Waren denn diese schreklichen Beschuldigungen gegründet?

Pastor. Das mag der Himmel wissen, der Kayser behauptete freilich allemahl das Gegentheil. Indessen half ihm das alles nur wenig, denn der Papst wiederhohlte (im J. 1239) den schon über ihn ausgesprochenen Bann aufs neue, nannte den Kayser grade zu eine wilde Bestie, die keines Menschen Mitleid verdiene, beschuldigte ihn des Verwandten-Mordes, des Kirchenraubes, der Gottlosigkeit, und erklärte ihn auf ewig für unwerth, über Christen zu herrschen. Darüber gerieth der Kayser in den brennendsten Zorn; er

schwur dem Papste Rache, nannte seinen Bann Tyranney und ihn selbst den Antichrist. Auf dieses Bekenntniß schritt er zu Ausführung seines Vorhabens. Ezzelin führte nun auf sein Begehren das Heer gegen die Lombarden, (die noch immer nicht gedemüthigt waren) sein natürlicher Sohn Entius fiel in Ankona ein, er selbst aber gieng auf den Kirchenstaat los. Der Papst sah sich bey diesem dreyfachen Heere auf allen Seiten bedrohet, er bat die teutschen Fürsten um Hülfe, aber keiner hörte auf seinen Angstruf, selbst die Cardinäle verliessen ihn. In dieser Verlegenheit, welche täglich wuchs, berief er (1241) eine Versammlung von denjenigen Prälaten, die Friedrichs Feinde waren, nach Rom, ließ auch das Kreutz gegen den Kayser predigen, wie sonst gegen die Sarazenen und befahl den Teutschen, daß sie einen andern König wählen sollten. Wider seine Vermuthung aber antworteten ihm diese ziemlich kurz, daß es ihm wohl zukomme, einen König zu krönen, aber keineswegs, einen König zu wählen. Geschmeidiger gegen seine Befehle würden sich die feindseligen Prälaten bewiesen haben, wenn ihnen nicht Friedrich den Paß verrennt hätte. Und so war dem heil. Vater auch von dieser Seite alle Hülfe entzogen.

Gregor IX. fühlte sich über das Mislingen seiner That so tief gekränkt, daß er sich hinlegte und starb; sein Nachfolger Cölestin IV. folgte ihm in eben diesem Jahre (1241). Nun blieb der päpstliche Stuhl sehr lange verwaißt, denn die Cardinäle zögerten, vielleicht nicht ganz ohne erhebliche Gründe, mit einer neuen Wahl, bis ihnen Friedrich streng befahl, einen andern

Papst zu ernennen. Dieß geschah endlich im Jahr 1243 und ein gewisser genuesischer Graf Simbalo Fiesko, Graf von Lavagno bestieg unter dem Nahmen Innozentius der IV. den Stuhl Petri, als ein abgesagter Widersacher des Kaysers.

Doch — ehe dies geschah, trug sich noch eine andere Begebenheit in Teutschland zu, die einen sehr wichtigen Einfluß auf diesen Staat hatte. In der Mitte von Asien nämlich hatte Dschingis Chan, einer der größten mogolischen Eroberer, ein Reich gestiftet und dasselbe seinem Sohne Otkar hinterlassen. Dieser kam seinem mächtigen Vater an Tapferkeit und Muth vollkommen bey. Er faßte vielleicht durch Langeweile dazu aufgefordert, den kühnen Entschluß, sich die ganze Welt zu unterwerfen. In dieser Absicht sandt' er zwey Heere aus, jedes von ungefähr 600,000 Mann und ließ eins davon nach China, das andere in die Abendländer marschiren. Das eine eroberte einen großen Theil von Hungarn, das andere verheerte die Stadt Breslau, schlug die Polen bey Liegnitz (1241) und verwüstete ganz Mähren. Die Könige von Hungarn und Böhmen riefen in dieser Angst den teutschen Kayser und seine Fürsten zu Hülfe mit dem Versprechen, ihre Staaten den Teutschen zinsbahr zu machen. Friedrich selbst fürchtete zu verliehren, wenn er den italienischen Krieg unterbräche und nahm also keinen Antheil an diesen Unruhen, Conrad IV. aber versammelte in Eßlingen (in Schwaben am Neckar) ein Heer von Kreutzrittern, um die Mogolen aus Teutschlands Nachbarschaft zu jagen.

Als Innozentius IV. auf dem Stuhle Petri saß, hielt ers für rathsam, nach Lyon zu gehen, um dem Kayser auszuweichen. Hier hielt er eine Kirchenversammlung und that Friedrich II. aufs neue feyerlich in den Bann, nachdem er eben die Beschuldigungen gegen ihn hervorbrachte, welche schon sein Vorgänger, Gregor IX. gegen ihn gewagt hatte. Der Haß des Papstes gegen den Kayser gedieh jetzt weiter, als unter Gregor, denn mehrere teutsche Fürsten, wie z. B. die Bischöffe zu Strasburg, Würzburg, Speyer, Metz nebst den Erzbischöffen zu Mainz, Trier und Cölln traten auf seine Seite und ließen sich so heftig wider den Kaiser einnehmen, daß sie ihn des Reichs für verlustig erklärten und am 22 May 1246 den mächtigen Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe zum Gegenkönig ernannten. Innocenz freuete sich hoch, als er sah, daß seine Plane durchdrangen und scheuete keine Geldsummen, um alle Große damit zu erkaufen, welche nun auf einmahl gegen den gebannten Kayser hervortreten sollten. Auf diese Weise erhielt der Landgraf von ihm gegen 25,000 Mark Silbers zur Werbung, die auch so glücklich ablief, daß er bald ein großes Heer zusammenbrachte, mit welchem er den römischen König Conrad IV bey Frankfurth schlug. Aber das Blättchen wendete sich sehr bald und schnell. Heinrich war eben auf einem Zuge nach Aachen begriffen, um sich dort krönen zu lassen, als ihn Conrad aufs neue sehr ungestümm angriff und in die Flucht schlug. Halb ausser sich über diesen unersetzlichen Verlust eilt' er nach Thüringen zurück, wo er (1247) starb.

Tobias. Nun besserte sich wohl Friedrichs Lage?

Pastor. Man hätt' es meynen sollen, aber es geschah dennoch nicht. Zwar setzte Heinrichs Tod den Papst in Verlegenheit, doch dieser wußte sich schnell genug zu helfen. Mit schönklingenden Worten verstand er die Kunst, die teutschen Fürsten, welche dem Kayser nicht ergeben waren, zu einer neuen Königswahl zu überreden. Dies geschah, und Wilhelm, Graf von Holland und Seeland, erhielt die Krone im Jahr 1247. Ein so junger Mann, wie Wilhelm (denn er stand eben im zwanzigsten Jahre), hatte den Thron von Teutschland wahrscheinlich für ein Rosenbett gehalten, jetzt als er die mannigfaltigen Unruhen überschauete, die ihn umringten, wölkte sich seine Stirne mächtig. Er ging nach Aachen, um sich hier zum erstenmahl als teutscher König zu zeigen, als er aber anrückte, sperrten die Einwohner alle Thore, erst im folgenden Jahre eroberte er die Stadt. Das Ansehen Friedrich II, Conrads IV und Wilhelms von Holland, nahm während dieser Belagerung ausserordentlich ab, weil sie mit zu verschiedenen Parthеyen zu kämpfen hatten; der Mishelligkeiten wurden täglich mehr; die Streitigkeiten der Oesterreichischen und Thüringischen Erbfolge wegen, dauerten fort und die schwäbischen Herren nöthigten sogar Conrad IV. sein Herzogthum zu verlassen. Die rheinischen Städte suchten sich, so gut sie konnten, gegen die Gewaltthätigkeiten der teutschen Fürsten und des Adels zu schützen und errichteten den rheinischen Städte-Bund; Hamburg und Lübek folgten ihrem Beyspiele, nahmen die Stadt

Braunschweig mit in ihren Verein und legten auf diese Art den Grund zu der nachher so mächtig gewordenen Hansee, von der ich in der Folge euch mehr zu erzählen hoffe.

Friedrich II. überließ Teutschland dem Schiksal und seinem Sohne, da er sich selbst viel zu schwach fühlte, um sich gegen das Verhängniß zu stemmen. Sein Heer verringerte sich täglich, der Papst hingegen wurde immer mächtiger, erhielt seinen Sohn Entius gefangen und suchte sogar den treuesten seiner Anhänger, den Ezzelin, von ihm abwendig zu machen, welches ihm auch späterhin gelang.

Voll Lebensüberdruß starb Friedrich endlich am 13ten December 1250 in Capitanata (in Apulien) nicht an Gift, wie einige Schriftsteller versichern, sondern an den Folgen seines kränklichen Zustandes, im 38sten Jahre seiner thatenvollen Regierung. In ihm gieng ein bewundernswürdiger Geist unter — Friedrich war klug, tapfer und sogar gelehrt, aber kein Wohlthäter seines Landes, da die bessern Eigenschaften seines Charakters durch Wollust, Treulosigkeit und einen unüberwindlichen Hang zum Despotismus verdunkelt wurden.

Nach Friedrich II. Tode arbeitete der Papst mehr als jemahls daran, das hohenstaufische Geschlecht zu vertilgen und Wilhelm von Holland, auf alle möchliche Art zu unterstützen. Dieser gewann alle sächsischen Fürsten durch eine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs von Braunschweig, und erklärte, auf diese Macht gestützt, alle die, welche binnen Jahresfrist nicht die Reichslehen von ihm empfangen hät-

ten, ihrer Würde verlustig. Um dieser Erklärung einen desto größern Nachdruck zu geben, ließ er selbige von dem h. Vater bestätigen. Natürlicher Weise mußte auch Conrad darunter mit begriffen seyn, allein er und seine Anhänger waren nicht geneigt, sich diesem Gesetz zu unterwerfen. Um wenigstens (wenn alles verlohren gänge) sein Erbreich Sicilien zu sichern, reiste Conrad nach Italien und ließ seine Gemahlin in Teutschland zurück, die ihm bald nach seiner Abreise einen Sohn, Conradin, gebahr. Als er hier ankam, erwarb er sich die Liebe und Achtung der Sicilianer bald in einem so hohen Grade, daß er nicht nur eine sehr ansehnliche Menge Anhänger, sondern auch ein so mächtiges Heer erhielt, daß er mit selbigen dem Papste zu trotzen und alle seine Feinde in Teutschland zur Ruhe zu verweisen hoffte. Leider! aber starb seine Hoffnung in der Blüte. Man sagt, sein unehlicher Bruder Manfred (ein Günstling des Papstes) habe ihn kurz vor seiner Abreise Gift beyzubringen gesucht — kurz Conrad starb am 23 May d. Jahres 1254. Manfred, von dem ich so eben sprach, war von Gesichtsbildung ein schöner, blühender Mann, auch konnte man ihm Muth und Tapferkeit nicht absprechen, desto lasterhafter war sein Herz. Nach Conrads IV. Tode bemächtigte er sich Neapels und Siciliens, indem er aussprengte, der zweyjährige von Conrad IV. hinterlassene Sohn, welcher am Hofe des Herzogs von Bayern erzogen ward, sey gestorben. Als man nachher fand, daß er gelogen habe, stützt' er sich auf seine Waffen. Conradins Mutter hatte solchergestalt Mühe, nur ein Stück von Schwaben für ihren unmündigen Sohn zu behaupten.

Marx. Da Conrad nun todt war, so gewann wohl Wilhelm von Holland weitern Spielraum?

Pastor. Man hätt' es denken sollen, aber nichts weniger als das. Da der Papst zu vielen Einfluß auf alle seine Unternehmungen hatte, so nannt' ihn dieser nur die durch seine Hand gesäete und getriebene Pflanze. Die Erzbischöffe, welche ihren Oberherrn in allem treulich folgten, mishandelten ihn und seine Leute, sobald sie es für gut befanden, und der Erzbischof von Cölln wollte ihn sogar nach einer leichten Beleidigung in dem Pallast zu Neuß verbrennen lassen; kurz Wilhelm machte sich durch seine Abhängigkeit von dem römischen Stuhle bey allen Teutschen so verhaßt, daß man seinen Nahmen nur mit den größesten Spöttereyen aussprach, und seine Würde bald gar nicht mehr achtete. Dieß war die Ursache, warum abermahls mehrere Städte, der schlechten königl. Gewalt lachend, in einen vesten Bund zusammentraten, um die Abgaben der Zölle zu vernichten, die Raubschlösser zu zerstöhren, und gegen die Strassenräuber zu streifen. — Drey Ungebührnisse, die unter Wilhelms Regierung so sehr über Hand nahmen, daß nur ein so wackrer Mann als Pfalzgraf Ludwig von Bayern, der sich an dieses Bundes Spitze stellte, auftreten konnte, um dem Unfug zu steuern. In einer ähnlichen Absicht verbanden sich die Städte Münster, Dortmund, Söst und Lippe.

Wilhelm nahete sich seinem Ende in einer Streitigkeit mit der Gräfin Margaretha von Flandern. Er hatte ihr nämlich die Grafschaft Hennegau, die eigenthümlich ihr gehörte, abgesprochen. Sie suchte sich also dadurch

zu rächen, daß sie gewisse Ansprüche auf Seeland erneuerte. Noch mehr, sie beredete ihre jüngern Söhne, Guido und Johann von Dampierre, einen Einfall in die Grafschaft zu thun. Florentin, Wilhelms Bruder, schlug sie bey Westkappel (Stadt auf der Insel Walcheren in der niederländischen Provinz Seeland) und erhielt sie gefangen; allein Margaretha, eine feurige und rachsüchtige Frau, ließ sich dadurch nicht abhalten, die Feindseligkeiten troz dem allen fortzusetzen. Nun machte sich Wilhelm selbst auf und trieb die Franzosen, welche sich mit dem gräflichen Heere verbunden hatten, vor Valenciennes (Walangsienne) in die Flucht, worauf man Friedensbedingungen machte. Das Glück schien ihn hier einigermaassen zu lächeln, aber die Friesen bließen auch (so zu sagen) den letzten Funken davon aus, woran er selbst schuld war. Denn da diese Nation ihm bey seinen Kriegen immer sehr tapfer beygestanden hatte, so erwartete sie nun mit Recht einen ihren Diensten angemessenen Lohn; doch Wilhelm dachte nie ans Vergeltungsrecht, sondern behandelte sie, nach wie vor, mit grosser Strenge. Sie fielen darüber erzürnt mit vereinigter Macht in seine Staaten ein, um mit gewafneter Faust das zu nehmen, was man ihnen verweigerte. Wilhelm wollte sie zurücktreiben und versank mit seinem Pferde in einem Moraste, in welchem ihn einige herumstreifende Friesen (doch ohne ihn zu kennen) erschlugen. Dies geschah am 28 Januar 1256. Nach dem Tode dieses Mannes sah es im teutschen Reiche betrübt genug aus. Ein jeder that und handelte, was und wie es ihm beliebte, viele

Partheyen entsprungen, und keinem Grossen gelüstete es bey diesen traurigen Aussichten nach der teutschen Krone; daher kam es, daß sich lange Zeit die teutschen Fürsten zu keiner neuen Wahl entschließen konnten; es fand sich Niemand, der Kraft und Muth genug besaß, diese fürchterlichen Zerrüttungen, in welchen das Reich schmachtete, auf eine gesetzmässige Weise auszugleichen. Der einzige Conradin war zwar noch da, aber dieses noch unverständige Kind, dem es überdieß an entscheidenden Ansehen mangelte, fand nicht die geringsten Anhänger. Dazu kam noch, daß der Papst als sein mächtigster Feind auftrat und den Ständen bewies, daß sie die Wahl eines solchen Königes in der Kürze gereuen würde, da er, wie seine Vorgänger aus dem hohenstaufischen Geschlechte, herrschsüchtig, stolz und despotisch seyn würde. Die Teutschen sahen dies selbst ein und gehorchten diesmahl dem Papste mehr, als ihr rechtliches Gefühl es erheischte. Nun fiel man auf den Gedanken, einen Fürsten zu wählen, der zwar Geld genug, um sein Ansehen zu behaupten, aber nicht Kraft genug besäße, um den teutschen Fürsten und dem Papste einen Zügel anzulegen. Dies schien zwar ein Widerspruch zu seyn, er war es aber dennoch nicht, sobald man einen ausländischen Fürsten zum teutschen König ernannte. Es fanden sich zwey, die man dazu für würdig hielt. Der eine war Richard, Graf von Cornwallis, Bruder des Königs von England, welchen schon Innocentius IV. die sicilianische Krone angeboten hatte und Alphonsus X, König von Castilien. Beyde hatten sehr großen Anhang; trotz diesem allem aber behielt Richard die Ober-

hand, weil er freygebiger war, als der minder begüterte Alphonsus.

Wenzel. Es ist schrecklich, wenn eine solche Würde erkauft werden muß.

Pastor. Leider! hat Er Recht, Meister! Und was glaubt' Er wohl — an wen Richard seinen Reichthum am meisten verschwenden mußte, um seinen Zweck zu erreichen?

Wenzel. Nun doch an die teutschen Fürsten?

Pastor. Mit nichten. An die Geistlichkeit! Mehrere Schriftsteller versichern, daß er dem Erzbischof Conrad von Cölln 12000 und dem Erzbischof Gerhard von Mainz 8000 Mark zahlte, um sich in diesen beiden Männern Fürsprecher zu erwerben. Alphonsus ward darüber eifersüchtig und floh nach Rom, um den Papst für sich zu gewinnen, aber der heilige Vater, der Richards reichen Sekkel so sehr liebte, als seine Erzbischöffe, ließ ihn ohne Trost abreisen und schlug sich zu Richards Parthey.

In Frankfurth kamen endlich die teutschen Stände zusammen! Unter ihnen befanden sich der Herzog Albrecht von Sachsen und der triersche Erzbischof Arnold, welche Richard im Monat Januar 1257 zum teutschen König ernannten. Darüber entrüstete sich die zweyte Parthey, welche dem Alphonsus zugethan, nicht wenig, sie murrte, daß man ihr von dieser Wahl nichts gesagt habe; um nun ihr Ansehen als gültig zu erklären, wurde zwey Monden darauf Alphonsus ebenfalls von ihr zum König der Teutschen erklärt.

Niklas. Welcher von beiden war nun wohl besser? Richard von Cornwallis oder Alphonsus von Castilien?

Pastor. Der erstere, lieber Niklas, denn ihm war es wirklich Ernst, für Teutschland alles zu thun, was nur in seinen Kräften stand. Nicht gleiche Gesinnungen hatte der castilische König, ohngeachtet man ihn, seiner großen Einsicht in der Sternkunde wegen, den Weisen zu nennen pflegte. Er versprach, nach zwey Jahren nach Teutschland zu kommen, hielt aber leider! sein Versprechen nicht, sondern blieb aus, da hingegen Richard gleich nach seiner Wahl nach Aachen gieng, um sich nicht nur krönen zu lassen, sondern auch zugleich die ersten Vorbereitungen zur bessern Gestalt des teutschen Reiches zu entwerfen. Merkwürdig sind die Worte, die er bey dieser Gelegenheit hören ließ und welche als Muster guten Willens jedem Fürsten zu empfehlen sind.

Wenzel. Wie heissen denn diese Worte?

Pastor. „Das ewige Feuer, sagt' er, mag mich verzehren, wenn es nicht mein vester Vorsatz ist, euer Reich in einen bessern Zustand zu versetzen und denen, die mich als ihren Oberherrn freywillig wählten, mit wahrer Bescheidenheit und Gerechtigkeit vorzustehen!" Er erschien in Aachen mit einem prächtigen Gefolge und wurde hier in Anwesenheit von 42 geistlichen und weltlichen Fürsten und Grafen und 3000 Rittern (am 17 May d. J. 1257) gekrönt.

Nach der Krönung wandt' er, so wie alle seine Vorgänger, sein Augenmerk auf Italien; der Graf von Würtemberg, der König von Böhmen, der Erzbischof von Trier, der Herzog von Brabant und der Markgraf von Brandenburg traten auf seine Seite, und warum? — um des leidigen Goldes willen, das Richard allerdings im Ueberflusse hatte. Man sagt, daß er allein 700,000 Mark mit nach Teutschland brachte. Aber was geschah? Durch seine fast übermäßige Freygebigkeit schmolz sein Reichthum bald so sehr zusammen, daß er, sobald man den Mangel in seiner Schatulle bemerkte, in Teutschland fast alle seine Anhänger verlohr, und auf einem andern Wege nach England zurückzukehren gezwungen war. So sehr man ihm vorher geschmeichelt hatte, so unbescheiden betrug man sich jetzt gegen den unglücklichen Mann. Viele giengen so weit, daß sie ihm ganz trocken ins Gesicht sagten, sie hätten nicht seine Person, sondern sein Gold geliebt. Kaum hatte Richard dem neuen Vaterlande den Rücken gewendet, als überall Unruhen ausbrachen, jeder that, was ihm beliebte, und nahm, was er vermochte. Kein Gericht galt mehr, überall entschied, wie sonst, die Gewalt des Stärkern. Zudem kam noch, daß in Oesterreich und Thüringen der Krieg wegen der Erbfolge mit gleicher Erbitterung fortgesetzt wurde.

Perls. Welche Bewandtniß hatt' es denn mit diesem Erbfolgestreit?

Pastor.

Pastor. Folgende: In Thüringen hatte die Herzogin Sophie von Brabant nach dem Tode ihres Gemahles den Markgraf von Meisen, Heinrich den Erlauchten als Vormund über ihren unmündigen Sohn, Heinrich das Kind, ernannt. Dieser nahm Kraft seiner Pflicht nicht nur über Hessen sondern auch von allen thüringischen Gütern Besitz. Als nun die Herzogin im Jahr 1254 diese Länder zurückforderte, so weigerte sich der Markgraf, Thüringen herauszugeben. Sophie bat den Herzog von Braunschweig, Albrecht, den Schwager ihres Sohnes, um Hülfe. Dieser sah das Unrecht ein, welches Heinrich der Erlauchte der Wittbe und ihrem Sohne zufügte, und schlug den Markgrafen bey Erfurt, so, daß er einige Jahre drauf (1263) Thüringen nicht länger behaupten konnte, sondern es herauszugeben genöthigt war. Albrecht wurde dadurch so übermüthig, daß er sogar in Meissen einfiel, welches ihm aber nicht glückte, weil er von des Markgrafen Söhnen bey Wettin (im Herzogthum Magdeburg) (am 28 Oktober 1263) überfallen und gefangen wurde. Erst nach anderthalb Jahren erhielt er seine Freyheit wieder, nachdem er dem Markgrafen 8000 Mark Silber und die Abtretung der Schlösser Allendorf, Witzenhausen, Eschwege, Fürstenstein, Sonntra, Wanfried, Ziegenberg und Arnstein zugesichert hatte.

Eben so verwickelt und langwierig war der österreichische Erbfolgestreit. Die Markgräfin Gertrud von Baden, die Bruders Tochter des letzten Her-

zogs von Oesterreich, die mit ihrem Sohne Friedrich nach Meissen geflohen war, weil der König Ottokar von Böhmen in Oesterreich die Uebermacht erhielt, trat ihre Ansprüche dem König Bela von Hungarn ab. Um nun einen solchen Antrag nicht ungenützt vorüber zu lassen, so sucht' er wenigstens Steuermark für seinen Sohn Stephan zu erhalten, der nach langem Widerstand, auch wirklich in den Besitz desselben kam, von den Einwohnern aber vertrieben wurde. An seine Stelle kam der böhmische Herzog Ottokar. Dieser glaubte sich in dem Besitz der österreichischen Länder hinlänglich gesichert und schied sich von seiner Gemahlin Margarethe, in welcher er (zu seiner Schande) nichts als ihre Ansprüche geliebt hatte.

Müller. Wie sah es denn aber in Schwaben mit dem jungen Herzog Conradin aus?

Pastor. Schlimm genug! Die Schwaben wollten durchaus von keinem Herzog mehr wissen und trieben den jungen Conradin nicht wenig in die Enge. Man nahm ihm alles, was ihm von Gott und Rechtswegen zugehörte, und lies ihm weiter nichts, als einige sehr unbedeutende Dörfer und Städte, wo er unruhig und abwechselnd lebte. Auf einmahl aber erhielt er, wie ein Verlassener in der Wüste, einen Ruf aus Italien, sein ihm zugehöriges Königreich Sicilien, das der Papst eigenmächtig dem Bruder des Königes von Frankreich, Carln von Anjou (Angschu) geschenkt hatte, mit den Waffen in der Faust zu erkämpfen. Leute und Waffen, meldete man ihm, würde er in Ueberfluß erhalten.

Säuberlich. Nun? und Conradin gieng?

Pastor. Allerdings, zumahl da er wahrscheinlich um ihn los zu seyn, in Teutschland, von allen Seiten dazu aufgefordert ward. Mehrere kühne Jünglinge, und stattliche Ritter, mischten sich in seinen Zug, unter diesen war auch Friedrich von Oesterreich, der mit dem armen Conradin, einerley Schicksal hatte. Als er nach Italien kam, wurde er allenthalben in Triumph empfangen, die Sicilianer und Calabresen erklärten sich einstimmig für ihn, das Volk, selbst in Rom, rief ihm schon laut den Kaysertitel zu, und nichts fehlte zur Erlangung dieser Würde, als eine — Schlacht, die hier allein entscheiden konnte. Diese erfolgte auch zwischen ihm und Carl von Anjou am 23 August 1268 ohnweit Palenza.

Wenzel. Und auf wessen Seite war der Sieg? Ich bir begierig —

Pastor. Das, lieber Meister! soll er auf den Sonntag erfahren. Wir wollen sehen, ob er eben so vest seine Wißbegierde besiegen kann, als er ein wakkerer Handwerks-Mann ist.

Lächelnd erhob sich der Herr Pastor und die Gesellschaft gieng auseinander.

Eilfter Abend.

„Nun, lieber Herr Pastor! fieng heute Meister Wenzel an, meine Neugierde steht in vollen Flammen; kaum hab' ich sie unterdrücken können!

Pastor. Wohlan! sie soll sogleich befriediget werden. —

Schon war Carls von Anjou Heer von allen Seiten zum Weichen gebracht, als eine Verstärkung aus dem Hinterhalt hervorbrach und Conradins Soldaten in die Flanken fiel. Die Folgen dieses Ueberfalls waren so gewiß berechnet, daß Conradin und seine Leute sich kaum fassen konnten, sie liessen ihre Beute fahren, über die sie schon hergefallen waren und nicht nur Conradin sondern auch sein Freund Friedrich ergriffen die Flucht. Beyde wählten Pisa zu ihren einstweiligen Aufenthalt, allein ehe sie noch, in fremden Kleidern (um sich ihren Feinden unkenntlich zu machen) die Stadt erreichten, wurden sie durch einige Kostbahrkeiten, besonders durch einen Ring, den Conradin am Finger trug, erkannt. Ein Fischer, in dessen Barke sich die beyden Flüchtlinge befanden, verrieth sie an den Besitzer des Ortes, einen Ritter, Nahmens Frangipiani, in dessen Gebiete sie sich befanden, welcher sie sogleich in gefängliche Haft bringen und an Karl von Anjou ausliefern ließ. Carl voll Rach' im Herzen, ließ sogleich ein Gericht über sie halten, welches sich in zwey Partheyen theilte. Die eine nannte Conradin einen unglücklichen Abentheurer; die andere meynte, er sey ein Majestäts-Verbrecher und verdiene den Tod. Dieser Meynung stimmte Carl bey. Man sprach das Todesurtheil über ihn und Friedrich aus. Beyde wurden, nebst mehrern Teutschen, auf dem öffentlichen Markte zu Neapel am 29. Oktober des Jahres 1269 enthauptet. Standhaft wie ein Held starb der ädle Conradin, der letzte Zweig des Hohenstaufischen Stammes, und noch im Tode zeigte er, wie lieb er seinen Freund, den Prin-

zen Friedrich, gehabt hatte. Er küßte das abgehauene Haupt seines Waffenbruders mit herabrollenden Thränen und entkleidete sich dann selbst, ohne den Tod zu fürchten. So standhaft und wacker starb der siebzehnjährige Jüngling.

Sigismund. Erreichte denn nun Carl von Anjou seinen Zweck?

Pastor. Ja! allein er genoß das Glück, das Königreich Neapel und Sicilien unter seinem Szepter vereinigt zu sehen, doch nur vierzehn Jahre, weil er und seine Franzosen sich gegen die Landeseinwohner so stolz und übermüthig betrugen, daß sie sich den Haß derselben unversöhnlich auf den Hals luden. Geschah irgend eine Ungebührniß, so klagte der Beleidigte deshalb vergeblich bey Carl und als die Italiener Gesandte an den Papst schickten, um Carls Herrschsucht und Grausamkeit einen Damm zu setzen, so ließ er den Gesandten auflauern und sie ins Gefängniß werfen. Darüber wurden die Sicilianer so erbittert, daß sie im geheim eine Verschwörung ansponnen. An die Spitze derselben stellte sich ein unternehmender Arzt, Johann von Prozida, der, seiner Güter beraubt, nach Arragonien geflohen war, wo man ihn, auf Befehl der Prinzessin Constantia, sehr menschenfreundlich aufgenommen hatte. Aus Dankbahrkeit hoffte er, wenn anders der Plan gelänge, das Königreich der beyden Sicilien an dieses Königreich zu bringen. Es gelang, und Carl verlohr seine Länder. Während der unglückliche Conradin gegen Carl zu Felde zog, war kein König in Teutschland, dessen Befehlen man gehorcht hätte. Denn Richard, der nach Verlust seiner Schätze nach Eng-

land zurückgegangen war, kam in einer unglücklichen Schlacht in Gefangenschaft, woraus er zwar bald wieder befreyet wurde, aber dennoch im Jahr 1268 das letztemahl auf teutschen Boden lebte. Der Papst wollte auch hier entscheiden und lud nicht nur Richard, sondern auch den andern (so genannten) teutschen König, Alphonsus vor seinen Stuhl; keiner aber kam; Urban IV. und Clemens IV. starben darüber. Selbst Richard gieng am 2 April 1272 aus der Welt, wo er eben keine beneidenswerthe Rolle gespielt hatte. Nun führte Alphonsus den Nahmen eines teutschen Königes zwar fort, nur Schade, daß ihn kein Teutscher dafür anerkannte.

Da wir mit dem Tode Richards diesen Zeitraum beenden, so muß ich noch bemerken, daß die Geschichtsschreiber denjenigen Zeitpunkt der teutschen Geschichte vom Jahr 1256 bis zum Jahr 1273, in welchem Richard und Alphons regierten, gemeiniglich das grosse Interregnum (Zwischenreich) zu benennen pflegen. Dieser Ausdruck aber ist unrichtig, man sollt' es vielmehr eine Reich-Throns-Erledigung nennen. Doch auch das ist nicht ganz richtig, weil Teutschland nie ohne einen rechtmässigen König blieb, denn beyde Ausländer, Alphons und Richard, waren ja von den teutschen Fürsten rechtmässig-gewählte Könige.

Säuberlich. Ueber diesen Zeitraum haben Sie uns wohl mancherley hübsche Bemerkungen mitzutheilen?

Pastor. Mehr als jemals. Das Vorzüglichste davon hoff' ich euch heute Abend noch zu erzählen. — Teutschland wurde jetzt, wie ich das schon durch meine Erzählung bewiesen habe, ein vollkommenes Wahl-

reich. In den frühern Zeiten nahmen nicht blos Herzöge und Erzbischöffe, sondern auch Prälaten und Ritter Theil an der teutschen Königswahl; dies wurde jedoch der Mehrheit der Stimmen wegen, welche man nicht alle sammeln konnte, dahin abgeändert, daß die Ritter und Edle (schon unter Lothar II) ausgeschlossen wurden. Nach der Zeit bildete sich ein gesetzmäßiges Wahlkollegium, welches aus 6 bis 7 Fürsten bestand, und welche man bis auf den heutigen Tag Wahl- oder Churfürsten nennet. Mit dieser Chur- oder Wahl-Würde waren gewisse Verrichtungen verknüpft, die zwar anfänglich nicht erblich waren, es aber schon am Ende des zwölften Jahrhunderts wurden. So erschienen 3 Erzbischöffe, nämlich von Mainz, Trier und Cölln, (welche man in den spätern Zeiten geistliche Churfürsten nannte) als Erzkanzler des Kaysers; diese besorgten die öffentlichen Angelegenheiten und Urkunden. Die vier weltlichen Churfürsten hingegen stellten die Erzhofbeamte vor; dahin gehören der König von Böhmen als Erzschenk, der Churfürst von der Pfalz als Erztruchses, der Churfürst von Sachsen als Erzmarschall, und der Churfürst von Brandenburg als Erzkämmerer. Zu dieser Zeit wurde auch die Benennung römischer König gewöhnlich, die allemal derjenige erhielt, der noch bey Lebzeiten des regierenden Königs als zukünftiger Beherrscher des Reichs erwählt ward. Gemeiniglich waren es Söhne oder Brüder des regierenden Königes. Die königliche Gewalt verlohr immer mehr von ihrem Ansehen, zumahl nach dem Tode Heinrichs des V, ohngeachtet seine Nach-

folger sehr tapfere Männer waren. Man nannte sie zwar Herren der Welt, aber sie waren es nur selten. Teutschland und Italien in Verbindung hies das römische Reich, daher auch der Nahme römischer Kayser. So wankend ihre Macht war, eben so ungewiß wurden ihre Einkünfte und Rechte. Sonst besassen sie viele Kammergüter, die meisten aber hatte man, ohne die Könige darum zu befragen, verschenkt, andere waren auf unrechtmäßige Art in den Besitz der Reichsstände gekommen. Nur wenige Zölle und Münzen, die Abgaben der Reichsstädte und Juden, und allenfalls die Einkünfte der noch übrig gebliebenen Domänen — das allein waren die Einkünfte, welche den Königen übrig geblieben waren.

Ueber die Reichstäge waltete der König. Er bestimmte solche, wenn über eine wichtige Angelegenheit verhandelt werden sollte. Bey dieser Gelegenheit konnten alle Bischöffe, Grafen, Freyherren und unmittelbahre Ritter erscheinen, doch geschahe dies nicht immer, weil eine solche Reise viel Geld kostete. Alle die nun, welche sich auf einem solchen Reichstage versammelten, theilte man in 7 Stände, welche Heerschilde genannt wurden. Den ersten machte der König für sich ganz allein, den zweyten die fürstlichen Aebte und Bischöffe, den dritten die weltlichen Fürsten und Grafen, den vierten die ädlen Herren, Freyherren oder Dynasten, den sechsten die Dienstmänner oder weniger freie Edelleute, und den siebenten alle ehelig gebohrne nicht leibeigene Leute, aus. Wenn der Fürst eines Landes nicht erschien, so ward er um hundert Pfunde gestraft. Sonst mußten alle Fürsten

an den Kriegen des Kaysers Theil nehmen, jetzt nach Friedrich I Tode verlohr sich auch dieses Zwangsrecht. So eingeschränkt dermahlen die Rechte der teutschen Könige und Kayser waren, so blieb ihnen doch noch immer manche Gewalt übrig, die kein anderer ausüben durfte. So genossen sie z. B. das unausschließliche Recht, Landfriedensbrecher zu begnadigen, Marktrechte und Freyheiten zu gestatten, und Stadtgesetze zu bestätigen. Niemanden, außer dem König, war es erlaubt, Bergwerke, Münzen oder Zölle anzulegen, er müßte denn von dem Kayser ein besonderes Privilegium dazu erlangt haben. Da es nun öfters den Fürsten an hinlänglichen Einkünften zu mangeln anfieng, so erfanden sie die Steuern, die anfangs ganz auf dem freyen Willen des Gebers beruheten und deshalb den Nahmen Beeden (precariae) erhielten. Davon schloß sich aber der Adel aus, weil er meynte, daß er das Land mit den Waffen vertheidigen müsse. Die Steuern blieben also auf den Unterthanen haften. Die Klöster machten sich auch davon frey und bezahlten ihre Steuern (wie sie meynten) mit Gebet oder mit dem Versprechen, den Landesherrn auf Jagd und Reisen zu beherbergen.

Säuberlich. Ueberhaupt gewann der Adel wohl viel in diesen Zeiten?

Pastor. Ja! Er suchte sich allerhand Rechte und Freyheiten zu verschaffen und näherte sich immer mehr dem Zustande der Unabhängigkeit. Seine Geschlechtsnahmen waren schon jetzt allgemein. Er führte noch über dies ein besonderes Unterscheidungszeichen, nämlich das Wappen ein, welches seinen Ursprung von Waffe

erhielt, indem ein Waffenträger ein Wappner hies. Diese Wappen prangten auf Degen und Schilden, von hier kamen sie in die Siegel. Wer kein Edelmann war, durfte auch weder Siegel noch Wappen führen.

Philipp. Welches waren denn die Hauptbeschäftigungen der Edelleute?

Pastor. Der Krieg. Zu diesem Handwerke wurde jeder Jüngling von Jugend auf angehalten. Wurd' er nun mannbahr, hatt' er sich in Schlachten und Feldzügen tapfer gezeigt und ädle Handlungen verrichtet, so wurde er mit großen Feyerlichkeiten zum Ritter geschlagen. Dann genoß er auch das Recht, in Friedenszeiten einen Degen zu tragen; da hingegen Kaufleute, wenn sie sich auf Reisen befanden, ihre Gewehre an die Sättel der Pferde hängen mußten. Wenn es in dem Lande selbst, das der Ritter sein Vaterland nannte, keinen Krieg gab, so gieng er in fremde Gegenden und diente dort unter den streitbahren Fahnen. Ihre Art, Krieg zu führrn, hatte sich gegen die vorigen Zeiten nur wenig verändert, man bediente sich blos besserer und schönerer Harnische, Helme, Schilde und Schwerdter, Armbrüste und Pfeile waren noch eben so beschaffen, wie sonst, nur in den Belagerungswaffen fand einiger Unterschied statt. Man hatte z. B. Maschienen zum Steinschleudern (Margen genannt) und ein Werkzeug zum Niederreißen der Mauern erfunden, welches den Nahmen Tryback erhielt.

Das Faustrecht wüthete noch immer im teutschen Reiche, so viele Einschränkungen es auch erlitt. Besonders stritt Friedrich II. dagegen. Um es zu hemmen, gab er mancherley Gesetze in dem von ihm gestif-

teten Landfrieden, aber es ganz zu verbannen, war er nicht im Stande, zumahl wenn Könige auf dem Throne saßen, die sich um andere Dinge bekümmern mußten. Friedrich II. erlaubte das Faustrecht nur dann, wenn der Beleidigte auf keine andere Weise zu seinem Rechte kommen konnte. Troz dem allen, war es gar nichts seltenes, daß reisende Kaufleute, Prälaten und Bauern, wenn sie etwa Geld bey sich führten, am hellen Tage auf offener Landstraße angefallen und geplündert wurden. Da diesem Unfuge nicht füglich gesteuert werden konnte, so erhielten nach der Zeit die Reisenden eine Begleitung von Rittern, welche der Landesherr besoldete, diese fanden sich dagegen mit einer vestbestimmten Summe ab, welche sie der Begleitung entrichteten. Auf diese Weise entstand das Geleitsrecht.

Viel gewannen in diesem Zeitraume die Städte; sie spielten eine große Rolle, weil sie nicht selten Beschützerinnen ihrer Könige wurden. Sonst hatten die Fürsten ihr Augenmerk blos auf die Klöster gerichtet, und sie reichlich beschenkt; jetzt lenkten sie es auf die Städte, weil sie von ihnen Beystand gegen geistliche und weltliche Grossen zu erlangen hoften. Die beträchtlichsten Städte waren gemeiniglich unmittelbahre Reichsstädte und den Königen besonders nutzbahr, weil sie hinter ihren Mauern vor Ueberfällen gedeckt wurden. Durch solche Dienstleistungen erhielten sie von den Königen, Privilegien und Freyheiten, mit denen sie oft ihren Handel unterstützten, der sich sehr ausbreitete, wenn zumahl die Städte an Heerstraßen und Flüssen lagen. Daher kam es auch, daß viele Ritter vom Lande ihre Wohnungen in die Städte verlegten und da-

durch dem Gewerbe und dem Handel noch ein lebhafteres Interesse verschaften. Auf diese Art flößten sie auch den Bürgern eine größere Liebe zu den Waffen ein, sie lernten damit umgehen und übten das junge Volk darinnen. Die Magisträte der Städte empfiengen ebenfalls eine dauerhaftere Verfassung; schon damahls war ihr Ansehen sehr gros, aber doch noch nicht von dem Umfange, wie heut zu Tage. An die Bürger schlossen sich die Handwerker an; auch sie forderten als solche bürgerliche Ehre und Vorrechte. Jedes Handwerk verband sich dem andern und gestattete keinem dritten, das nämliche oder ein damit in Verbindung stehendes Gewerbe zu treiben; so bildeten sich Gilden und Zünfte. Diejenigen, welche aus einer wilden Ehe entsprossen waren oder sonst einen Bubenstreich begangen hatten, wurden ausgestossen. Unter den Handwerkern fanden so wie bey den Rittern, Grade statt, weil sie, wie diese, Ritter und Knappen, Meister und Gesellen hatten. Durch ihre engern Verbindungen fiengen sie bald an, dem Adel gefährlich zu werden. Friedrich II. verordnete deshalb schon mit Ernst, daß ohne ausdrückliche Erlaubniß keine neue Zunft errichtet werden dürfte.

Niklas. Wie sah es denn mit unserm, dem Bauernstande, aus?

Pastor. Die Bauern, welche man zu den Zeiten gewöhnlich arme Leute nannte, genossen noch immer kein besseres Schicksal; nur in einigen Gegenden behandelte man sie glimpflicher, weil die Fürsten und Grafen, seitdem sie selbst Landesherren geworden waren, mehr Nutzen davon hatten, dieselben zu schonen,

und weil diejenigen, welche zu sehr gedrückt wurden, leicht auswanderten und sich in den Vorstädten ansiedelten, wo sie unter dem Nahmen der Pfahlbürger wohnten. Die Leibeigenschaft, sonst so allgemein drükkend, kam ganz auser Gewohnheit, indem die Geistlichkeit behauptete, daß Leibeigenschaft und Sklaverey gegen die göttlichen Gesetze streite. Sie war auch überhaupt ganz unnöthig, da eine Menge Steuern, Zölle und Zinsen statt fanden, welche die Bauern entrichten mußten: was hätte also der Adel mehr noch verlangen können? Wirkliche Leibeigenschaft traf man höchstens noch in Klöstern und Stiftern, denn hier übten leider! die Schirmvoigte und der benachbahrte Adel nicht selten die unverantwortlichsten Grausamkeiten aus.

Der Handel stand in desto größerm Flor! Ueberall regierte der Geist der Thätigkeit, man bearbeitete mehr wie jemahls die Erzeugnisse des Landes. Nicht nur in dem Innern des teutschen Reichs sondern auch ausserhalb desselben, in weit entferntern Staaten, hob sich der teutsche Handel. Die oberteutschen Städte handelten hauptsächlich mit Venedig; man fand hier teutsche Waaren, als Holz, Flachs, Wein, und von dort aus giengen Seide, Zucker, kostbahre Steine, Teppiche und Gewürze nach Teutschland. Noch reichere Früchte erzeugte der Handel mit England und den nordischen Reichen, wozu eigene Handlungsgesellschaften sich hergaben. Eine solche Gesellschaft, deren Hauptsitz die Stadt Wisby auf der Insel Gothland war, hatte ein Haus in London, welches Gildehalle hies. Zur Zeit Herzogs Heinrich des Löwen entspann sich der Handel mit Spezerey, Baumwolle und Seide, welcher

aus Italien nach Teutschland kam. Besonders wirkte der Handel auf das Seewesen, denn da die nördlichen Staaten keine ausgebreitete Schiffarth besaßen, so wurden ihnen die teutschen Produkte auf Schiffen zugeführt. Diese Schiffarthen waren manchmal sehr verwegen; Unter Heinrich III. beschiften die Ostfriesen die Orkneyinseln; *) sie giengen bis nach Island, besuchten Grönland und geriethen bis ins Eismeer. Und wenn man der Beschreibung trauen darf, so wagten sie sich sogar bis an die östliche Erdspitze von Sibirien. Wie unendlich groß war dies Wagestück; nehmlich es zeigt von einem unbezwinglichen Muthe unserer Vorfahren, die ohne Compaß **) und Seekarten so viel, so etwas großes unternehmen konnten. Noch späterhin, im Jahr 1158 besuchten die bremischen, ham-

---

*) Orkney oder Orkadische Inseln sind 30 bis 40 kleine Inseln, welche sich auf dem schottländischen Meere vom Norden gegen Süden bis an Schottland erstrecken. Sie gehören h. z. T. unter das Königreich Schottland; es sind aber nur 28 davon bevölkert. Sie haben Zinn- Bley- und Eisenbergwerke und auf den Küsten einen reichen Heringsfang. Die Anzahl der Einwohner wird auf 32,000 geschätzt.

**) Compaß, ein den Schiffern höchst nöthiges Instrument, ohne welches sie auf der See nicht wissen, wohin sie ihren Lauf richten sollen. Es sind auf solchen die 32 Winde gezeichnet und in der Mitte ist die Magnetnadel, deren mit dem Magnetsteine angestrichene Spitze sich stets nach Norden kehrt, nach der sie sich richten müssen. Ein solcher Compaß ist eine Capsel (Büchse) worinnen eine auf einem Stifte ruhende Magnetnadel verwahrt wird. Oben am Rande werden die Weltgegenden und auch ein Cirkel samt seinen Eintheilungen beschrieben, wodurch man die Weltgegenden, und im Feldmessen die Größe eines Winkels finden kann, weil der Compaß auch außer der Schiffarth vielfältigen Nutzen stiftet.

burgischen und lübeckischen Kaufleute den livischen Meerbusen, fuhren die Düne (auch Dwinafluß in Rußland) aufwärts, stiegen an der Dünamündung ans Land und liessen sich mit ihren Waaren auf Tausch der Landesprodukte ein. Dieser Handel trieb erst an den Küsten sein Wesen, dann aber zog er sich tiefer ins Land hinein. Schon jetzt suchten die Teutschen ihre Kenntnisse in Rücksicht der Völkerkunde zu bereichern, woran sie einige Jahrhunderte vorher kaum gedacht haben würden. In dieser Absicht hatten sie einige Mönche mitgenommen, welche, als sie wieder zurück kamen, die Länder beschrieben, die sie bereißt waren. Die Teutschen baueten nun, zum Vortheil ihres Handels, die Stadt Riga und machten Soest so beträchtlich, daß sie sich von dem Könige von Dänemark eine Befreyung von dem Strandrecht auswirkten.

Perls. Was versteht man unter Strandrecht?

Pastor. Strandrecht (auch Grundrecht) nennt man dasjenige Recht, vermöge dessen der Landes- oder Strandsherr die Güter derer, die Schiffbruch erlitten, sich zueignet. In Europa findet es größtentheils gar nicht mehr statt.

Ehe man noch Liefland entdeckte, war die Handlung nach Gothland und Wisby sehr beträchtlich. Man führte hierher, neben Kleinigkeiten an Messern, Stecknadeln, Beilen u.s.w. besonders eine Menge Salz und eine gewisse zottigte Leinewand. Unter den neu angelegten Städten, die vermittelst der Handlung entstanden, erhoben sich hauptsächlich im Jahr 1232 Thorn, Culm, Marienwerder und Elbingen, diese lieferten Theer, Pech, Eisen, Bauholz, Thauwerk u. a. Im Jahr 1252

wurde Memel erbauet und erhielt 1275 von der Reichsstadt Dortmund die Mittheilung ihrer Rechte. Merkwürdiger, als manches, war die Errichtung der teutschen Hanse, von der ich schon letzthin sprach. Es ist nöthig, daß ich euch jetzt einen deutlichen Begriff davon beybringe.

Einige. O! thun Sie doch dies ja!

Pastor. Im Jahr 1241 schlossen Hamburg und Lübek einen Bund, daß sie auf gemeinschaftliche Kosten Kriegsschiffe ausrüsten und mit diesen die Farht von Hamburg in die Nordsee, so wie die Landstrasse zwischen der Elbe und Trawe mit der nöthigen Mannschaft gegen Räubereyen schützen wollten. Diese Verbindung blieb nicht lange so einseitig, sondern es traten noch eine Anzahl Städte hinzu, besonders solche, in welchen Fabriken und Manufacturen blüheten; dieser Verein breitete sich bald so sehr aus, daß er in der Kürze aus 64 Sädten bestand, welche sich die teutsche Hanse (Handlungsgesellschaft) nannten. Da nun bey diesem Unternehmen die strengste Ordnung obwalten mußte, so bestimmte man Lübeck als das Haupt der Hanse, und legte hieher das Archiv, die Canzley und die Casse der Gesellschaft; zu allgemeinen Marktplätzen ernannte man für England, Schottland und Irrland die Stadt London; für Dännemark, Norwegen und Schweden, die Stadt Bergen; für Preussen, Polen, Liefland, Rußland, Klein-Asien und Persien die Stadt Narva; für die Niederlande, Oberteutschland, Frankreich, Spanien, Portugall, Italien und Ungarn die Stadt Brügge, nachher aber

Ant-

Antwerpen. Diese Gesellschaft wurde bald eine der mächtigsten zur See, seit aber mehrere Fürsten einige von den mächtigsten dieser Städte zwangen, den Bund zu verlassen, so gerieth sie in Verfall. Nach und nach lösete sich der Bund von selbst auf, nur Lübek, Hamburg und Bremen erneuerten im Jahr 1630 den alten Vertrag mit Beibehaltung des Nahmens Hanse.

Durch den Geist des Handels verbesserten sich auch die Fabriken und Manufacturen. Die besten Tücher und die haltbahrste Leinewand fertigte Friesland, in Regensburg machten sich einige Scharlach- und Barchent-Fabriken berühmt. Man verstand auch (besonders in einigen niederteutschen Gegenden) in Wollenarbeiten Figuren künstlicher Art zu wirken. Dies alles aber hatte denn nun auf den Luxus und die Verschwendung ungemeinen Einfluß. Der teutsche Adel suchte sich vor andern auszuzeichnen und kleidete sich in kostbahres Pelzwerk; die Frauen scheueten kein Geld, um sich prächtig zu schmücken. Sie trugen Kleider von Seide, gestickten Taffet, und Pelzwerk mit Sammet und Atlas gefüttert.

Im Jahr 1241 wurden die böhmischen Bergwerke entdeckt, welche viel Zinn nach England lieferten. Eben so ergiebig waren die Bergwerke in dem Erzgebirge, welche in diesem Zeitraume entdeckt wurden, sie lieferten Gold und Silber, welches den damahligen Zeiten sehr zu statten kam, weil grosse Summen für Waaren (besonders in den Kreutzzügen und den italischen Kriegen) nach Venedig und in die Morgenländer giengen. Ueberdies brauchten die Gold-Ar-

beiter viel Silber und Gold zu den Kirchengeräthen, die man so schön und prächtig, als möglich war, verfertigte. Die Silberminen zu Kerstendorf wurden im Jahr 1167 entdeckt, und veranlaßten die Erbauung der Stadt Freyberg. Aus den Ströhmen dieser Gegenden wurde viel Gold gewaschen. Gegen das Ende des XII. Jahrhunderts nahm der Bergbau in der Grafschaft Mansfeld seinen Anfang, der allein jährlich 12000 Zentner Kupfer lieferte. Der jährliche reine Ertrag belief sich nach Abzug der Kosten auf 134,000 Goldgülden, hierher gehören auch die Zinn- und Silberminen zu Kuttenberg in Böhmen und Meissen, und im Jahr 1141 standen in Halle schon 2 Salzpfannen. Die Bergwerke in Franken am Fichtelgebirge gaben Gold, Kupfer, Zinn, Eisen, Alaune und Vitriol.

Säuberlich. Da es immer nur noch wenig Geld gab, so waren wohl auch die Preise der Lebensmittel nicht sonderlich hoch?

Pastor. Nein! Hier findet mit unsern Zeiten gar kein Verhältniß statt. Im Jahr 1223 kaufte man ein sehr beträchtliches Gut, welches ungefähr 20 Schweine und 33 Malter Früchte eintrug, um 40 Mark feinen Silbers. Das Geld war sehr rar, troz der Bergwerke, welche doch sehr reichliche Ausbeuten gaben; nur mit Mühe konnte man Geld geliehen bekommen, weil man es gemeiniglich im Handel vortheilhafter anzulegen wußte. Wurden jedoch Capitalien aufgenommen, so nahmen die Wechsler zehn von Hundert. Oefters überstieg man noch diese Summe. Gemeiniglich gaben sich die Juden mit Wechselgeschäften

ab, die sich aber dadurch sehr verhaßt machten, weil sie auf unerlaubte Art ihren Vortheil zu ziehen suchten. Die Mehrheit des Geldes machte den Münzfuß nothwendig. Am gemeinsten zählte man nach Marken. Die ersten silbernen und goldenen Dukaten wurden in Apulien geschlagen, in Florenz kamen zuerst die Gulden (oder die sogenannten Florentiner) in Umlauf, und Friedrich II. ließ in Messina und Briodisi Goldmünzen prägen, die unter dem Nahmen Augustalen nach Teutschland kamen. Die kleinste, (aber bekannteste) Münze, die man zuerst in Teutschland schlug, waren die Heller, welche man in Halle in Schwaben münzte, daher sie auch ihre Benennung erhalten haben.

Müller. Hörte man denn damahls auch schon von falschen Münzern, wie heut zu Tage?

Pastor. O! ja! denn die Gewinnsucht ist allenthalben geschäftig, also auch damahls. Wenn es nun auch keine falsche Münzer von Profession gab, so spielten doch die eigentlichen Münzer sehr unerlaubten Betrug, sie prägten viel schlechtes Geld und pfuschten das Gepräge anderer Städte nach. Die Handelsstädte konnten allerdings dazu nicht stille schweigen und wandten sich mit lauten Klagen an Friedrich II., der ihnen darauf das Recht ertheilte, keine andern Zahlungen, als in ihren eigenen Münzsorten, anzunehmen. Um dieses Recht aufrecht zu erhalten und allen Betrug und Unterschleif zu verhüten, bestellte der Kayser einige angesehene Leute, die unter dem Nahmen Hausgenossen oder Münzer, in den Werkstädten wohnten, um

darauf Acht zu haben, daß die Münzmeister kein zu leichtes und zu schlechtes Geld verfertigten. So entstanden die eingebildeten Münzen; man rechnete das einheimische Geld nach Cöllnischen Marken, nach Hallischer, Frankfurther Währung u. s. f.

Perls. Was verstehen sie denn unter dem Ausdruck: Eingebildete Münzen?

Pastor. Wenn er, lieber Meister! z. B. für einen Thaler Seife verkauft, erhält er da von dem Käufer ein ganzes Stück oder mehrere?

Perls. Mehrere?

Pastor. Also! In Sachsen haben wir keine ganzen Thaler, sondern unser Thaler besteht aus 24 Groschen. In Preussen ist es schon anders, dort giebt es ganze Thaler. Bey uns in Sachsen ist mithin ein wirklicher Thaler eine nur eingebildete Münze.

Teutschland kennen wir zwar als ein sehr weit umfassendes Land, dennoch war die Bevölkerung sogar groß immer noch nicht. Dieß gieng aber sehr natürlich zu. Eines Theils nahmen die Kreutzzüge viele Menschen weg. Ich habe euch, dünkt mich, schon gesagt, daß viele Millionen Menschen in den Morgenländern ihren Untergang fanden. Nun rechnet noch hinzu, daß es in diesen rohen Zeiten, wo der Aberglaube so mächtig wirkte, Schwärmer genug gab, die sich dem Mönchsleben weiheten, welche nach Gregors VII. Befehl unbeweibt bleiben mußten — Dies alles minderte die Volksmenge über die Maassen.

Wecker. Da das Zeitalter so viel gewann, so änderte sich wohl auch die Lebens-Art?

Pastor. Nicht merklich! lieber Meister! Essen und Trinken waren noch immer Lieblings-Neigungen

der Nation. Unter dem Adel riß Verderbniß der Sitten in hohen Grade ein, seine immerwährenden Beschäftigungen waren Jagd, Krieg und Strassenraub. Eine Menge Spielleute, (sogar Schauspieler), strichen durchs Land, sangen mit unter schmutzige Lieder ab, und führten Possen auf, die aber nicht geeignet waren, gute Sitten zu verbreiten. Aus dem weichlichen Italien zogen allerhand Laster nach Teutschland; die sonst so wackern und tugendhaften teutschen Jünglinge ergaben sich der Wollust und duldeten gewisse Häuser, wo sich lüderliche Mädchen aufhielten, die ihren Leib für Geld verkauften. Man nannte diese Häuser Frauenhäuser.

Die wenigste Veränderung litten die Gesetze. Einige neue wurden zwar entworfen, aber dieß waren blosse Stadtgesetze, auf einzelne Einwohner anwendbahr, welche dann von dem Landesherrn bestätiget wurden. Ein gewisser Epko von Repkow, ein sächsischer Edelmann, sammelte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts alles, was er von alten sächsischen Rechten und Gewohnheiten auffinden konnte, mit Fleiß. Dieß Werk, welches Spuhren der größten Mühe und Sorgfalt trägt, ist bis auf unsere Zeiten gekommen und den Advocaten unter dem Nahmen: Sachsenspiegel bekannt. Ein ähnliches Werk über die alten schwäbischen Gesetze erschien späterhin unter dem Titel: der Schwabenspiegel.

Philipp. Was enthält denn diese Sammlung alles?

Pastor. Sie enthält verschiedene Auszüge aus den Capitularien der fränkischen Könige, aus päpstlichen Verordnungen und Reichsschlüssen u. s. f. Bekannter aber, als alle diese Sammlungen, mach-

te sich das römische Recht, welches in diesem Zeitalter zu hohen Ansehen kam. Dies römische Recht gewann großen Einfluß auf das eigenthümlich teutsche Recht, besonders in Rücksicht der Erbfolge und der Einführung der Todesstrafen, welche um so fürchterlicher wurden, da man mit diesen die mosaischen Gesetze aus der Schrift verband. Der Oberrichter blieb jedoch immer der Kayser, er gab Gesetze und Verordnungen und ließ sie von den Freyen und Ministerialen prüfen und bestätigen. Als ihm dies Amt aber zu beschwerlich fiel, gesellte man ihm (wie ich schon bemerkt habe) einen Hofrichter bey, dem jedoch nur geringere Angelegenheiten, wozu man des Kaysers Ansehen nicht bedurfte, übertragen wurden. Dies Hofrichter-Amt war die erste Grundlage zu dem nachherigen Reichs-Kammergericht, welches noch heut zu Tage bestehet. Dem allen ohngeachtet behielten die teutschen ursprünglichen Gesetze immer die Oberhand. Auf Privatstreitigkeiten wurde das römische Recht nur selten angewendet.

Marx. Wie pflegte man denn bey den Gerichten zu verfahren?

Pastor. Jedes Gericht über freie Leute bestand aus einem Richter und einigen freygebohrnen, aber untadelhaften Männern, welche man Schöppen nannte. Dieser Nahm' ist bis auf unsere Zeiten gekommen. Wenn nun der Verbrecher verurtheilt werden sollte, so sammelte der Richter die Stimmen, welche die Schöppen gaben. Wenn über Könige, Fürsten und Edle Gericht gehalten wurde, so mußs-

ten die Beysitzer auch Fürsten und Edle seyn. Keiner, der nicht Haus oder Ländereien besaß, durfte in irgend einrr Sache ein Urtheil sprechen.

Am allerentsetzlichsten und grauenhaftesten betrugen sich die sogenannten Vehm- oder heimlichen Gerichte, die sich zu Anfange des XIII. Jahrhunderts zuerst in Westphalen zeigten und wahrscheinlich gegen die Religion, d. h. gegen die Ketzer *) gerichtet waren. Es ist also falsch, wenn man behaupten will, daß ihnen Carl der Große ihren Ursprung verliehen habe. Diese Gerichte wurden unter der Erde und meistentheils des Nachts gehalten. Die Schöppen benutzten, um Uebelthaten und Verbrechen zu erfahren, geheime Spione, welche sie überall, selbst in fremde Länder aussendeten. Wer von den Angeklagten und Geforderten nicht erschien, wurde heimlich, nicht selten in seiner eigenen Burg, ermordet. Nach der Zeit breiteten sich diese Gerichte auch durch andere Länder aus. Kayser Siegismund, Friedrich III und Maximilian I erneuerten sie, späterhin aber verlohren sie ihr Ansehen, weil man dasselbe nicht selten mißbrauchte.

Als Hauptbeweise bey wichtigen Beschuldigungen und Anklagen bediente man sich noch immer der Zwey-

---

*) Manchem von unsern Lesern wird der Ursprung des Wortes Ketzerey nicht bekannt seyn. Hier etwas, was ich in einer alten Schwitzer Chronik davon aufgefunden habe: „J. Jahr 1399 erhub sych eine selzame Kätzerey vor und in der Stadt Bern, bettend eine Katze an und wann sie bett und Opfer verbrechtend, so küßend sie die Katz für den Ars. Demnach ward man der Sach innen, ward abgedon, mußend 300 Pfund zu Buß genn.“

kämpfe und der Feuer- und Wasserproben, doch auch diese wurden jetzt mehr eingeschränkt als sonst, denn niemand hatt' es nöthig, sein Leben im Zweykampf zu wagen, wenn die Sache nicht Leib, Ehr' und Leben betraf. War aber dies der Fall, so konnte die Sache auch durch nichts anders, als durch einen Zweykampf entschieden werden.

Niklas. Wie wurde es denn bey einem solchen Zweykampf gehalten?

Pastor. Der Richter, dem die Sache übergeben wurde, ließ jeden Theil vorher schwören, ob er auch das Recht habe, den Zweykampf zu wagen, dann untersuchte er genau, ob kein Theil bessere oder schlechtere Waffen oder Kleider trage, als der andere? Diese Kleider bestanden aus Leder oder Linnenzeug und dünnen Handschuhen. Ihren Arm bewafnete ein leichter, runder Schild, doch durften sie sich mehrerer Degen bedienen, im Fall, daß einer davon zerbrach oder unbrauchbar ward. Begann nun der Kampf, so stand neben jedem der Fechtenden ein Mann mit einer hölzernen oder eisernen Stange, die er sogleich über sein Haupt hielt, wenn er fiel; sodann fragt er ihn, ob er Recht oder Unrecht habe? Sagt' er Nein, so mußt' er versuchen, ob er sich an der Stange emporrichten konnte. Versagten ihm dies seine Kräfte, so war es nach den Grundsätzen der Zeit klar, daß er schuldig sey. Er wurde als schuldig verdammt.

Diese Zweykämpfe führen mich näher auf das Ritterwesen, das in diesem Zeitraume sehr ausgebildet ward. Es ist nöthig, daß ich davon etwas ausführlich spreche.

In den Turniren fanden die Ritter die schönste Gelegenheit, die Kräfte ihres Arms und ihre Tapferkeit zu zeigen. Man zog einer solchen Festlichkeit viele Meilen weit nach, und sogar Ritter aus fernen Landen stellten sich ein, nicht um sich zu üben, sondern um zu zeigen, daß sie schon Meister in Fechten und Rennen wären. Aber nur diejenigen, welche von ächtem Adel, und von ädlen Aeltern und Grosältern abstammten, wurden bey den Turnieren zugelassen; diejenigen hingegen ausgeschlossen, die man einer schlechten überwiesenen Handlung zeihen konnte. Jeder Ritter hatte, sobald die Schranken des Turnirs geöfnet wurden, ein gepanzertes Roß und einen Waffenträger bey sich. Das Turnir wurde auf einem großen, ebenen Platze gehalten. Auf dieser Rundung, welche mit Rittern und Edeln und auch mit Zuschauern aus der Bürgerklasse umgeben war, suchte der Turnirende seinen Gegner mit einer stumpfen Lanze aus dem Sattel zu heben. Wenn man nicht zu Pferde saß, so geschah der Kampf zu Fuß mit dem Degen in der Faust, dann war derjenige Sieger, welcher den andern entwafnen konnte. Damit es nun aber während des Turnirs friedlich zugehen und die Ordnung gehandhabt werden möchte, saßen am Ende der Schranken alte ehrwürdige und erfahrne Ritter, welche **Turnirkönige** oder **Kampfrichter** genannt wurden, und für die strenge Beobachtung der Turnirgesetze sorgen mußten. Auch ädle Frauenzimmer befanden sich dabey, welche den Siegern gewisse bestimmte Preise austheilten, welche man den **Dank** nannte. Diese Preise waren verschiedener Art. Z. B. **goldene Sporen**,

ein schöner mit Federn gezierter Helm, eine vollständige Rüstung, eine Scherpe mit Gold und Silber gestickt u. s. w. An den Schran-ken des Turnirs stand gemeiniglich auch ein silberner Baum mit goldenen Blättern, welche diejenigen abzu-brechen pflegten, die des andern Meister wurden, oh-ne grade den Hauptpreiß zu verdienen. Ich habe euch schon gesagt, daß kein Ritter turniren durfte, der nicht von ädlen Aeltern und Großältern gebohren war. Um dessen versichert zu seyn, fand der Gebrauch statt, daß jeder turnirende Ritter an den Schranken sein Wap-pen aufstellte. Nun naheten sich die Kampfritter, welche die Aechtheit des Wappens untersuchten und den Ritter (fanden sie es für alt und ädel) als turnirfä-hig erklärten. Da gemeiniglich auch vieles Volk von nah und fern herbeyeilte, um dem Turnire zuzusehen, so waren wiederum eigene Leute angestellt, die auf Ord-nung und Stille sahen. Diese nannte man Prügel-knechte. Begann das Turnir, so erschienen die so-genannten Herolde, welche in ihren Trompeten nach allen vier Gegenden des Himmels stiessen und das Turnir (von dem oder jenem großen Herrn gegeben) für rechtskräftig erklärten und mit dieser Ceremo-nie die turnirfähigen Ritter einluden. Diese nämliche Gewohnheit fand auch statt, wenn das Turnir beendi-get wurde. Nach dem Turnir wurde gemeinigiich ein prachtvolles Nachtmahl und ein Ball gegeben.

Müller. Wurden denn aber bey einem solchen Turnire nicht bisweilen Ritter getödtet?

Pastor. O ja! das geschah leider! gar nicht sel-ten. In Sachsen verlohren in einem Jahre mehr als

zwanzig Ritter das Leben. Dies war denn auch die Ursache, warum die Geistlichkeit sehr heftig dagegen eiferte, und die Turnire ein Spiel des Teufels nannte. Der Erzbischof von Magdeburg ging noch weiter und belegte sogar alle die, welche sich zu einem Turnire einfanden, mit dem Banne. Sein Ansehen zwang in der Folge mehrere sächsische Fürsten zu dem Versprechen, kein Turnir von nun an mehr in ihren Landen zu gestatten. Indessen achtete man in andern teutschen Gegenden weniger darauf und turnirte immer noch sehr fleissig. — Schon die Sache selbst läßt errathen, daß es bey solchen Turniren sehr hoch hergieng und daß man sehr große Summen verpraßte, um es so feyerlich als möglich zu machen. Da ich nur noch gestern ein Buch in der Hand hatte, worinnen eines solchen Turnirs (das man zur Lust anstellte) erwähnt wurde, so hab' ich mir eine hierhergehörige Stelle abgeschrieben, die ich euch vorlesen will. Ihr werdet daraus sehen, wie man bey solchen Lustbarkeiten zu Werke gieng.

Bey diesen Worten zog der Herr Pastor ein Blättlein Papier hervor, auf welchem das Nachfolgende stand:

„Am 16 Junius 1585 feyerte der Prinz Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Bergen mit der Prinzessinn Jakobine von Baden seine Vermählung. Diese Feyer wurde sehr prächtig vollzogen, unter andern auch ein Turnir gehalten, von dem die Beschreibung auf unsere Zeiten gekommen ist, und welches sich an Pracht vor den spätern des Zeitalters sehr vortheilhaft auszeichnete. Am Tage vorher wurde durch Trompeten- und Paukenschall von

der Gallerie über dem Schloßthor zu Düsseldorf das Cartell (Aufforderung) bekannt gemacht und an die Burgpforten angeschlagen, auch bey der Abendtafel den Rittern vorgelesen. Eine gewisse Fräulein Anna von Haller stand dann mit einem Lorbeerkranze und weißen Federbusche auf der linken Brust, und ließ die schönen Ritter die Musterung gehen. Jeder, der gesonnen war, am folgenden Tage den Kampf zu wagen, trat hervor und berührte den Federbusch auf des Mädchens Brust, um zu zeigen, daß dies Ritterspiel den Damen zur Ehre gehalten werden sollte. Das Cartell enthielt 21 Artikel, die mit den Turnirgesetzen gleichlautend waren. Drei Preise zu 200 und 100 Thaler setzte der Herzog aus, zu deren Erlangung drey Rennen verordnet wurden, das vierte geschah den Damen zu Ehren und mithin war auch diesen die Bestimmung des Preises (oder Dankes) überlassen. Die Bahn zu diesem Rennen wurde auf einem schönen Platze bey Pempelfurth vor Düsseldorf abgesteckt und betrug 240 Schritte in der Länge und 380 in der Breite. Innerhalb der Schranken war auf der rechten Seite eine Gallerie für die Damen, auf der linken aber für die Schiedsrichter, an welcher auch die Ahnenschilder der Ritter aufgehangen wurden. In der Mitte des Platzes war ein Bogen aufgerichtet, auf dessen Säulen die Göttinn Prudentia (Klugheit) und Spes (Hofnung) standen; auf der Wölbung des Bogens zeigte sich die Fortuna (Glück) auf einer Meermuschel mit einem fliegenden Seegel in der Hand; an den Pfeilern hiengen die Wappen der Neuvermählten und in der Mitte der Ring, welchen

der Ritter im Rennen mit seiner Lanze abnehmen mußte. Wer ihn am öftersten abnahm, der erhielt den Preiß *). Es war bestimmt, daß die Ritter alle verkleidet erscheinen mußten und der Herzog setzte sogar auf die sinnreichste Erfindung einer solchen Verkleidung einen Preiß. Vier Marschälle mit ihren Stäben und Feldzeichen waren bestimmt, die Ritter aufzuführen und sie den Richtern vorzustellen, welche dann nach dem Ahnenschilde den Ritter für tüchtig erklärten, zum Rennen zugelassen zu werden. Die Ritter theilten sich in 2 Klassen, nämlich in Menutenatoren und Avanturieres. Die erstern übernahmen das Spiel und mußten mit einem jeden Avanturier (Abentheurer) die eigentlich die Fremden vorstellten, den Preißkampf wagen. Beyde hatten ihre Patrinen (Beschützer) die den Speer führten. Wenn bey einem solchen Ritterspiel der Preißkampf geendet war, so stellten die Ritter unter sich Preiße aus, wetteten oder tummelten sich ihrem Mädchen zu Gefallen noch ein- oder ein Paarmal herum."

„Nachdem sich nun die Damen auf ihre Plätze begeben und die Richter gleichfalls die ihrigen eingenommen hatten, erschienen 3 Ritter mit ihren Patrinen am Thor und gaben sich nach Innhalt des Cartells als Menutenatoren an, um mit einem jeden Abentheurer drey Rennen um den bestimmten Preiß zu wagen. Die

---

*) Solche Ringelrennen (heut zu Tage unter dem Nahmen der Karoussells bekannt, giebt es noch immer, besonders in Wien und Petersburg, wie das unsern lieben Lesern aus den Zeitungen bekannt seyn wird.

Marschälle erschienen, um sie mit Erlaubniß der Richter auf die Bahn zu führen. Weil aber diese drey Ritter durch eine besondere Erfindung ihren Aufzug glänzend machen wollten, so wurde deshalb gepaukt und trompetet. Allmählich erhob sich nun unter einer schönen Musik ein Berg, dessen Heranwachsen man kaum bemerkte, und der doch, ehe man es noch vermuthete, in seiner vollen Pracht da stand. Wahrscheinlich war er von Holz und mit Erde bedeckt und wurde durch Schrauben in die Höhe gebracht; denn in dem Berge selbst hörte man musikalische Instrumente; auch wurde er fortbewegt. Die Gestallt dieses Berges war folgende: Auf einer Spitze desselben saß ein lebendiger Jüngling als Amphion *) gekleidet mit der Cyther in der Hand; auf seinen Gesang fielen Steine aus dem Felsen und ordneten sich so, daß auf einmahl die alte Stadt Theben **) mit ihren Thürmen und Mauern da stand. Auf der entgegengesetzten Spitze des Berges erblickte man einen andern Jüng-

*) Amphion kommt in der heidnischen Götterlehre vor und war der Sohn des Donnergottes Jupiter und der Antiope. Sie gebahr diesen Sohn am Wege, wo ihn ein Hirte fand, der ihn auch erzog. Der Gott der Musick, Apollo, gab ihm eine Leyer und die Musen (auch heidnische Göttinnen) waren seine Lehrerinnen.

**) Amphion erbauete die Mauern der alten Stadt Theben in Griechenland. Die Ueberredungskunst, womit Amphion zu diesem Werke die rohen Einwohner zu ermuntern wußte, hüllt die Dichtung in die schöne Fabel ein, daß er durch die Töne seiner Leyer die Steine selbst bewegt habe, sich zusammen zu fügen und zu Mauern und Thürmen zu bilden.

ling als Orpheus ***) die Leyer in der Hand haltend und von Thieren und Bäumen, die seinem Gesange lauschten, umgeben; etwas weiter herunter stand Pan (der Hirtengott) mit 2 Böcken, die er beyden Hörnern faßte. Orpheus und Amphion sangen nun mit Begleitung der übrigen Instrumente die lateinische Verse, welche über den Thoren der künstlichen Stadt angebracht waren. Hinter dem Berge giengen 6 Trompeter, die Marschälle und die Schildträger der Ritter, welche die Ahnentafeln an dem Stande der Ritter anschlugen. Hierauf folgten die 3 Menutenatoren: Adlerherz, Weiserrath und Treuesblut, nebst ihren Patrinen: Wachhaftighaupt, Schwerergang, Liebtenbrand, Zungenzwang, Hauffendelob und Herzengans. Diese sonderbahren Nahmen hatten Bezug auf ihre Schilde. So trug z. B. Adlerherz auf seiner Sturmhaube einen Adler mit einem hängenden, silbernen Herzen, der eine graue Natter in seinen Klauen hatte. Dieß bedeutete eine ädle Herzhaftigkeit. Weiserrath trug einen Januskopf (oder einen Kopf mit 2 Gesichtern) auf seiner Haube, d. h. ein Fürst soll weisen Rath vorsichtig gebrauchen. Treuesblut trug zwey Hände, die einander so vest packten, daß das Blut in eine untenstehende Schaale träuf-

***) Orpheus war ein alter Fürst in Thrazien, der als ein Sänger der Vorwelt und als Meister in der Tonkunst für einen Sohn des Apollo gehalten wurde. Die Dichtung sagt von ihm, daß er durch sein Spiel und seinen Gesang selbst die wilden Thiere und die Bäume im Walde in Bewegung gesetzt habe.

felte d. h. der Fürst muß Treu und Glauben halten. Liebtenbrand trug einen Altar, auf welchem ein Herz mit einem Lorbeerkranz umgeben, geopfert wurde, das bedeutete das Symbol einer aufrichtigen Liebe des Fürsten zu seinen Unterthanen, u. s. w.

Der erste von diesen Rittern war der Bräutigam selbst; alle neune waren mit fliegenden Mänteln von Goldstof bekleidet, unter welchen ein grüner Rock mit einem Löwenkopf auf der Brust und fliegenden Ermeln, hervorleuchtete. Der goldene Sporn saß an weißen Stiefeln. Auf der Sturmhaube schwankte ein hoher Federbusch über der Hyroglyphe (geheimnißvolle Andeutung); ein antikes (aus der Vorzeit sich herschreibendes) Degenkoppel deckte die Seite; die Rosse waren mit goldenen Decken und bunten Federn geschmückt. Nach diesem Aufzuge sprengten andere Ritter an das Thor heran; es waren Abentheürer, die sich größtentheils italienische Nahmen gegeben hatten und nun mit den Menutenatoren anzubinden suchten. Zwey waren verlarvt, wovon der eine auf einer Violine spielte und italienische Arien dazu sang. Der andere erschien in Bauertracht, in weiten Schifferhosen, großem Hut, und mit einem Rechen in der Hand. Auf diese Lustigmacher folgten 6 andere auf Sackeseln. Zwey andere waren als Syrenen (Meergöttinnen) gekleidet, mit einem Spiegel in der linken Hand; auf dem Rükken des Pferdes sassen Meerungeheuer mit aufgerichtetgn Schwänzen. Ueberdieß waren noch viele aus diesem Gefolge als Mädchen, Mohren u. s. w. gekleidet. Nun erst begann das Rennen. Ehr' und Liebe stärkten

ten den Ritter, den verlohrnen Kampf zu erneuern. Nachdem mancher Ritt gewagt und manche Wette gewonnen war, wurde zu Hofe geblasen. Nach aufgehobener Tafel traten die Marschälle auf und forderten die Austheilung der Preiße nach alter fürstlicher Weise. Die Trompeter stiessen dreymahl an und die Kampfrichter riefen die Nahmen der Sieger aus. Anna von Haller erschien in ihrem vorigen Putze und überreichte den Rittern den Preiß. Zu solchen Turniren gesellten sich noch überdieß die Geld verzehrenden Hofhaltungen. An hohen Festtagen und bey andern feyerlichen Gelegenheiten hielten nämlich die Fürsten Hof, das heißt: An solchen Tagen beriefen sie ihre Hofbeamte, Dienstmannen und Vasallen, die gemeiniglich auf dem Lande zu wohnen pflegten, in die Stadt. Hier besprachen sie sich über das Wohl ihres Landes, gaben neue Gesetze, wenn dieß erforderlich war, und handhabten die Ordnung. Da dieß schon an und für sich selbst eine große Feyerlichkeit bezweckte, so fanden sich auch die benachbahrten Fürsten, Grafen und Herren dabey ein und liessen sich viele Tage lang, herrlich bewirthen. Nicht selten war die Zahl der Gäste so groß, daß man sie und ihre Dienerschaft in den Städten nicht alle unterbringen konnte, man schlug in dieser Hinsicht sogar Läger auf dem freyen Felde auf und speisete sie da. Es sey mir vergönnt, hier ein paar solcher Gastmähler (wie wohl aus der spätern Zeit) zu erwähnen, blos um euch einen kleinen Begriff von dem grossen Aufwande zu machen, der bey solchen Feyerlichkeiten statt fand. Bey der Hochzeit des Chur-

fürsten Christian II. von Sachsen, die im Jahr 1602 gefeyert ward, wurden, ausser den eigentlichen Hochzeitsgästen allein an 180 Tischen das gemeine Gesindel ganzer acht Tage lang gespeiset. Bey der Vermählung der Tochter des Churfürst Moritz zu Sachsen, Anna, mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, waren über 6000 Gäste gegenwärtig. Man mußte 6000 Pferde füttern, wovon dem Bräutigam allein 1100 gehörten. Bey dieser Hochzeit giengen auf: 4000 Scheffel Waitzen, 8000 Scheffel Korn, 3600 Eymer Wein, 1600 Faß Bier und 13000 Scheffel Hafer.

Viele. Ey, was würde das in unsern Zeiten gekostet haben!

Pastor. Noch ein Beyspiel. Im Jahr 1500 hielt der Churfürst Johann von Sachsen zu Torgau Beylager mit der Prinzeßin Sofia von Meklenburg. Bey dieser Gelegenheit wurden 8 Tage lang täglich 11000 Personen köstlich tractirt und 7200 Pferde gefüttert. —

Da wir einmahl von den Turniren sprechen, so giebt mir dies zugleich Veranlassung, euch noch etwas über die in diesen Zeiten entstandenen Ritter-Orden zu sagen. Es waren deren hauptsächlich drey. Der erste hieß der Johanniter- oder der Hospital-Orden. In der Folge nannte man sie auch Rhodiser (von der Insel Rhodus, weil dort ihr Oberer wohnte) späterhin und noch heut zu Tage Maltheser-Ritter (von der Insel Maltha.) Die Pflicht dieser Ritter bestand uhrsprünglich in der Pflege und Wartung kranker Pilger, welche nach Jerusalem wallfartheten, um

auf dem Grabe Christi zu beten, daher sie auch den Nahmen Hospitaliter führten, weil sie in Palästina das Hospital zum heil. Johannes, der ihr Schutzheiliger war, bewohnten. Bey diesen einfachen Grundsätzen blieben sie jedoch nicht stehen, sondern sie legten sich auch Waffen zu, die sie, wegen den Neckereyen der Türken, allerdings nöthig hatten.

Wenzel. Wer war denn der Stifter dieses Ordens?

Pastor. Ein gewisser Gerhard aus Frankreich. Er setzte ihn im Jahre 1100 ein und der Papst Paschal bestätigte ihn 1113. Die Ritter legten das Mönchsgelübde der Keuschheit und Mäßigkeit ab, und waren entweder Ritter, Priester oder Brüder. Ein ähnlicher Orden war der Tempel-Orden. Die Ritter desselben hatten die nämlichen Pflichten auf sich, nur daß sie sich in Rücksicht ihrer Kleidung unterschieden. Jene, die Johanniter-Ritter, trugen ein weißes, diese ein rothes Kreutz, jene giengen schwarz, diese weiß. Dieser Orden existirt jedoch nicht mehr. Der dritte geistliche Ritter-Orden ist der teutsche, oder der Marien-Orden, von dem ich euch (dünkt mich) schon neulich etwas erzählt habe. Seine Stiftung fällt in die Zeiten nach den Kreutzzügen.

Jetzt wollen wir nun auch sehen, wie viel die Wissenschaften und Künste in diesem Zeitalter gewonnen hatten.

Es war für die Wissenschaften schon ein sehr gutes Zeichen, daß sich die Fürsten mehr, als jemahls, damit beschäftigten, sie unterstützten nicht nur die Gelehr-

ten auf eine ädelmüthige Weise, sondern vermogten auch durch ihr eigenes gutes Beyspiel so viel, daß mehrere Grafen und Herren statt des immerwährenden Jagens und Kriegens ein Buch in die Hand nahmen und die Werke der alten Griechen und Römer lasen. Durch diesen Fleiß zeichneten sich besonders die schwäbischen Kayser, die Herzoge von Oesterreich und die Landgrafen von Thüringen aus. Mehrere von ihnen aber lasen nicht nur, sondern wagten sich sogar an Uebersetzungen und Umarbeitungen alter lateinischer Gedichte. Wieder andere fertigten Romane, und versuchten Heldengedichte zu machen.

Säuberlich. Ist davon etwas auf unsere Zeiten gekommen?

Pastor. O! ja! So haben wir z. B. den König Tyrol von Schotten und Friedebrand, sein Suhn, die Niebelungen und ein sehr weitläuftiges Gedicht über den Krieg Carls des Grossen gegen die Araber, welches ein gewisser Wolfram von Eschelbach gedichtet haben soll. Häufiger findet man in diesem Zeitraum die Minne- oder Liebesgedichte, welche man zugleich abzusingen pflegte. Auch die Schauspiele fiengen an sich auf den teutschen Boden zu verpflanzen. Die mehresten davon fanden hauptsächlich in den Klosterschulen ihr Vaterland. Hier bearbeiteten sie die Mönche und liessen sie dann von ihren Schülern aufführen. Man nannte sie Osterspiele, und legte ihnen geistliche Texte unter, z. B. die Auferstehung Christi, die Ankunft des Antichrists und sein Untergang, die Leidensgeschichte Je-

ku, die Schöpfung. Daß dabey viel Unfug getrieben und in den Stücken selbst eine Menge Unsinn geschwatzt wurde, könnt ihr euch denken, so bald ihr nur einen Blick auf das rohe Zeitalter werft, in welchem diese Stücke ausgeheckt wurden. Ich habe noch vor kurzem ein solches Meisterstück in Händen gehabt. Es handelte von dem Sündenfalle Adams. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier das ganze Stück zergliedern wollte, indessen kann ich mich doch nicht enthalten euch ein Pröbchen von der Schilderungsart des ungenannten Verfassers zu geben. Er stellt z. B. den Schöpfer der Welt als einen alten Greiß dar, der in einen Pelzschlafrock gewickelt, mit der Uhr in der Hand, und einer langen Pfeife im Munde in den Garten des Paradieses tritt und dem Adam ruft, der sich mit seinen Weibe Eva hinter einem Stachelbeerstrauche versteckt, um dem zürnenden Richter aus dem Wege zu gehen. Er sieht sich mit blitzenden Augen nach dem Flüchtling um, ruft ihn dann mit lauter Stimme und als dieser nun nicht erscheinen will, bedient er sich der Worte: „Adam! wo bist du! Wenn du nicht gleich her kommst, so jag' ich dich, so wahr Gott lebt! Stante pede! aus dem Paradiese." In diesem Tone geht es durchs ganze Stück.

Dennoch waren diese Klosterschulen die einzige, wenigstens die Hauptwerkstädte der Künste und Wissenschaften. Man trug hier die sieben freyen Künste vor und behandelte sie in zwey Klassen! Eine begriff die lateinische Grammatik (Sprachlehre) die Dialektik (Vernunftlehre) und Rhetorik (Beredsamkeit; diese die Musik, Arithmetik (Rechen-

kunst) Geometrie (Feldmeßkunst) und Astronomie (Sternenkunde.) Alchymie (Scheidekunst) und Medizin wurden besonders von den Juden bearbeitet, welche sie mit grossem Fleiß studierten, nicht minder thaten dieß die Araber in Spanien, wo eigen dazu besoldete Lehrer die Medizin, Mathematik, Algebra *) und andere Künste vortrugen. Ein gelernter (zunftmäßig gelehrter) Mediziner in Teutschland hieß Artista, woraus wahrscheinlich das Wort Arzt entstanden ist. Die Lehrer titulirte man Magister (Meister) oder Doctoren (Gelehrtere, als andere) von diesem Magister oder Meister kommt auch der Ausdruck Meister bey den Handwerks-Innungen her, indem ein solcher das Recht hat, dasjenige, was er ehedem gelernt, jetzt wiederum andern zu lehren. Damit nun unter den Lehrern und Schülern eine gewisse, vestbestimmte Ordnung obwalten möchte, so wurden sie von den damahligen Fürsten, welche Künste und Wissenschaften vorzugsweise liebten, zu einer eigenen Gesellschaft erhoben, die man Universitas nannte. Das Wort, einfach so genommen, wie ich es jetzt aussprach, würde wenig andeuten, es heißt aber eine Allgemeinschaft, und man muß daher um es richtig zu verstehen, das Wort literarum (der Wissenschaften) hinzusetzen, um es auf diese Art deutlich zu machen.

---

*) Algebra (Abschöber) man nennt sie auch Analyse, oder die Auflösekunst, die Regel Coß. Sie lehrt, wie man durch Aequationen (Gleichungen) und Rechnen allerhand schwere Aufgaben auflösen und neue Wahrheiten erfinden kann.

Eine Universiät (ein Wort, das noch heut zu Tage geltend ist) heißt also eine Gesellschaft von Lehrern und Schülern, welche in Verein die Wissenschaften treiben. Nach der Zeit erhielten diese Universitäten gewisse ausschliessende Rechte (oder, wie man auch zu sagen pflegt, Privilegien), welche einen so allgemeinen Beyfall fanden, daß man mehrere solcher Universitäten errichtete. So entstand die Universität zu Salamanca in Spanien im Jahr 1222, die zu Neapel 1224, die zu Padua (beide in Italien) 1227, die zu Touluse (in Frankreich) 1228, die zu Montpellier (in Niederlanguedok in Frankreich) 1289, die zu Coimbra (in Portugall), 1290, und die zu Oxford und Cambridge, beide in England, bald kurze Zeit darauf.

Die Hauptkunst, auf die es in den gelehrten Schulen und Universitäten ankam, war die sogenannte Disputirkunst, worein man den Werth eines gelehrten Mannes setzte. Um sich diese Kunst gehörig zu erwerben, mußte jeder junge Mensch nothwendig auf die Erlernung der Dialektik und der lateinischen Sprache bedacht seyn, denn verstand er diese nicht, so kam er in jener gar nicht fort. Dadurch erwarb er sich eine gewisse Fertigkeit über alle Gegenstände, die man ihm aufgab, zu disputiren d. h. pro (für) oder contra (gegen) dieselben zu sprechen. Einem Gelehrten der damahligen Zeit mußt' es z. B. leicht seyn (hatte er anders seine Dialektik richtig im Kopfe,) um zu beweisen, daß die Erde nicht nur rund sondern auch eckigt seyn könnte. Für beyde Meynungen hatt' er dann Beweise in Bereitschaft, ja! man trieb diese Disputirsucht

so weit, daß man in der Folge Dinge zu behaupten sich nicht scheuete, die grade zu ins Lächerliche fielen, woraus auch nachher eine eigene Secte entsprang, die aber schon ehedem im griechischen Zeitalter statt fand. Man nannte sie die Sceptiker, welche an allem zweifelten, und mit Beweisen (sie mochten richtig oder unrichtig seyn) ihre Meynung verfochten. So war es dieser Secte ein Kleines, den Ofen, den jedermann für schwarz hielt, für weiß auszugeben. u. s. w. Kurz, sie behaupteten nicht selten Dinge, die schon in dem Munde eines Wahnsinnigen lächerlich geklungen haben würden.*) — Die Juristen (weltliche Rechtsgelehrte oder Advocaten) und Canonisten (auch Dekretisten: — geistliche Rechtsgelehrte) zankten ohn' Aufhören mit einander. Die letztern behaupteten, daß der Papst der alleinige Oberherr der Welt sey, dagegen stritten die erstern, welche meynten, daß nur der Kayser das Szepter der unumschränktesten Herrschaft führen könne. Die Naturlehre (gewiß eine der anmuthigsten und nützlichsten Wissenschaften) blieb auch nicht unbebaut. Ein gewisser Gerrasius schrieb über diese Wissenschaft ein Buch, dem er den sonderbahren Titel: Otia imperialia (Kayserliche Nebenstunden) beylegte. Er bestimmte nämlich diese Schrift für Otto IV. der dieser Wissenschaft hauptsächlich hold war. Es ist indessen fast unglaublich, was Gerrasius in die-

*) Scepticismus nennt man denjenigen Zustand des Gemüths, wenn ein Mensch den Grund der Gewisheit in der Erkenntniß der Wahrheit umstößt, und daher auf einen unvernünftigen Zweifel geräth.

sem Werke für sonderbahre und ungereimte Meynungen zur Welt gebohren hat, welche er jedoch alle sehr ernsthaft für Wahrheiten ausgiebt. So behauptet er zum Beyspiel: daß sich in Aegypten eine Gattung Menschen befänden, welche 12 Schuh hoch, keinen Kopf, sondern Augen und Mund auf der Brust trügen. Dergleichen lieblicher Sachen mehr erzählt er in diesem Buche, welches einen desto stärkern Beweiß giebt, wie groß die Unwissenheit und wie mächtig der Aberglaube der damahligen Zeit war.

Das Feld der Geschichte fand in dem Bischoff Otto von Freisingen und andern sehr tüchtige Arbeiter, sie beschrieben die Begebenheiten ihres Zeitalters, wenigstens nach ihren Kenntnissen und Kräften, so weit gut genug, troß dem allen aber gewann die ältere teutsche Geschichte gar nichts, weil man sich immer nur mit der Gegenwart beschäftigte, die alten Schriftsteller (studierte man sie ja) leider! nur der Formeln und nicht der Sache und des Innhaltes wegen, laß, und auf Denkmäler des Alterthums, auf Innschriften und Münzen durchaus gar nicht achtete.

Es ist nicht zu leugnen, daß selbst die Kreutzzüge, welche in Teutschland so großes Unheil stifteten, sehr viel zur Bildung der Teutschen beygetragen haben. Ich halt' es für nöthig, euch darauf aufmerksam zu machen.

Man sagt im Sprüchworte: Es ist keine Sache so schlimm, die nicht auch für etwas gut wäre. Dieß Sprüchwort trift hier wirklich ein. Denn da bekanntlich die Kreutzzüge, außer den unermeßlichen Kosten, viele Millionen Menschen verschlan-

gen, so kann man leicht berechnen, welche Menge von Plagen diese Uebel noch überdieß hervorgebracht haben mögen. Unter den Früchten dieser Plagen und fast unübersehbaren Uebel standen entvölkerte Länder, verwilderte Felder, zügellose Sitten, Leib und Seele verderbende Krankheiten, rohe Denkungs- und Handlungs-Art u. s. f. oben an. Und dennoch sind auf der andern Seite wiederum die guten Folgen von dem allen unverkennbahr. Hier einige davon:

Die Kreutzsoldaten giengen auf ihrem Zuge nach dem gelobten Lande durch mehrere angebauete Länder, wo sie manches Nützliche lernten, was sie vorher kaum dem Nahmen nach kannten. Ihr erster Sammelplatz war gemeiniglich Italien, (Venedig, Genua, Pisa u. a. Orte) wo sie Begriffe weit reinerer Art empfiengen, als die waren, welche sie sich in ihrem Vaterlande zu verschaffen gewußt hatten; denn, wie bekannt, zeichneten sich schon zu der Zeit die Italiener, besonders in der Mahlerey, der Baukunst und der Musik, vor allen andern Völkern aus. Von hier aus giengen sie zu Schiffe, landeten alsdann in Dalmatien, von da aus sie ihren Weg nach Constantinopel (oder Byzanz) fortsetzten. Diese alte berühmte Stadt erfreuete sich noch immer der ehemaligen Ruhe und wurde jetzt nur bedrohet; in ihren Mauern blühte also noch unverfälscht die alte griechische Feinheit der Sitten, noch fand man hier ungetrübt die prächtigsten Denkmäler des Geschmacks und der schönen Künste. Unter den letztern zeichnete sich die Seekunde des morgenländischen Kayserthums besonders aus. Schon aus diesem reinen Quell einer sehr ergiebigen Wissenschaft

konnten die Teutschen so manchen Tropfen schöpfen, der für ihr besseres Wissen eine heilsame Bereicherung war! Von hier gieng ihre Kenntniß mit leichter Mühe auf den Handel über, den sie jetzt nach der schönsten Verfassung kennen lernten. Constantinopel war ja der einzige Marktplatz in Europa, wo man ostindische Waaren feil bot. Der Reichthum, der sich von hier aus in die Stadt ergoß, mehrte die Liebe zum Luxus zwar, aber auch die Neigung zu Künsten und Wissenschaften, welche ihr den Vorzug vor allen andern Städten der damaligen Zeit erwarben. Aber auch ausser ihr (sagt ein gewisser Schriftsteller) fanden die Kreutzfahrer in Asien noch beträchtliche Ueberbleibsel der Wissenschaften und Künste, welche das Beyspiel und die Aufmunterung der Kaliphen in ihrem Gebiete geschützt und ausgebreitet hatte. Selbst die eigenen Geschichtsschreiber der Kreutzfahrer mischen in ihre Erzählungen rührende Beweise von Menschlichkeit und Großmuth in dem Betragen des Sultans Saladin und einiger anderer Anführer der Türken, die uns auch einen hohen Begriff von ihren Sitten machen können. Es war nicht möglich, daß die unzählbare Menge der Kreutzfahrer das alles hätte sehen sollen, ohne vieles davon zu lernen und sich zu Nutze zu machen. Ihre Aussichten wurden erweitert, ihre Vorurtheile nach und nach geschwächt, neue Begriffe drängten sich haufenweise in ihre Seele und sie mußten bey manchen Gelegenheiten das Rohe ihrer eigenen Sitten fühlen, wenn sie dieselben mit der feinen Lebens-Art dieser Völker verglichen. Diese Eindrücke konnten bey der Rückkunft in ihre Heymath nicht sogleich vertilgt

werden. Die genaue Verbindung zwischen den Morgen- und Abendländern, welche die Kreuzzüge veranlaßt hatten, war auch nicht vorübergehend, sondern dauerte zwey ganze Jahrhunderte hindurch; neue nach Asien ziehende Kriegsheere begegneten den daher zurückkommenden Abentheuern, welche man von den Gewohnheiten des Orients (Morgenlandes) die ihnen durch einen langen Aufenthalt darinn eigen geworden waren, mit sich nach Hause brachten. Diesem gemäß finden wir auch kurz nach dem Anfange der Kreuzzüge eine grösere Pracht an den Höfen der Fürsten, grösseren Pomp (Aufwand — Staat) in allen öffentlichen Ceremonien, einen feinern Geschmack in Lustbarkeiten und Zeitvertreiben und daneben einen romanhaften Unternehmungsgeist, welchen nicht nur das diesen Feldzügen eigenthümliche Wunderbahre einflößte, sondern auch das Beyspiel der erhitzten Einbildungskraft der Araber gar sehr stärkte und nach und nach über ganz Europa verbreitete. Auf diese Weise haben wir diesen thörichten, wilden Feldzügen unwiderstreitlich den ersten Anbruch des Lichts zu danken, das die Barbarey und die Unwissenheit vertreiben sollte.

Die Spuhren dieser wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge beobachtet man indessen in der Lebens-Art der Europäer nur langsam. Der Einfluß desselben auf den Stand des Eigenthums und mithin auch auf die Macht der Regenten war schneller und bemerkbahrer. Die Veränderungen, welche bey dem Bauernstande hervorgebracht wurden, und welche sehr — sehr beträchtlich waren, habe ich euch schon vorhin angedeutet. Der Adel, welcher damit schon viel von seiner bishe

rigen Gewalt verlohr, büßte noch mehr von seinem Ansehen dadurch ein, daß er zu Bestreitung der ungeheuern Kosten, welche diese Feldzüge erforderten, viele seiner Güter verkaufen mußte. Die Menge derer, die sich mit süssen Hofnungen von prächtigen Eroberungen in Asien schmeichelten, verminderte selbst durch das häufige Feilbieten seiner vaterländischen Besitzungen den Werth derselben und dieses gab den Regenten Gelegenheit, die grösesten Ländereien für geringe Summen anzukaufen und in Domänen (der Regierung gehörige Güter) zu verwandeln, wozu dieselben um desto mehr im Stande waren, da im Anfang kein einziger Regent der europäischen Staaten für seine eigene Person auf diese abentheuerlichen Unternehmungen sich einließ. Auch erloschen oft ganze Familien vieler mächtigen Vasallen durch diese gefahrvollen Unternehmungen und dann fielen ihre Besitzungen an den Regenten als Lehnherrn zurück. Die Gewalt der letztern wurde dadurch immer unumschränkter, jemehr die bisherige aristokratische Verfassung (Volksregierung) abnahm. Wie denn auch ferner die lange Abwesenheit so mancher mächtiger Herren, die gewohnt waren, ihren Regenten vorzuschreiben, den Königen eine Gelegenheit gab, ihre Vorrechte auszudehnen und in der Regierung ein neues Gewicht zu gewinnen. Zu diesen Umständen kam auch noch, daß alle, welche das Kreutz nahmen, dadurch unter den unmittelbahren Schutz der Kirche versetzt wurden, welche allen denen, die diese heiligen Krieger und ihre Güter befehden oder ihnen Schaden und Unrecht thun würden, mit ihren schwersten Flüchen drohete. Hierdurch wurden die Privat-

händel und Feindseligkeiten, welche sonst die öffentliche Ruhe störten, sehr gemindert und eingeschränkt und eine allgemeinere und vestere Gerechtigkeitspflege fieng dagegen an, eingeführt zu werden. Alles dies waren die ersten Schritte zur Errichtung einer regelmäßigern Regierung in den europäischen Staaten. So viel Gutes hatten neben dem vielen Bösen die Kreuzzüge.

Die teutsche Geistlichkeit wurde in diesem Zeitraume noch mächtiger, als sie gewesen war. Durch die Freyheitsbriefe Friedrich II erhielt sie große und merkliche Rechte und entzog sich unter den folgenden Kaysern beinahe ganz der königlichen Gewalt. Besonders mächtig machten sich die Domkapitel (geistliche Stifter). Sie maaßten sich die Wahlen der Bischöffe allein zu. Die Schutzvoigteyen in den Klöstern wurden aufs schändlichste gemißbraucht, wogegen die niedrige Geistlichkeit nichts sagen konnte, weil sie zu schwach war. Die geistlichen Waffen, z. B. der Bann und die Sendgerichte (geistliche Gerichtsbahrkeiten), welche den Sündern die Kirchenbuße diktirten, wurden so kühn, daß man vor ihren Ausspruch zitterte. Diese Sendgerichte veranlaßten mancherley Streitigkeiten, denn da man den Feinden der Priesterschaft große Busen auflegte, so wollten dies die weltlichen Fürsten nicht dulden und suchten sich nicht selten, vermittelst der Waffen, davon zu befreyen. Die allergrösesten Misbräuche entsprangen jedoch aus dem päpstlichen Ablaß. Man schenkte oder verkaufte denselben an alle die, welche in das heilige Land zogen, auf viele Jahre, und überredete sie dabey, daß sie zur Ehre Christi rauben und morden könnten, ohne sich dabey an Gott

zu verkündigen. Das dadurch erlangte Geld würde allerdings Mistrauen gegen die Aechtheit der päpstlichen Gesinnungen erweckt haben, wenn nicht der h. Vater klug genug gewesen wäre zu behaupten, daß diese Summen zur Bestreitung der Kreutzzüge verwendet würden.

Schon seit Gregor VII mehrten sich die Klöster. Sein Verbot gegen die Ehe führte manchen Schwärmer in diese Einsamkeit. Es entstanden allmählig mehrere Orden, z. B. der Dominikaner-Orden, von dem ich bereits geredet habe. Dann der Franziskaner- (oder Minoriten-) Orden, welcher von einem gewissen Franz von Assisi*) gestiftet wurde. Dieser Franz war ein dummer und einfältiger Kaufmannssohn, der unter dem Haufen ähnlicher Tagediebe, wie er einer war, bald so viel Anhang fand, daß er eine eigene Gesellschaft bildete, die er nun unter dem Nahmen des Bettelordens (denn seine Jünger durften nur von Wohlthaten leben) in alle Welt ausschickte. Seiner eben so einfältigen Schwester, der h. Clara, gefiel diese Faullenzerey ihres lieben Bruders besonders aber der Strom von Berühmtheit, der ihn umfloß, so sehr, daß sie seinem Sinne und seinem Beyspiele folgte und im Jahr 1212 den Orden der Clarissinnen stiftete. Im Jahr 1098 schuf der Abt von Cistercium in Burgund, Robert, die Cistercienser. Ein anderer Narr, der h. Bernhard, suchte diesen Orden noch zu verbessern und von ihm kommen die Bernhardiner her. Als die-

*) Assisi ist eine kleine Stadt im Herzogthum Spoletto in Italien und liegt auf einem Berge.

ser starb (1153) hinterließ er in dem Kloster Clair-vaux (Clärwo) allein 700 Mönche. — Dem Bruno, einem Domherrn zu Cölln, verdankt der sogenannte Cartheüser-Orden sein Daseyn, der bey Chartreuse (Schartröse) bey Grenoble seine Klause hatte, woher auch der Orden seinen Nahmen erhielt. Doch hat dieser nur spährliche Nachahmer gefunden, weil er fast zu streng ist. Den Mönchen ist alles Fleischessen und selbst das Schlafen in Betten verboten; sie dürfen kein Wort mit einander reden und wenn sie sich begegnen, so ist memento mori (gedenke an den Tod!) das Einzige, was man aus ihrem Munde hört. Statt des Hemdes tragen sie eine härnerne Kutte auf dem blosen Leibe, den ein Gürtel umspannt, und die Füsse stecken in Latschen ohne Strümpfe. Wahrlich es gehört viel Entsagung für die Freuden der Welt, für die uns Gott schuf, dazu, sich zu einer solchen Lebensregel zu verdammen! Und dennoch hat es fanatische Schwärmer genug gegeben, die aus Liebe zur Tollheit ihr Leben in solchen Fesseln vertrauerten.

Durch dergleichen Unfug stieg besonders die päpstliche Gewalt aufs höchste. Um ihr auch genugsames Ansehen zu verschaffen, behauptete der h. Vater mit geistlicher Kühnheit, Christus habe dem Apostel Petrus zwey Schwerdter, die geistliche und weltliche Macht andeutend, gegeben. Die erste sey für ihn, die zweyte für den Kayser; die letztere aber müsse vorher von ihm erbeten werden, und so leitete er das Recht ab, bey streitigen Königswahlen allein entscheiden zu dürfen. Auf diese Art verschlimmerte sich der

Zu-

Zustand der Religion und der Kirche, denn der Papst that nur das, was ihm beliebte und sein Ansehen stützte. Man glaubte nicht mehr, was die Bibel sagt, sondern was der Papst und die päpstlichen Dekretalen verordneten; man blickte nur auf äußere Vortheile und hielt alles für erlaubt, wenn es nur bezahlt wurde! Mönche und Nonnen erlaubten sich unter dem Schirm der Heiligkeit die gröbsten Verbrechen! Alle Arten der Laster giengen in Schwange — kurz es sah in Teutschland, sowohl im weltlichen als im geistlichen Regimente, höchst betrübt und kläglich aus.

Mit diesen Worten schloß der Herr Pastor für dießmal seine Erzählung und entließ die Gesellschaft.

Zwölfter Abend.

Wir kommen heute, (begann der Herr Pastor aufs neue) zu den letzten Zeitraum der ältern Geschichte Teutschlands, zum 7ten, welcher vom Jahr 1272 anhebt und bis 1519 fortläuft, also 247 Jahre in sich begreift. Er erzählt uns die Geschichte unsers teutschen Vaterlandes unter

Rudolf von Habsburg bis zu Carl V.

Nach Richards Tode befand sich das teutsche Reich gleichsam verwaißt, mithin in einer sehr traurigen Beschaffenheit. Daran war leider, eine Reihe schlechter Kayser schuld, welche in der letztern Periode über Teutschland regiert hatten. Nicht nur ihre Schwäche und Nachlässigkeit, sondern auch die Abwesenheit ihrer Per-

son von Teutschland mogten die Ursache seyn, daß das Reich immer tiefer sank. Bey solchen Umständen fürchtete jeder, daß sich das ganze Reich endlich in lauter unabhängige Fürstenthümer und Herrschaften auflösen und zersplittern würde. Dieß schien um so wahrscheinlicher zu seyn, weil eine Menge Fürsten und Herren vorhanden waren, die es wünschten, und deren Macht dem teutschen Reiche gefährlich zu werden drohete.

Müller. Welche waren denn die?

Pastor. Die mächtigsten Herren am Niederrhein waren der Erzbischof von Cölln und der Graf von Cleve, die Bischöffe von Münster und Paderborn, und die Grafen von der Mark. Am Oberrhein spielte die Hauptrolle der Graf von Habsburg, der mächtigste und reichste der damahligen Zeit, denn er besaß sehr ansehnliche Güter in der Schweitz und in Schwaben, ihm gehörten die Grafschaften Habsburg, Kyburg, Lenzburg, Baden, Hohenberg u. s. w. Er war zugleich Landgraf in Oberelsas und am Hofe Friedrich II erzogen worden, wo er sich zu einem sehr stattlichen und tapfern Ritter gebildet hatte.

Schwaben gehorchte dem mächtigen Grafen von Würtemberg, so wie Hessen und Thüringen dem Erzbischof von Mainz und dem Landgrafen dieser Länder. In Bayern machten sich die Herzöge und die Bischöffe von Salzburg, Passau, Regensburg und Augsburg furchtbahr, so wie in Ober- und Niedersachsen die Herzöge von Braunschweig und Sachsen, nicht weniger die Markgrafen von Brandenburg. In

Böhmen erhob sich König Ottokar. Dieser besaß außer Böhmen noch Oesterreich, Stayermark, Crain und Cärnthen. In Bayern regierten Otto's von Wittelbachs Nachkommen, welche sich die Pfalzgrafschaft am Rhein und die hohenstaufischen Güter erworben hatten. Das askanische Haus besaß Brandenburg, worinnen die Markgrafen Johann, Otto und Conrad regierten. Nach Otto, des Kindes Tode fiel Braunschweig an seine Söhne, Albrecht und Johann. Dieser erhielt Lüneburg, jener Braunschweig. In Lothringen war Friedrich II Herzog, und Meissen gehörte Heinrich dem Erlauchten, so wie Hessen Heinrich I (das Kind genannt), der von seiner Mutter Sophie von Brabant beherrscht wurde.

Das war eine Menge Herren, die dem guten Teutschland eben keine glückliche Zukunft versprachen, wenn nicht die Stände (unter sich selbst einig) auf Mittel gedacht hätten, dem verwaißten Lande einen König zu geben. Unterblieb dies, so nahete sich ein Sturm, der (um bildlich zu reden) die erhabene teutsche Eiche mit samt der Wurzel auszurotten strebte. Der Papst, welcher mit dem König von Sizilien, Karl von Anjou, in Zwist lebte, wünschte einen tüchtigen Kayser, um mit seiner Hülfe dem Frechen den Daumen aufs Auge zu setzen; die Fürsten forderten einen Mann von Ansehen, der Kraft hätte, um die kühnen Geister, welche Teutschland droheten, zu bezwingen — lange aber blickten sie

vergeblich umher; kein solcher Mann wollte sich finden, und war er ja da, so schien er entweder nicht geneigt zu seyn, das gefährliche Spiel zu wagen, oder er hatte mit seinen eigenen Besitzungen genug zu thun, um als ein ehrlicher Mann durchzukommen! Endlich fiel ein Burggraf von Nürnberg, ein Ahnherr des heutigen Brandenburgischen Hauses, auf den Graf Rudolf von Habsburg, den er auf einer Reise nach Rom als einen sehr wackern und durch seinen Edelmuth und seine Frömmigkeit bekannten Mann, hatte kennen lernen. Er ließ dies kaum den Churfürsten von Mainz merken, als dieser den übrigen Fürsten des Burggrafen Meynung vortrug. — Diese willigten sogleich ein und die Sache war richtig. Rudolf erhielt sogleich Nachricht davon und glaubte, es sey ein Mährchen, hob jedoch deshalb die Belagerung der Stadt Basel auf, schloß über Hals und Kopf einen Frieden und gieng mit seiner Gemahlinn nach Aachen, wo er am 31 Oktober d. J. 1273 gekrönt wurde. Der König Ottokar von Böhmen, der (wie ich schon vorhin bemerkte) einer der mächtigsten Fürsten dieser Zeit war, schien selbst Neigung zur teutschen Krone zu haben; allein man fand Bedenken, ihm seinen Wunsch zu gewähren und schloß sogar seine Gesandten von der Wahl aus. Dieß und der Gedanke, daß er nun dem ehemaligen Grafen von Habsburg (der gegen ihn ein so kleines Licht war) den Eid der Treue schwören sollte, reitzte ihn zum heftigsten Zorn. Er verging sich gegen den neuen König auf alle mögliche Art durch Worte und Handlungen und ward dafür in die Reichs-Acht erklärt. Viele von seinen Anhängern verließen ihn und

Rudolf zog ihm mit gewafneter Hand entgegen. Im Oktober 1276 kam es endlich zum Vergleich, der freylich für den König von Böhmen nicht sonderlich ausfiel, denn er sah sich genöthiget, alle östqrreichische Länder, welche sich sein Vater zu verschaffen gewußt hatte, an Rudolf abzutreten. Sein Stolz wurde noch mehr gedemüthiget, als er sich bald darauf auch zur Huldigung entschlüßen mußte. Kurz vorher soll er über Rudolfs schlichten grauen Rock gespöttelt haben — jetzt, als er in seiner königlichen mit Gold und Silber fast überladenen Kleidung durch zwey lange Reihen von Kriegern gieng und sich dem Throne Rudolfs nahete, sagte dieser nicht ganz ohne Schadenfreude: „Ottokar hat so manchmahl über meinen grauen Rock gespottet; jetzt muß ihn dieser sogar beschämen! Seine Soldaten haben über die meinigen gelächelt, bald aber sollen diese beweisen, was sie als Rudolfs Krieger vermögen.“

Schon nach diesen Gesinnungen konnte das Reich viel von Rudolf erwarten. Er schien auch alle Erwartungen, die man sich von ihm machte, auf das beste erfüllen zu wollen, zumahl, da er sich vest vornahm, nicht, wie seine Vorgänger das Reich nach Willkühr, sondern nach einem vesten sichern Plan zu regieren. Die Hauptperle in seiner Krone schien ihm die Liebe seines Volks zu seyn. Und wie richtig dacht' er da! Um diese jedoch zu gewinnen, sucht' er den Frieden im ganzen Reiche herzustellen und den geringsten seiner Unterthanen so glücklich zu machen, als ers — verdiente. Daß dies nicht bloß Entschluß blieb, sondern vester Wille ward — davon zeigen seine nachhe-

rigen Handlungen. So befahl er z. B. ausdrücklich, daß Niemand, der ihn zu sprechen verlange, abgewiesen würde. „Bin ich denn (sagt er hierbey) nur deshalb König geworden, um mich vor meinen Unterthanen zu verbergen?“

Freunde! welche entzückende ädle, nachahmungswürdige Grundsätze! Möchten doch alle Könige und Kayser so denken!

Seine Klugheit, die ihm jenen Plan um so gewisser als erfüllt versprach, sagte ihm auch, daß nicht die Liebe des Volks allein, sondern auch die Liebe der Fürsten nöthig sey; um deswillen verheyrathete er eine von seinen Töchtern an den Herzog von Sachsen, die andere an den Herzog von Bayern. Auch sogar der Papst (Gregor X) befand sich unter der Schaar seiner Verehrer, und beredete den noch immer lebenden König Alfonsus von Castilien, daß er auf die teutsche Krone Verzicht thun sollte. Rudolf ging indessen in seinem Plane, den er, das Reich auf sichern Stützen zu sehen, entworfen hatte, immer weiter und verfolgte nicht nur die Straßenritter und Wegelagerer, als Feinde des Friedens und der allgemeinen Sicherheit, sondern zerstöhrte auch die Raubschlösser und Burgen. So ließ er z. B. in Thüringen gegen sechzig solcher Schlösser schleifen, zog im Lande umher, hielt, wo er hinkam, nicht selten unter freien Himmel Gericht, und erwarb sich durch seine schöne Gestallt und seinen treflichen Charakter überall Freunde und Bewunderer.

Der König von Böhmen, Ottokar, hatte zwar Rudolfen den Eid der Treue geleistet, doch Rudolfen

schien dieser so unsicher, daß er ihm nicht trauete. Die Folge bewies, daß er sich gar nicht geirrt hatte. Ottokar ließ sich durch seine stolze Gemahlin überreden, viele von den Friedensbedingungen unerfüllt zu lassen. Kaum merkte dies der teutsche König, als er die Stände des Reichs um Hülfe gegen den Hartnäckigen bat. Beyde Heere zogen aus. Bey Wien kam es zur Schlacht. Ottokar, der seine gehabte Demüthigung noch immer nicht verschmerzen konnte, suchte den König gefangen zu nehmen, wahrscheinltch um ihn dann gleichfalls nach Herzenslust zu demüthigen, doch sein böser Wunsch ward nicht erfüllt. Rudolfs Krieger fochten so tapfer, daß Ottokars Heer theils niedergehauen theils in die Donau gejagt wurde. Er selbst verlohr sein Leben. Ottokar hinterließ einen Sohn, der sich, nach Rudolfs Siege, glücklich schätzte, seinen Erbstaat Böhmen zu behalten. Frey waren nun aufs neue die österreichischen Staaten. Rudolf belieh seine Söhne Albrecht und Rudolf damit und legte auf diese Weise den Grund zu der nachher so gewaltig gewordenen österreichischen Monarchie. Rudolf, der schon mancherley Gutes zur Erhaltung des Friedens für Teutschland gethan hatte, richtete nun auch sein Augenmerk auf die Ergänzung der Güter des Reichs, welche während der vorigen unruhevollen Zeiten, da das Reich kein würdiges Oberhaupt hatte, von Teutschland abgerissen worden waren, in der alleinigen Absicht, auch von dieser Seite die Macht des teutschen Reichs vester zu gründen.

Müller. Wollen Sie uns wohl einige von diesen Gütern nennen?

Pastor. Recht gern. Der Churfürst von Mainz verlohr den Bachgau und der Churfürst von Cölln das Schloß Strackenberg. Nicht minder mußte der Markgraf von Baden und der Graf von Freyburg alles herausgeben, was sie sich unrechtmäßiger Weise zugeeignet hatten, ja! Rudolf setzte auf einem Reichstag zu Nürnberg (im J. 1281) vest, daß alle solche Veräuserungen der Reichs-Besitzungen, welche in dem Kirchenbann geschahen, für nicht geschehen erachtet wurden, doch durfte und sollte das nicht ohne Erlaubniß der Churfürsten geschehen, woher denn auch die Gewohnheit entstand, daß wichtige Angelegenheiten zwar ohne besondere Einwilligung des Reichs, aber nie ohne die der Churfürsten vermittelt werden konnten.

Perls. Gieng denn Rudolf nicht auch, wie seine Vorgänger nach Italien, um sich zum Kayser krönen zu lassen?

Pastor. Nein! Er selbst nicht. Schon daraus könnet ihr abnehmen, welch' ein edler, von aller Eitelkeit entfernter Geist, in diesem treflichen Manne wohnte. Er war unter allen teutschen Königen nach Carl d. G. der Erste, der frey von dieser Grille blieb und sich nicht nach einem Schimmer sehnte, den er mehr in wirkliche Tugenden setzte und diese hatte er sich ja schon erworben. Indessen, um dem Ansehen des teutschen Reichs nichts zu vergeben, schickte er Bevollmächtigte nach Italien, die in seinem Nahmen die Huldigung empfangen sollten. Sein Hauptziel, nach dem er rang, war hauptsächlich der erbliche Besitz des teutschen Throns, denn bis jetzt war das teutsche

Reich noch immer ein Wahlreich. Allein dieses Ziel konnte er troß aller seiner Macht nicht erreichen, weil er hier und da Feinde hatte, die seinen Willen hemmten. Unter diesen Feinden war der Erzbischof von Salzburg der mächtigste. Wie gern hätte er noch bey seinen Lebzeiten seinen ältesten Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger ernannt. Er reißte auch in dieser Absicht nach Frankfurth, aber vergebens. Mißmuthig kehrte er zurück und nahm seinen Weg nach Strasburg zu. Auf der Reise wurde er krank (woran vielleicht die Zertrümmerung seiner Hofnungen das Meiste beytrug) und als ihm sein Arzt den Tod ankündigte, sagte er ziemlich gelassen und als ein wahrer Weiser: „So sey es denn, ruhig und still will ich nach Speyer reisen und mich dort neben der Asche meiner lieben Vorfahren begraben lassen.“ Aber er kam nicht einmahl so weit. Schon in Germersheim (in der Unterpfalz) überraschte ihn der Tod. Er starb den 15. Jul. 1291. mit Bedauern des ganzen teutschen Volks, das mit aufrichtigen Thränen sein Andenken feyerte, denn er war ein großer, tapfrer, menschenfreundlicher — kurz ein Mann, von dem man sich, hätt' er länger gelebt noch viel — noch alles versprechen konnte. Manche Schriftsteller, deren Feder Misgunst und Neid führte, suchen Rudolfen fast alle Verdienste um Teutschland zu rauben, aber nur die höchste Undankbahrkeit darf so sprechen. Es ist allerdings wahr, daß sich Rudolf durch Kriege und glänzende Siege nicht auszeichnete, wie Carl der Grosse, desto schöner aber glänzen seine bürgerlichen Tugenden, und diese sind doch wahrlich mehr werth, als die Siegeskrone, die vom Blute der erschlagenen Feinde

raucht. Rudolf hat viel gethan — er hemmte mit kühner Hand die allgemeine Zerrüttung, die über Teutschland hereingebrochen war, er stellte den Frieden her, gab dem Bauersmann Ruhe, und Musse, um seinen Acker zu bestellen; der Handelsmann konnte ohne Räuber zu befürchten, friedlich aus einem Lande ins andere ziehen und sein Gewerbe treiben! Wahrlich! lieben Freunde! wer mit solchen Tugenden stirbt, der stirbt wohl.

Als Rudolf die Augen geschlossen hatte, bemächtigte sich sein Sohn Albrecht, des Schlosses Trivels, worinnen sich die Reichs-Insignien befanden, indem er glaubte, daß ihm niemand den Besitz des teutschen Thrones rauben werde. Aber seine Entschlossenheit erhielt den Sieg nicht; ein Feind von ihm, der Churfürst von Mainz, Gerhard, welcher in Albrecht seines Vaters Vestigkeit fürchtete, wünschte einen Mann zum teutschen König, den er nach Willkühr leiten könnte. Die übrigen Churfürsten waren bald seiner Meynung. Sich dieses kaum bewußt, schlug er seinen Vetter, einen gewissen Grafen Adolf von Nassau, vor, der viele gute Eigenschaften hatte, nur eine (die in den Augen der Welt am gültigsten war) fehlte ihm, er war — sehr arm! Aber hier war dieß gerade eine Hauptursache, warum man ihn wählte, denn ohne Geld war Adolf nicht im Stande, die reichern Herren in Teutschland zu unterdrücken. Seine Wahl geschah im Jahr 1291 zu Aachen. Die übrigen teutschen Fürsten wußten anfänglich nichts davon, und würden vielleicht auch aus mancherley Gründen der Wahl widersprochen haben, aber Gerhard ließ sie nicht zum

Worte kommen, sondern meynte, daß ihm der heil. Geist Adolfs Wahl eingegeben habe. In diesem Augenblicke, wo das Erstaunen der Menge Minuten lang ohne Worte blieb, ließ ihn Gerhard zum König ausrufen und den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen. Adolf schwor, das Land nach Recht und Gerechtigkeit zu regieren und Albrecht, Herzog von Oesterreich, lieferte ihm geduldig die Reichs-Insignien aus.

Kaum stand die teutsche Crone auf Adolfs Haupte, als er in seines grossen Vorgängers Plan eingriff, um sich, da er selbst arm war, durch gewisse Verbindungen mit mächtigen teutschen Fürsten, reich zu machen. Dies konnt' ihm allerdings grossen Nutzen bringen, aber ob dies auch wirklich geschahe, ob er damit viel gewann, werden wir bald hören!

Adolf suchte besonders den von Rudolf erwirkten Landfrieden aufs neue zu bestätigen,. Zu dem Ende gieng er (3ten Okt. 1292) nach Aachen und stellte ihn bis auf 3 Jahre hinaus. Von hieraus zog er in den Elsaß, wo er einen Brecher des Landfriedens, den Schultheissen zu Colmar, Walther Rösselmann, zur Ruhe verwies, und wandte sich dann durch die Schweitz nach Schwaben, wo er von allen schwäbischen Ständen zu Eßlingen den Landfrieden beschwören ließ. Kurz nach seiner Abreise aus dem Elsasse brachen dort neue Unruhen aus. Er kehrte mithin schleunigst nach Colmar zurück, nahm die Stadt nach einer kurzen Belagerung ein und verurtheilte den abtrünnigen Rösselmann zum ewigen Gefängniß. Auf solche Aussichten sich stützend, die ihm wenigstens eine friedliche Zukunft öfneten, zog er nun auch nach Itali-

en, machte den Statthalter zu Mayland, Matheus Viskonti zum Reichsverweser in der Lombardey und bestätigte die Stadt Mayland in allen ihren Rechten. Während daß er sich in Italien befand, bekam der König von Frankreich Philipp mit dem König Eduard von England Händel. Eduard, der den französischen König bitter haßte, suchte nun, um ihn mit gewaltsamen Waffen anzugreifen, auch den teutschen König in sein Intresse zu ziehen und ließ ihn ein Bündniß antragen. Adolf überlegte die Sache schnell genug und hofte mit Eduards Beyhülfe dem französischen Reiche alle Länder zu entreißen, die es von dem teutschen Reiche erobert hatte. Er gieng das Bündniß ein, schloß im Jahr 1294 den Vertrag und ließ sich, da es ihm am besten fehlte, von dem englischen König eine Summe von 100,000 Mark als Hülfsgelder zahlen. Als dies die teutschen Fürsten hörten, geriethen sie in heftigen Zorn — denn eine That der Art sich bezahlen zu lassen, ein solcher Eigennutz: — das war freylich mehr als sie von Adolf gehoft hatten. Adolf fürchtete diesen Zorn und zog gelindere Saiten auf. Da er aber das Geld einmahl hatte, so entschloß er sich, dasselbe nicht zu seinem, sondern zum Vortheil des Reichs anzuwenden.

Säuberlich. Er kaufte gewiß Besitzungen?

Pastor. Ja! Und zwar die Markgrafschaft Meissen.

Perls Gieng denn das an?

Pastor. Eigentlich nicht, aber — doch die Geschichte davon ist folgende: Albrecht, ein Sohn Heinrich des Erlauchten, war zu der Zeit Markgraf

von Meissen und Thüringen und hatte sich mit einer Tochter Friedrich II. Margaretha, einer sehr tugendhaften und frommen Frau, vermählt, mit der er auch zwey Söhne, Friedrich und Diezmann, gezeugt hatte. Indessen trübte Kunigunde von Eisenberg, ein buhlerisches, freches Frauenzimmer, den goldenen Frieden dieser Ehe. Albrecht liebte sie, wurde seiner Gemahlinn untreu und zeugte sogar mit ihr einen Sohn, den er Apitz nannte. Diesem natürlichen Kinde zu Liebe, ließ er sich von seiner rechtmässigen Frau scheiden und heyrathete die Kunigunde, wodurch er sich aber bey den Fürsten der damahligen Zeit so verhaßt machte, daß sie ihn Albrecht den Unartigen (oder Bösen) nannten, welchen Nahmen die Geschichte auch beybehalten hat. Mit dieser Scheidung war jedoch Kunigunde nicht einmahl zufrieden, sie suchte ihren unnatürlichen Gemahl dahin zu bewegen, daß er Margaretha auf dem Schlosse (Wartburg bey Eisenach) des Nachts sollte ermorden lassen. Margaretha erhielt von dieser abscheulichen That Nachricht und floh, biß aber vorher ihren ältesten Sohn aus Schmertz ihrer Trennung von ihm in den Backen, daher dieser nachher den Nahmen Friedrich mit der gebissenen Wange erhielt. Friedrich und Diezmann suchten, als sie männlich wurden, ihrer Mutter Tod, (der in Frankfurth erfolgte) zu rächen, und bekriegten ihren Vater, der dem Bastard (Hurkind) Apitz noch überdieß alle seine Lande verschaffen wollte. Diesen Streit, der bis zur größesten Heftigkeit stieg, auf einmahl und schnell zu enden, bot Albrecht seine Länder öffentlich feil und Adolf von Nassau kaufte sie für 12,000 Mark Silber auf dem Reichstage zu Nürnberg

1293. Friedrich und Diezmann (Albrechts Söhne) fiengen darauf mit Adolf Händel an, aber dieser unternahm einen Zug nach Meissen und erklärte alle die, welche es mit den jungen Fürsten hielten, in die Reichs-Acht. Er bemächtigte sich nun zwar der Länder, aber doch nur auf kurze Zeit, denn die beyden Markgrafen hatten sich, trotz der Acht, so viel Anhang zu verschaffen gewußt, daß ihnen der teutsche König ein Stück von Meissen abtreten mußte.

Hans. Und aus dem Krieg mit Frankreich wurde nichts?

Pastor. Nein! Es war zwischen Frankreich und England zum Waffenstillstand gekommen! Adolfen half dies alles nur wenig, er wurde bald in neue Händel verwickelt, die seinem Ansehen in Teutschland auf einmahl ein Ende machten.

Tobias. O weh! das kommt schnell.

Pastor. Und wer (denkt ihr wohl,?) war Schuld daran?

Perls. Gewiß ein Pfaffe!

Pastor. (lächelnd) Er hat kein sonderliches Zutrauen, Meister Perls! zur lieben Geistlichkeit der damahligen Zeit — aber leider! hat er sich nicht geirrt. Es ist euch von Adolfs Thronbesteigung her bekannt, wer damahls sein Beförderer war — nämlich der Churfürst von Mainz. Er hatte diesem Manne zum Danke für seine Verwendung mancherley versprochen was er nun nicht hielt, er gieng sogar so weit, daß er ganz gegen des Mainzer Absichten, ihn in schwürigen Fällen nicht einmahl zu Rathe zog, was doch dieser besonders gefordert hatte, um nur überall die Hand im

Spiele zu haben. Der Churfürst (ein arglistiger, rachgieriger Priester) sann deshalb auf Mittel, Adolfen für diesen Ungehorsam zu strafen, und beschloß als eins der sichersten, — seine Absetzung. Er richtete, um seinen Plan durchzusetzen, besonders sein Augenmerk auf den österreichischen Herzog Albrecht, (der überhaupt Adolfs Freund nicht war) und auf den König von Böhmen, der sich sehr mißvergnügt bezeigte, weil er nicht Statthalter von Meissen wurde. Beyde traten sogleich auf seine Seite. So still nun aber auch diese heimliche Kabale verhandelt wurde, so erfuhr sie Adolf dennoch. Darüber entrüstet, zog er mit einem ansehnlichen Heere vor Mainz und belagerte den Churfürsten. Albrecht fürchtete das nämliche für seine Staaten, er spielte ihm daher das Prävenire (Zuvorkommen) und rückte mit 6000 Mann Truppen bis an die bayersche Grenze vor. Der Herzog von Bayern wollte dieß verhindern, aber Adolph war dagegen, weil er vor Begierde brannte, dem Herzog eine Schlacht zu liefern. Er hob einstweilen die Belagerung auf und marschirte ihm entgegen. Kaum gewann der Churfürst von Mainz Luft, als er die Fürsten in Mainz zusammenberief und ihnen die Sache gegen den König mit ziemlich schwarzen Farben vortrug. Bey dieser Zusammenkunft erschienen die Gesanden der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, des Königs von Böhmen und des Herzogs Ludwigs von Bayern, alle keine sonderlich guten Freunde Adolfs. Der Churfürst von Sachsen wurde Adolfs Ankläger und der von Mainz zu seinem Richter ernannt.

Peter. Nun da wird es ihm übel gegangen seyn!

Pastor. Adolf wurde nach Mainz vorgeladen, um sich gegen die über ihn verhängten Klagen zu rechtfertigen.

Hans. Und worinnen bestanden denn die?

Pastor. Man beschuldigte ihn, er habe von dem englischen König Eduard Hülfsgelder angenommen und die dafür versprochene Hülfe nicht geleistet; er habe ferner auf seinen Feldzügen alle Arten von Raub, Unzucht und Gewaltthätigkeiten nicht nur erlaubt, sondern selbst verübt, die Güter des Reichs veräusert, bey seinen Angelegenhelten, nicht, wie es seine Pflicht geheischt, die Churfürsten, sondern andere fremde Männer, die sich in solche Angelegenheiten zu mischen nicht berechtigt wären, um Rath gefragt, falsches Geld geprägt, den Landfrieden vernachläßiget, und sich überhaupt Dinge zu Schulden kommen lassen, die einem teutschen König nicht ziemten.

Perls. Stellte sich denn Adolf?

Pastor. Nein! er behauptete vielmehr, daß ein solches Gericht nicht gültig sey und daß ihn (hierinnen mogt' er freylich nicht Unrecht haben) ein auf ihn erzürnter Geistlicher, wie der Churfürst von Mainz sey, gar nicht einmahl richten könne. Dieses vorlaute Urtheil brachte die Fürsten noch mehr gegen ihn auf, sie setzten ihn förmlich ab und ernannten an seiner statt den österreichischen Herzog Albrecht, der schon lange nach dem Besitz der teutschen Crone gestrebt hatte und nun diese Wahl mit Freuden billigte. Adolf suchte sein Recht zu schützen und zog gegen den neuen König aus. Er traf ihn am 2. Julius d. J. 1298 bey dem Dorfe Gel-

lenheim, ohnweit Worms, wo es zum Treffen kam. Beyde Partheyen fochten anfänglich mit der grössesten Erbitterung, aber als Adolf von dem Schwerdt eines Raugrafen getroffen, vom Pferde sank, und von den Rossen der Feinde zertreten ward, so verlohren seine Soldaten den Muth und ergriffen die Flucht. Sein Sohn, der als ein tapferer Jüngling an seiner Seite fochte, konnte den unglücklichen Vater nicht retten und wurde selbst gefangen. So fiel Adolf von Nassau! Seiner Regententugenden waren zwar nur wenige, sein Betragen verrieth nicht selten Stolz, Habsucht und Grausamkeit, aber Tapferkeit und hin und wieder auch Strahlen des klugen Feldherrn kann man ihm desto weniger absprechen. Das letztere bewies selbst sein ärgster Feind, der Churfürst von Mainz, denn als dieser auf dem Schlachtfelde den Erschlagenen fand, so sagt' er: „An diesem Tage fiel der Tapferste der Teutschen!"

Wenzel. Blieb denn nun der Gegenkönig Albrecht auf dem teutschen Throne?

Pastor. Ja! Um aber seiner Sache gewiß zu seyn, ließ er (am 9. August 1298) eine zweyte Wahl vornehmen. Das teutsche Reich würde diese Wahl mit Abscheu betrachtet haben, wenn es hätte in die Zukunft blicken können?

Einige. Ih! warum denn?

Pastor. Albrecht glich seinem grossen und würdigen Vater auch nicht auf ein Haar, sein Stolz, sein Geiz, seine Habsucht wirkten so mächtig in ihm, daß er alle seine Pflichten — die Pflichten des wahren Regenten, der Land und Leute beglücken soll, darüber ver-

gaß. Doch — laßt uns hören, auf was für Art? — Albrecht hatte grosse und weitumfassende Pläne im Kopfe, die er alle durchsetzen wollte, und keiner gelang ihm, weil er es nicht klug genug anzufangen wußte. Einer von diesen Plänen gieng auf Burgund, das er seinem Sohne Rudolf verschaffen wollte. Er gedachte ihn zugleich zum römischen König zu erklären und ihn mit der Prinzessinn Blanka (einer Schwester des französischen Königes Philipps IV.) zu vermählen. Deshalb schloß er mit Philipp ein Bündniß und kam mit ihm auf einer Wiese zusammen, welche Teutschland und Frankreich schied, zwischen Toul und Vaucouleur (Wokulör) um ihn hier zur Abtretung derjenigen Länder zu bewegen, die sonst zu Burgund gehört hatten. Aber die teutschen Fürsten verwarfen einstimmig diesen Plan, weil sie voraussahen, daß, wenn diese Vereinigung zu Stande käme, Teutschland von einer zu grossen Macht bedrohet werden möchte. Auf diese Art wurde nichts aus der Sache. Da dieß nicht glücken wollte, so griff er die Sache an einem andern Ende an. Holland gab ihm hierzu die beste Gelegenheit. Der letzte Graf von Holland und Seeland, Johann, war ohne Erben gestorben. Albrecht machte daher (1300) sogleich als auf ein erledigtes Reichslehen, Ansprüche darauf. Aber das Land stach ihm nicht als Reichslehen in die Augen, sondern er hoffte dasselbe für einen von seinen Söhnen zu gewinnen, deren er viele hatte, da er Vater von eilf lebendigen Kindern war. Er glaubte schon Hahn im Korbe zu seyn, als sich plötzlich die Stände für den nächsten Anverwandten von der weiblichen Linie, für den Grafen Johann

von Hennegau erklärten. Albrecht suchte seine Gerechtsame mit den Waffen zu retten und zog mit einem Heer gegen den Grafen aus, fand jedoch so heftigen Widerstand, daß er ohne Nutzen nach Hause zu ziehen genöthigt war.

Albrecht glaubte, daß seine Absichten auf Holland durch die geistlichen Churfürsten vereitelt worden seyen. Den wahren Grund seiner Vermuthung wußt' er inzwischen wohl kaum selbst anzugeben, — kurz aber, er glaubte es. Er suchte sich deshalb zu rächen und gedachte die Rheinzölle wieder aufzuheben, die jene in den Zeiten der Zerrüttung an sich gerissen hatten. Die Churfürsten wollten dieß nicht leiden und meynten, Gewalt könne hier ohnmöglich entscheiden, sie wandten sich daher, auf ihre gerechte (oder ungerechte?) Sache gestützt, an den Papst Bonifazius VIII. der schon lange mit Albrechts Wahl unzufrieden gewesen war, und arteten mit vereinigten Kräften an seiner Absetzung. Der Churfürst von Mainz, der schon von der Gewißheit dieser Absetzung im voraus überzeugt war, sagte dabey lächelnd, er habe noch mehrere Kayser in der Tasche. Bonifazius berief Albrechten nach Rom, wo er sich vertheitigen sollte. Ohngeachtet nun Albrecht nicht nach Rom gieng, um sich vor den heilg. Vater zu demüthigen, so that er doch etwas nicht viel besseres, denn er schrieb einen sehr demüthigen Brief an den Papst, worinnen er versprach: ihm gegen alle seine Feinde, selbst gegen den franz. König, kräftig beyzustehen. Als dieß geschehen war, kündigte er allen geistlichen Churfürsten den Krieg an, und war dar-

innen so glücklich, daß er sich einen nach dem andern unterwarf, jedoch behielten sie trotz dem allen die Zölle. Da auch dieser Plan mißglückte, wandt' er sein Augenmerk auf das Königreich Böhmen. Der minderjährige König von Böhmen Wenzel III. war (1306) als der letzte männliche Erbe seines Hauses gestorben. Man war wegen der neuen Wahl schwürig; Albrecht kam sogleich mit seinem Sohn Rudolf angezogen, und schlug ihn zum König vor, und um sein Recht recht sicher zu begründen, mußte sich dieser mit der Stiefmutter des letzten Königs, Elisabeth, vermählen. Aber diese Freude dauerte auch nicht lange. Rudolf starb bald darauf am 4ten Jul. 1307 und statt seinen andern Sohn als Nachfolger im Reiche zu sehen, erklärten sich die Böhmen für den Herzog Heinrich von Kärnthen, den Schwager Wenzel des V.

Perls. Auf diese Art misglückte ihm ja alles, was er unternahm?

Pastor. Alles! Aber es kommt noch mehr! Er mischte sich in den Streit, den die thüringischen Prinzen Friedrich mit der gebissenen Wange, und Diezmann, mit ihrem Vater hatten, und lud (um dabey im Trüben zu fischen) beyde vor sein Gericht. Da sie nicht erschienen, so sandt' er ein Kriegsheer nach Thüringen, welches aber so unglücklich focht, daß es am 31 May 1307 gänzlich geschlagen wurde. Die beyden Markgrafen siegten überall, und obgleich Diezmann auf Albrechts Anstiften vor den Altarstufen der Thomaskirche zu Leipzig ermordet wurde, so machte sich doch sein Bruder Friedrich bald so furchtbahr, daß ihm nicht nur diejenigen Länder, die seinem Brü=

der gehörten, sondern auch die, welche ihm bisher allen Gehorsam versagt hatten, den Eid der Treue schworen.

Trotz dem nun, daß Albrecht in allem, was er unternahm, unglücklich war, dachte er doch noch immer auf Vergrösserung seines Reichs und seines Nahmens. Dieß bewog ihn, daß er auch auf die freye Schweitz seine Augen richtete. Dieses Land bestand aus verschiedenen Stücken des alten Herzogsthums Schwaben, Burgund und Italien. Es gab darinnen unmittelbahre Reichsgüter, aber auch hoher und niederer Adel. Unter dem erstern waren die Habsburger die allermächtigsten, denn sie besassen den Thurgau *) nebst einem großen Theil des Aargaues, wie auch die Cantone Luzern, Glarus und Zug. Appenzell gehörte dem Abt von St. Gallen; Zürch, Bern, Fryburg und Solothurn waren Reichsstädte und Schwyz, Ury und Unterwalden wurden Waldstädte genannt und gehörten gleichfalls zum Reich. Diese Waldstädte suchten bey Albrecht um Bestätigung ihrer Reichsfreyheiten an. Der König schlug ihnen dieses Gesuch gar nicht ab, forderte aber von ihnen, daß sie sich auf ewige Zeiten dem Schutz seines Hauses Habsburg unterwerfen sollten. Diesem suchten die ädlen Schweitzer, welche dadurch ihre Freyheit geschmählert glaubten, auf eine feine Art auszuweichen, allein Albrecht kam ihnen zuvor und schickte ihnen Reichsvoigte zu. Nach Schwyz und

---

*) Eine Landschaft in der Schweiz, die sich an den beyden Ufern des Flusses Tur von dem Zürchersee bis an den Bodensee erstreckt.

Uri setzte er einen gewissen Geßler und nach Unterwalden Beringer von Landenberg. Diese Voigte erhielten von ihm zugleich im geheim den Befehl, die Schweitzer zu drücken, wo sie es nur vermögten, um sie so nach und nach zu unterjochen. Dieß geschah auch. Allein drey ädle und muthvolle Männer, Wernher Stauffacher aus Schwyz, Walther Fürst aus Uri, und Arnold Melchthal aus Unterwalden errichteten einen Vertrag unter sich (den man nachher den Schweitzerbund nannte und gelobten, auf einer Wiese in der Nacht des 13. Novembers 1307. dieses verhaßte Joch abzuschütteln. Es fanden sich mehrere Unzufriedene, aus denen jene ein ziemlich starkes Heer bildeten. Die drey ädlen Schweitzer stellten sich dann an ihre Spitze und überfielen die Voigte in ihren Schlössern, verjagten sie daraus und schleiften ihre Mauern. Geßler soll (wie man in der schweizerschen Geschichte versichert) von einem gewissen Wilhelm Tell, der sich durch diese That berühmt machte, in einem Hohlwege erschoßen worden seyn.

Philipp. Was sagte denn der König Albrecht dazu?

Pastor. Er wüthete, als man ihm diese Zeitung hinterbrachte, und machte sogleich Anstallten, seine (wie ers nannte) Rechte in der Schweitz wiederherzustellen, die Empörer zu bestrafen und neue Voigte einzusetzen. Er beschäftigte sich mit diesem neuen Plane und würde ihn wahrscheinlich mit etwas mehrern Glück als die übrigen ausgeführt haben, wenn nicht andere Begebenheiten seine ganze Rechnung verwirrt hätten.

Peter. Was war denn das?

Pastor. Seines Bruders (Rudolfs) Sohn Johann besaß in Schwaben und der Schweitz Güter, die Albrecht während dessen Minderjährigkeit im Besitz hatte. Als diese zu Ende war, forderte Johann seine Güter zurück, aber Albrecht wies ihn mehrmals und nicht selten mit spöttischen Antworten ab. Der Jüngling wurde darüber erbittert und verschwor sich mit vier Rittern, den König zu ermorden. Als nun Albrecht eines Tages, ganz ruhig und nichts böses ahnend, zwischen Windisch nnd Brück ohnweit Rheinfelden (zwey Meilen von Basel in der Schweitz) fröhlich auf seinem Pferde daher trabte, fiel Rudolf von der Wart (einer von den verschwornen Edelleuten) seinem Rosse in den Zügel, Johann aber sprang auch aus dem Schlupfwinkel hervor und durchstach Albrechts Gurgel vermittelst eines Spieses, mit den Worten: „Hier hast du den Lohn für deine Treulosigkeit!“ Ein anderer von den Verschwornen, Ulrich von Palm, durchspaltete ihm dann vollends den Kopf. Dieß alles geschah am 1 May d. J. 1308.

Sigismund. Wurden denn die Mörder nicht bestraft?

Pastor. Sie flüchteten. Johann schlich sich in Mönchskleidern nach Italien, wo ihn aber Kayser Heinrich VII. einige Jahre darauf gefangen nehmen, und in ein Kloster sperren ließ. Auf dem Platze, wo Albrecht ermordet wurde, ließ seine Gemahlinn das Kloster Königsfelde *) bauen. — König Albrecht

*) Das Kloster ist heut zu Tage für arme Unterthanen der Stadt Bern zum Aufenthalt eingerichtet worden, also ein Armenhauß.

war ein Fürst von grossen Gaben, er mißbrauchte sie aber alle. Und so hat er dem teutschen Reiche mehr geschadet, als genützt. Er war in allen, was er unternahm, unglücklich, aber er hatte sich's selbst zuzuschreiben, weil sein Stolz unbiegsam und sein Eifer zu heftig war. Niemand gewann zu ihm Zutrauen, sein Geiz und seine Habsucht verdarben alles. So konnt' es nicht anders kommen, er mußte schlimmer enden, als er begonnen hatte.

Man hätte nun denken sollen, nach dem traurigen Ende Adolfs und Albrechts würde sich kein teutscher Mann auf der ganzen Erde nach der Kayserkrone gesehnt haben; unvermuthet aber fanden sich mehrere Fürsten ein, die darnach strebten. Unter diesen bemerkte man (und der Papst nicht ohne geheimen Unwillen) den französischen König Philipp IV. zwar nicht als einen Bewerber sondern nur als Fürsprecher für seinen Bruder Carl von Valois (Waloa). Sein Plan dabey war ziemlich groß berechnet. Er gedachte das Kayserhaus mit Frankreich auf ewige Zeiten zu vereinigen und ein zweyter Carl der Grosse zu werden. Philipp war ein schlauer Kopf und hatte sein Ansehen, nach dem Tode des Papstes Bonifacius VIII. und dessen Nachfolgers Benedict XI auf die neue Wahl des heil. Vaters gerichtet, so, daß er den Erzbischoff von Bordeaux (Bordo) vorschlug und ihn unter der Bedingung mächtig zu unterstützen gelobte, wenn er seinen Sitz nicht in Rom sondern in seinen Staaten, und zwar zu Avignon (Awingnon) nehmen würde. Clemens V. gieng diese Bedingung ein und

Phi-

Philipp gewann dadurch so viel, daß er alle päpstliche Gewalt in Staatssachen in seine Hände bekam. Der Augenblick, wo er dies zu benutzen vermögend war, kam nun; er steckte sich hinter den Papst, und befahl ihm, als einem gleichsam von ihm Gefangenen und schuldigen Diener, daß er die Chürfürsten dahin bringen möchte, seinen Bruder Carl von Valois zum teutschen König zu wählen. Der Papst versprach zwar seinen Befehl pünktlich zu vollziehen, allein er hatte dieß gar nicht in Willens, sondern bat die Churfürsten ins geheim, daß sie mit der Wahl eilen möchten, damit sich nicht Carl von Valois des teutschen Thrones bemächtigte. Der Churfürst von Mainz, schrieb sogleich eine Zusammenkunft nach Rense *) (ein Städtchen am Rhein, nicht weit von Coblenz) aus. Die Fürsten erschienen und wählten einstimmig den Grafen Heinrich von Lützel, oder Luxemburg, einen Bruder des Churfürsten Balduins von Trier, zum teutschen König, dessen Wahl auch Papst Clemens V. am 26. Jul. 1309 bestätigte.

---

*) Auch Rens, Rees. Bey diesem Orte steht noch ohnfern der Ufer des Rheins der berühmte Königsstuhl, auf welchem ehedem die teutschen Könige und Kayser erwählt oder feyerlich ausgerufen wurden. Er besteht in einem runden Gewölbe von Quadersteinen, das auf 9 Säulen ruht. Man gehet eine steinerne Treppe von 28 Stufen hinauf, durch 2 starke Thüren. Oben sind 7 Sitze für die Churfürsten. Die Bürger zu Rense sind gezwungen, dieses Denkmahl der grauen Vorzeit auf ihre Kosten in baulichen Wesen zu erhalten. Der Coblenzer Magistrat wählt heut zu Tage alle Jahre auf diesem Königsstuhl seine Rathspersonen und Bürgermeister.

Säuberlich. Hatte denn Heinrich Fähigkeiten zum König?

Pastor. O! gewiß. Schon als ein sehr tapferer Turnirritter bekannt, war er zugleich ein strenger, kluger und thätiger Mann, der mit dem festen Entschlusse, das Reich wohl zu regieren und seine Rechte als Regent zu schützen, die Regierung antrat. Daß ihm dieser Vorsatz wirklich Ernst war, zeigte er sehr bald dadurch, daß er, so viele scheele Gesichter auch von Seiten der Gewinner gemacht wurden, die übertriebenen Zölle, welche den Handel zu schmerzlich drückten, aufhob, überall Friedensrichter anordnete, die verpfändeten Reichsgüter wieder einlößte und die Stände der Bürger und Bauern gegen den Uebermuth der Grossen auf das wakkerste schützte. Dieß schien ihm jedoch nicht genug. Er suchte auch sein Haus zu vergrößern, wozu sich jetzt die schönste Gelegenheit in Böhmen zeigte.

Der Besitzer dieses Landes war, wie ich euch schon bey Albrechts Geschichte gesagt habe, Heinrich von Cärnthen. Der Credit dieses Mannes, der die böhmischen Gelder unablässig nach Cärnthen schleppte und überdies das Zutrauen der Landes-Einwohner durch mancherley Bedrückungen gemißbraucht, mithin verlohren hatte, sank endlich so sehr, daß sich die Böhmen, über ihn höchst unwillig, an den teutschen König wandten und ihm für seinen Sohn Johann das Reich antrugen, nur machten sie dabey zur unausschließlichen Bedingung, daß sich Johann mit des letztern bömischen Königes jüngern Schwester, Elisabeth, vermählen müßte. Heinrich VII. gieng diesen Vorschlag ein, und erklärte auf einem Reichstag zu Speyer Heinrich

von Cärnthen der Crone von Böhmen für unwerth, besonders, da er seit 3 Jahren versäumt hatte, die Belehnung mit Böhmen beim Reiche zu suchen. Die Vermählung zwischen Elisabeth (die etwas dick auch viel älter als sein Sohn, aber noch recht hübsch war) und Johann, einem 14 jährigen Jüngling kam zu Stande. Der Herzog Heinrich wollte sich dagegen stämmen, doch Johann drang mit seinen Völkern in das Innere des Landes ein, eroberte den 3 December 1309 die Stadt Prag und ließ sich am 2 Februar des darauf folgenden Jahres von dem Churfürsten in Mainz zum böhmischen König nebst seiner Gemahlinn krönen. Das Königreich Böhmen blieb von der Zeit an über 130 Jahr bey dem Luxemburgischen Hause.

Säuberlich. Es wundert mich aber doch, daß die teutschen Könige Italien auf einmahl ganz ausser Acht liessen.

Pastor. Nur Geduld. Sogleich werden Sie hören, daß Heinrich VII. ganz anders dachte, als seine Vorgänger. — Da der König Reichstag in Speyer hielt, so fanden sich viele Große aus Tuscien und der Lombardey ein, die sich bey ihm über die harten und oft unmenschlichen Bedrückungen beklagten, welche sich verschiedene Factionen (Partheyen,) erlaubten, welche jetzt in Italien ihr Wesen trieben.

Peter. Was waren denn das für Partheyen?

Pastor. Gut! mein lieber Peter, daß ihr fragt! Ich will euch sogleich darauf Rede stehen. Es gab in Italien zwey Hauptpartheyen, die Guelfen und die Ghibellinen. Jene, waren auf der Seite

des Papstes und die letztern hiengen an den Arragoniern in Sicilien, waren mithin deren Gegner, und verfolgten das Haus Anjou in Neapel unaufhörlich. Die Guelfen hatten besonders an König Robert von Neapel eine besondere Stütze, sie suchten mit vereinter Macht die Ghibellinen aus ihren Besitzungen zu verdrängen, doch hatten sie noch die Oberhand in Mayland, Turin, Bergamo, Vicensa, Mantua, Modena, Piacensa und andern Städten Italiens. Der Papst konnte sich nicht wohl in diese ewigen Fehden mischen, weil er fern von dem Schauplatz der Unruhe, (in Avignon) wohnte, aber jetzt ließ er selbst den teutschen König dringend bitten, einen Zug nach Italien zu unternehmen. Seit Friedrich II. Tode, also innerhalb 60 Jahren, war kein teutscher König nach Italien gekommen. Heinrich VII. war vom Schicksal dazu erlesen, ein Pröbchen seiner Tapferkeit in dem Lande der Zwietracht zu liefern, wo schon so viele Proben unglücklich abgelaufen waren.

Säuberlich. Vorher muß ich doch noch etwas fragen: Welche Parthey rief ihn denn dahin? die Guelfen oder Ghibellinen?

Pastor. Die letztere, denn sie war die ungleich schwächere.

Heinrich übergab, mit Einwilligung der Stände, die diesen Römerzug alle, ohne Ausnahme für nothwendig hielten, die Statthalterschaft über das teutsche Reich seinem Sohne, dem böhmischen König Johann, und schickte Gesandten mit der Erklärung nach Italien voraus, daß er nicht komme, irgend eine Parthey zu unterdrücken, vielmehr eile er dem Schauplatz der

Verheerung in der alleinigen Absicht zu, Frieden zu stiften, die Empörer zur Ruhe zu verweisen, seines Reiches Rechte zu schützen und die Freunde desselben, königlich zu belohnen!"

In Lausanne (in der Schweitz am Genfersee) zog er seine Völker zusammen und marschirte dann unter dem lauten Jubel der Volksmenge am 23 Dec. 1310 in Mayland ein, und ließ sich nebst seiner Gemahlin am 6 Januar 1311 die lombardische Krone aufsetzen. Sonst war eine eiserne da gewesen, welche man aber an die Juden versetzt hatte, in der Geschwindigkeit ließ Heinrich eine von Stahl verfertigen und selbige reich mit Brillanten besetzen. Die Italiener hiengen mit vieler Liebe an ihrem neuen Beschützer, diese Liebe aber verwandelte sich bald in tiefen Unwillen, denn da Heinrichs Kasse leer war, so forderte er den Ständen eine ziemlich beträchtliche Kronsteuer ab. Was aber dem Fasse den Boden ausstieß und die Ghibellinen äusserst erbittert machte, war, daß er in ganz Italien kayserliche Vikarien (Leute, die in seiner Abwesenheit das Reich verwalten sollten) einsetzte und dadurch freylich der Herrschaft der Ghibellinen einen gefährlichen Stoß beybrachte. Zudem kam nun noch, daß in Mayland ein gewisser Guido (Quido) von Torre, (der, aber nur zum Schein, dem Kayser ergeben war) die Summe, welche dieser gefordert hatte, doppolt erhöhete und so das Mißvergnügen der Einwohner mehrte. Darüber kam es zu einer förmlichen Empörung. Diesem Beyspiele folgten mehrere italienische Städte. Man mordete, raubte und plünderte. Man scheuete kein Ansehen der Person und mittlerweile der Kayser in Genua überwinter-

te, verjagten die Mayländer ihren Statthalter; die andern Städte thaten ein Gleiches. Am frechsten betrugen sich die Einwohner von Florenz. Diese Stadt hatte sich bereits so mächtig gemacht, daß sie Heinrichs Macht nicht fürchtete, ihn geradezu einen grausamen Tyrannen nannte und ihn ohne Bedenken für einen Feind des Staates erklärte. Heinrich hätte ihr gern seine Kraft fühlen lassen, wenn die ihrige nicht stärker gewesen wäre, als die seinige, indem sich das Florentinische Heer auf 3000 Mann zu Pferde und 40,000 Mann zu Fuß, hingegen Heinrichs Armee nur auf 1500 Reiter und 5000 Mann Fußvölker belief. Dieß alles nicht achtend, gieng er dennoch über Pisa nach Rom, um sich hier zum Kayser krönen zu lassen. Der Bruder des Königs Robert von Neapel lag im Capitolium verschanzt, auch hielt er diejenigen Gegenden der Stadt besetzt, die den Weg zur Peterskirche, wo sich Heinrich krönen lassen mußte, versperten. Dieß war denn auch der Grund, warum Heinrich der Krönung in der Peterskirche entsagen und selbige im Latera annehmen mußte. Dieß geschah am 29 Junius 1312 durch den Cardinalbischoff von Sabina.

Säuberlich. Hinderten denn dies die Neapolitaner nicht —?

Pastor. Wenn sie es vermocht hätten, o ja! Aber die römische Bürgerschaft, die mehr auf Heinrichs als Roberts Seite war, hinderte dies. — Mit der Kayserkrone auf dem Haupte stieg nun Heinrichs Muth. Er faßte den Entschluß, sich Thuszien, als den Mittelpunkt Italiens zu unterwerfen, um auf diese Weise den König Robert und die nun auch aufrüh-

rerisch gewordenen Lombarden von einander zu trennen. In dieser Rücksicht verlangte er Hülfsvölker aus Teutschland. Der böhmische König Johann hielt deshalb am 6. Jan. 1313 einen Reichstag zu Nürnberg, und brachte die Stände in kurzem so weit, daß sie des Kaysers Bitte zu erfüllen versprachen. Johann selbst gelobte dies Heer nach Italien zu führen. Er brach damit auf und gieng über die Alpen. Robert war inzwischen nach dem Urtheil der Rechtsgelehrten zu Bologna als ein Sohn der Bosheit und des Verderbens zum Tode reif und verurtheilt worden, seine Macht mithin so gut wie erloschen, zumahl da der Kayser, während dieß geschah, auch mit dem König von Sicilien ein Bündniß geschlossen hatte und die Pisaner und Genueser mit einer Flotte von 120 Schiffen heranrückten, um dem Robert das Garaus zu spielen! So standen die Sachen, ziemlich gut und beglückend auf des Kaysers Rechnung, als er unvermuthet seinen Tod fand, und Robert, der schon heimlich davon zu gehen und zum König nach Frankreich zu flüchten sich vorgenommen hatte, auf einmahl von allen seinen Beängstigungen befreyete.

Niklas. Sie brachten dem Kayser gewiß wieder einmahl etwas bey!

Pastor. Leider ja! Heinrich hielt sich eben in Buonkompagno (ohnweit Siena in Toskana) auf, als er eines Tages (am 24 Aug. 1313) das Nachtmahl empfieng. Bernhard, ein Dominikaner, von Monte Pulciano, gab ihm die Hostie, welche er vorher, auf Anstiften der Florentiner, vergiftet hatte und . . . der Unglückliche starb unter den unsäglichsten

Schmerzen, aber wahrlich mehr aus Aberglauben. Denn als man ihm ein sicheres Gegengift bot, so schlug er alle Hülfe aus, weil er glaubte, daß die Hostie jede Wirkung des Giftes hindern werde. Er starb im 51 Jahre mit dem Ruhme eines der thatenvollsten Kayser, der je auf dem Teutschen Throne gesessen hatte, weil er keines Generals und keines Ministers bedurft, sondern nach dem Bilde Carls des Grossen für sich allein selbst gedacht und gehandelt hatte. Ein alter Schriftsteller sagt bei dieser Gelegenheit, in ihm sey die Säule aller Grosmuth und Gerechtigkeit und die ädelste Blume Teutschlands gefallen!!

Nach Heinrichs Tode blieb Teutschland wieder 14 ganzer Monate ohne Oberhaupt. In Italien gewannen die unterdrückten Partheyen wieder Muth und auch im teutschen Reiche entstanden zwey solcher Partheyen, die luxemburgische und österreichische, welche das Land mit den gefährlichsten Kriegen bedroheten.

Wenzel. Was hatt' es denn mit diesen Partheyen für eine Bewandtniß?

Pastor. Folgende: Die österreichischen Herzöge, Albrechts I Söhne (Leopold und Friedrich) bemüheten sich aus allen Kräften, die teutsche Krone wieder an das Haus Habsburg zu bringen. Sie hatten viele Stände auf ihrer Seite, denn beyde zeichneten sich durch vorzügliche Tugenden aus.

Säuberlich. Welche Stände waren denn auf ihrer Seite?

Pastor. Unter andern vorzüglich der Erzbischof (Churfürst) Heinrich von Cölln, der rheinische

Pfalzgraf Rudolf, Herzog Rudolf von Sachsen und Markgraf Heinrich von Brandenburg. — Auf der andern Seite stand der böhmische König Johann und sein Oheim, der trierische Churfürst Balduin, welche nicht mit Unrecht befürchteten, daß das Königreich Böhmen, wenn ein Habsburger Kayser würde, in Gefahr gerathen möchte. Sie wünschten deshalb einen wackern Mann, der mit entscheidendem Ansehen gegen die österreichische Macht wirken mögte und fanden diesen in der Person des bayerischen Herzogs Ludwig. Dieser weigerte sich zwar anfangs, Friedrichs Ansprüchen auf die teutsche Krone entgegen zu seyn, weil er wohl wußte, wie sehr er verdiente, König der Teutschen zu werden, aber die beyden Churfürsten, der von Mainz und Trier, wußten seinen Entschluß, nichts gegen Friedrich von Oesterreich zu unternehmen, bald so wankend zu machen, daß er ganz auf die Luxemburgische Parthey übergieng, und versprach, sich um die teutsche Krone zu bewerben. Der Wahltag (19 Okt. 1314) rückte inzwischen heran und beyde Partheyen zogen mit einem sehr ansehnlichen Gefolge nach Frankfurth. Die Luxemburger besetzten vors erste das Wahlfeld, welches in den Vorstädten von Frankfurth lag. Sachsenhausen hingegen, jenseits des Mayns, wurde von den Oesterreichern inne gehalten. Hier wurde am 19 Okt. 1314 Herzog Friedrich von Oesterreich und des andern Tags darauf in Frankfurth Ludwig von Bayern gewählt. Kaum hatte sich der leztere krönen lassen, als er nach Aachen eilte, wo er am 26 Nov. d. J. diese Feyerlichkeit wiederhohlen ließ, Friedrich aber traf in Bonn

(churcöllnische Residenzstadt am Rhein) ein und that das nämliche.

Säuberlich. Auf diese Art hatte also Teutschland wieder zwey Könige?

Pastor. Ja! — die Hauptsache war nun, wer von beyden die freundschaftlichste Unterstützung fand und den andern aus dem Felde schlagen würde. Es war natürlich, daß nun abermahls ein blutiger Krieg entspringen mußte. Dies geschah auch. Er wüthete acht volle Jahre! Friedrich fand in dem Churfürsten von Cölln und dem Pfalzgrafen Rudolf zwey mächtige Beschützer, überdieß besaß er im südlichen Teutschland große Länder, die ihm hiebey trefflich zu statten kamen. Ludwig hatte die Böhmen, Meißner und Thüringer, nebst einem großen Theil des Rheinstroms auf seiner Seite. Es fielen mehrere Unannehmlichkeiten zwischen beyden Partheyen vor, welche zu beschreiben, mich zu weit führen würde, da ich euch noch andere und wichtigere Begebenheiten mitzutheilen habe. Kurz — Ludwig trug den Sieg davon.

Säuberlich. Ich hoffe aber doch, daß Sie uns, lieber Herr Pastor, dies ein Bischen näher erzählen werden.

Pastor. Recht gern. Friedrichs Armee war über 30,000 Mann stark, worunter 5000 Reiter aus Hungarn waren; auf eine nicht geringere Zahl belief sich Ludwigs Macht. Beyde Heere zogen aus dem Elsaß herauf nach Bayern, und lagerten sich bey Mühldorf ohnweit Oettingen, wo es am 28 September 1322 zum Treffen kam. Die Streiter fochten mit

ungewöhnlicher Hitze: lange blieb der Sieg unentschieden; besonders klug und als ein erfahrner Feldherr betrug sich Ludwigs Feldherr (General) Siegfried Schweppermann, dem der Herzog Ludwig die ganze Anordnung des Treffens überlassen hatte, dabey; Friedrich hingegen führte seine Soldaten selbst an und war an den gefährlichsten Stellen in einer schimmernden Rüstung, die ihn auszeichnete, überall gegenwärtig. Schweppermann, der endlich wegen des unentschiedenen Sieges, die Geduld verlohr, fiel endlich auf eine List, die ihn zum Ueberwinder krönte. Er stellte nämlich sein Heer so, daß Wind und Sonne gegen die Oesterreicher kam. Diese waren nun nicht mehr im Stande, vor den Wolken von Staub und vor dem Flimmern der Waffen ihren Feind gehörig ins Auge zu fassen. Ueberdieß sprengte, um ihre Niederlage zu vollenden, der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit 500 Reutern herbey, welche sie fälschlich für eine Verstärkung von Leopold hielten. Nun standen sie mitten inne und waren gleichsam von allen Seiten verrathen. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Flucht. Friedrich selbst, sein Bruder Heinrich und viele von dem österreichischen Adel wurden gefangen. Der erstere wurde in gefängliche Haft nach dem oberbayerschen Schlosse Traunfels gebracht, Heinrich aber von dem böhmischen König Johann verwahrt.

Alle teutsche Herren erkannten den Sieger Ludwig nach diesem Treffen für den alleinigen Besitzer der Krone, um die man sich so lange gestritten hatte. Indessen fand dieser die Ruhe nicht, wie er gehofft hatte,

sie wurde durch den Herzog Leopold und den Papst Johann XXII immerwährend unterbrochen. Jener bewegte Himmel und Erde, seinen gefangenen Bruder zu befreyen, würde aber kaum seinen Zweck erreicht haben, wenn Friedrich, seiner Gefangenschaft müde, nicht selbst die Hand dazu geboten hätte. Er versprach, daß, wenn ihm Ludwig die Freyheit gäbe, er der Krone entsagen und ihm selbst gegen den Papst beystehen wolle. Ludwig gieng dies ein, machte aber zur Bedingniß, daß er, sobald sein Bruder Leopold diese Bedingungen verwerfen würde, er freywillig in sein Gefängniß zurückkehren wolle. Was er geahnet hatte, traf jetzt wirklich ein. Leopold ging nichts ein, wozu sich Friedrich anheischig gemacht hatte. Dadurch wurde der ädelmüthige Friedrich veranlaßt, von freyen Stücken in seine Gefangenschaft zurückzukehren. Dieser Edelmuth blieb von Ludwig nicht ohne Lohn. Er betrachtete den wackern Herzog nicht mehr als seinen Gefangenen, sondern als Bruder und errichtete mit ihm die zärtlichste Freundschaft. Ja! seine Liebe wuchs dermaßen, daß, als er im Jahr 1325 nach Italien zog, mit ihm die Regierung theilte und ihm die Staatsverwaltung von Teutschland übertrug.

Peter. Warum war denn der Papst böse auf den teutschen König? Er hatte ihm ja kein Leid zugefügt?

Pastor. Der Grund dieser Feindschaft lag in dem päpstlichen Sitze zu Avignon. Der heilige Vater war dieserhalb dem Könige von Frankreich zugethan, dem er auch den Besitz der teutschen Krone zu verschaffen strebte. Ueberhaupt war Papst Johann XXII ein gar kleiner Mann von Person, aber ein desto größerer von

Geist. Er suchte nach den Absichten seiner Vorgänger sich die Oberherrschaft im geistlichen und weltlichen Regimente zuzueignen und besonders bey den Kayserwahlen seine Rechte geltend zu machen. Sein Augenmerk richtete er besonders auf das italische Reichs-Vikariat. Er schickte auch deshalb einen Legaten nach Rom, der sich, auf seinen Befehl, der strengsten Mittel bediente, um das halb erloschene päpstliche Vikariat wieder zu erneuern und zu begründen. Dagegen stämmte sich der mayländische Statthalter Galeazzo Viskonti und bat den König Ludwig um Hülfstruppen. Dieser schickte ihm auch wirklich 800 Reuter zu. Darüber wurde der Papst wütend. Er ließ, um Ludwig seine Rache entgelten zu lassen, am 8 Oktober 1323 an die Kirchthüren zu Avignon öffentlich einen sogenannten Prozeß wider ihn anschlagen, worinnen er verlangte, daß er, indem er ohne Genehmigung des päpstlichen Stuhls die Regierung angetreten habe, dieselbe nicht nur binnen drey Monaten niederlegen, sondern auch alles, was er in Reichssachen gethan habe, förmlich widerrufen solle. Thät' er dies nicht, so sollte er in den Bann gethan und alle Fürsten des teutschen Reichs ihres Eides und ihrer Pflicht entlassen seyn.

Hans. Was that denn da Ludwig?

Pastor. Er antwortete dem Papst in den mildesten Ausdrücken, nämlich, daß er diesen seltsamen Forderungen ohnmöglich Genüge leisten könnte, sondern daß er sich bey so bewandten Umständen lediglich auf eine Kirchenversammlung berufen müsse. Diese Antwort brachte den heiligen Vater, der doch nach dem Beyspiele Jesu fein sanftmüthig bleiben sollte, vollends

in Harnisch. Er sprach sogleich den Bann über ihn aus, erklärte seine Königswahl für ungültig und ihn selbst seiner Erblande für verlustig. Dieß harte Benehmen des Papstes hinderte jedoch Ludwig nicht im mindesten, nach Italien aufzubrechen, sich in Mayland die lombardische Krone aufzusetzen und dann auch nach Rom zu gehen, wo er einen Franziskaner, Peter Reinalluc-ci von Corvara in Abruzzo, unter dem Namen Nikolaus V zum Gegenpapst ernannte, von dem er als Kayser gekrönt wurde. Dadurch erhielt er den ganzen Franciskaner-Orden auf seine Seite, der ihm auch in seinen Schriften, wo er den Papst Johann einen Kezzer und Antichrist nannte, treflich beystand.

Säuberlich. Hatte denn Friedrich seine Freyheit wieder erhalten?

Pastor. Ja! den 7 September 1325 wurde zu München ein Vergleich geschlossen, nach welchem Friedrich auf freien Fuß kam, und den Titel eines römischen Königes erhielt. Da aber die Churfürsten in diesen Vergleich nicht willigen wollten, kam ein neuer zu Ulm (6 Jan. 1326) zu Stande, nach welchem Ludwig Italien, Friedrich hingegen Teutschland regieren sollte. Indessen starb der Herzog Leopold, an dem Friedrich nicht nur einen Bruder, sondern auch seinen Freund und seine Stütze verlohr. Friedrich überlebte seinen Bruder nicht lange, er starb schon im Jahr 1330.

Säuberlich. Was machten denn die Schriften der Franziskaner, worinnen sie Johann einen Ketzer nannten, für Eindruck auf den Papst?

Pastor. Nicht den besten! Seine Wuth wurde nur vermehrt, wozu Ludwigs Betragen, das hier ei-

ner Erwähnung verdient, nicht wenig beytrug. Ludwig nämlich, den das römische Volk, als er in die Stadt einzog, mit lärmender Freude empfieng, ließ dasselbe auf den Platz vor der Peterskirche zusammenberufen. Hier saß er in der vollen Pracht seiner Würde auf einem Throne und ließ durch einen Herold eine Klage gegen den Papst Johann, den er schlechtweg den Priester von Cahors (einer Stadt in Gaskogne) nannte, erheben, zugleich wurde von eben diesem die Frage aufgeworfen, ob jemand vorhanden sey, der diesen Priester, welcher sich den Nahmen Papst Johann XXII beygelegt habe, zu vertheidigen gedenke? Aber niemand suchte dies. Hierauf verdammte Ludwig den h. Vater als einen Erzketzer und Majestätsverbrecher, erklärte ihn ferner des römischen Stuhls für verlustig und übergab ihn dem weltlichen Gerichte zur Strafe.

Wenzel. Konnte sich denn der neue Papst behaupten?

Pastor. Anfänglich gieng es ziemlich gut, aber sein Hofstaat griff bald so tief in Ludwigs Schatulle ein, daß dieser sich genöthigt fand, Rechte, Aemter und andere Privilegien um große Summen zu veräußern. Aber er hatt' es nicht blos mit dem Papst zu thun, der erschöpfte Geldvorrath hatte auch auf sein Heer den nachtheiligsten Einfluß, welches in kurzen nichts mehr zu leben hatte; mithin sah sich Ludwig gedrungen, Plünderungen im Staate zu erlauben, und um seine Härte zu vollenden, schrieb er sogar eine Kronensteuer von 30,000 Goldgülden aus. Darüber kam es zu einer allgemeinen Empörung, die bald so heftig um sich griff, daß Ludwig selbst seines Lebens nicht mehr

sicher war und sich am 4 Aug. 1328 plötzlich aus Rom flüchtete. Sein Papst folgte ihm. Die Noth trieb beyde vorwärts, Ludwig schlüpfte in die Lombardey, wo er aber ebenfalls nicht lange sicher war.

In solchen verzweifelten Umständen sah er sich nothgedrungen, mit seinen Vettern, den Söhnen des Pfalzgrafen Rudolfs, deren Länder er bisher inne gehabt, zu Pavia (am 3 August 1329) einen Vertrag zu errichten, nach welchem er zwar Bayern ferner behielt, von den beyden noch lebenden Söhnen Rudolfs aber dem zweyten, Rudolf, die Oberpfalz, dem dritten, Ruprecht dem ältern, die pfälzischen Länder jenseits des Rheins und des verstorbenen ersten Sohnes einzigen Sohn, Ruprecht dem jüngern, die rheinische Pfalz nebst dem Heidelbergischen Gebiete zugetheilt wurden. Die Bedingungen dabey waren, daß kein Theil seine Besitzungen an andern verkaufen, versetzen oder vertauschen dürfe; in der Churwürde sollte der bayersche Stamm mit dem pfälzischen wechseln und bey dem Abgange des einen der andere in dessen Länder nachfolgen.

Nach Friedrichs Tode bestand Papst Johann aufs neue darauf, daß Ludwig die Regierung niederlegen sollte. Ludwig weigerte sich, diesem Befehl nachzuleben, wie immer. Dieß veranlaßte den Vater Papst, gegen ihn eine Bulle (ein päpstliches Schreiben) ergehen zu lassen, worinnen er alle diejenigen verdammte, die ihn als Kayser, seinen Sohn Stefan als Markgrafen von Brandenburg und Nikolaus V. als Papst anerkennen würden. Um seine Absichten durch-

durchzusetzen, wiegelte er die Brüder des verstorbenen Friedrichs auf, von denen Otto ein Heer von 20000 Mann zu Fuß und 1400 zu Pferde aufbrachte. Colmar (in Oberelsas) wurde belagert und Ludwig fing an, den Muth zu verlieren. Indessen schlug sich der böhmische König Johann ins Mittel und brachte am 6 Aug. 1330 einen Vergleich zu Hagenau (in Niederelsas) zu Stande, der allen bisher obgewalteten Streitigkeiten zwischen Ludwig und den österreichischen Herzögen auf immer ein Ende machte. Die österreichischen Herzöge erhielten zur Entschädigung die Reichsstädte Breysach, Schafhausen, Rheinfelden und Neuburg.

Ludwig athmete freyer, als Papst Johann starb; die Hofnung, daß nun sein Glück, nach langen ihn umringenden Gefahren, die er bisher unverschuldet und zwar von Seiten der Kirche erduldet hatte, ungestöhrt genüßen würde, stärkte ihn um so mächtiger, da Johanns Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle, Benedikt XII. ein gerechter, ädler, menschenfreundlicher Mann war, von dem er alles, besonders aber Ruhe und Frieden, mit Recht erwarten konnte. Er würde sich auch gar nicht getäuscht haben, wenn der Papst in Rom und nicht in Avignon gehaußt hätte, aber grade dieser Ort, wo er nur ein Ball in den Händen der Könige von Frankreich war, die unermüdet auf den Besitz der kayserlichen Krone sannen, vereitelte alle seine Hoffnungen. Anfänglich zwar schien alles gut ablaufen zu wollen; der Kayser schickte Ge-

sandten nach Avignon, welche Benedikt sehr artig aufnahm und ihren Herrn als den ädelsten Regenten der Erde prieß. Aber kaum hörten dies die Könige von Frankreich und Neapel, als sie den Papst so lange mit Schmeicheleyen und Ueberredungen zusetzten, daß er die Gesandten ohne die gewöhnliche Seegnungen nach Hauße ziehen ließ. Der Kayser wurde dadurch nicht abgeschreckt, sondern schickte nochmahls (am 28 Okt. 1336) eine Gesandtschaft nach Avignon, ließ den Papst versichern, daß er die Reinheit seiner Grundsätze zu jeder Stunde vertheidigen, und, habe er anders gefehlt, seine Verbrechen durch jede Buße wieder gut machen wolle. Er hatte dies Schreiben so rührend und herzlich abgefaßt, daß sich der Papst bey Lesung desselben der Thränen nicht erwehren konnte. Gewiß, dieser menschenfreundliche Papst hätte gern alles gethan, um dem Kayser seine Liebe zu versichern; aber Philipp IV. (König von Frankreich) dachte nicht so wie er und verwarf alle milde Gesinnungen.

Ludwig schrieb nun eine Kirchenversammlung nach Speyer aus und übergab hier seine Sache den Bischöffen, welche über die besten Mittel zu seiner Aussöhnung mit der Kirche nachdenken sollten. Die Bischöffe stellten dieß alles dem Papste auf die wehmüthigste Art vor, aber sein Ausspruch blieb der alte: Ludwig sey der Ketzerey angeklagt u. s. w. Jedoch ließ der Papst den Gesandten sehr deutlich merken, daß er für seine Person nicht das geringste gegen den Kayser habe, daß er aber hier nicht handeln könne,

wie er wünſche, weil die Könige von Frankreich und Neapel anders dächten, als er!

Dieſe Antwort erregte allgemeinen Unwillen; Um kurz von der Sache zu kommen, wurde ein allgemeiner Reichstag nach Frankfurth ausgeſchrieben, zu dem alle Fürſten, und alle Edelleute, ſogar die Bürger des teutſchen Reichs geladen wurden. Der Kayſer erſchien ſelbſt und erzählte der Reichsverſammlung nicht ohne Rührung, welche Mishandlungen er ſeit dem Antritt ſeiner Regierung von den Päpſten habe erdulden müſſen. Zugleich legte er ſein apoſtoliſches Glaubensbekenntniß ab, um zu beweiſen, wie weit er von aller Ketzerey entfernt ſey. Am Ende forderte er alle Reichsſtände auf, mit ihm ſeine und des Reichs Rechte gemeinſchaftlich zu ſchützen. Man beehrte ſeine Offenheit von allen Seiten mit den verdienteſten Lobeserhebungen und nannte ihn einſtimmig einen wackern, ädeln und vortreflichen Mann. Damit waren aber die Churfürſten noch nicht zufrieden. Sie fanden durch die Anmaſſungen des franzöſiſchen Königs ihre Würde beſonders gekränkt und begaben ſich 1338 nach Renſe, wo ſie ihre Vorrechte, einen teutſchen König ohne irgend jemandes, ſelbſt ohne Hinzuziehung des Papſtes, zu wählen, zu vertreten und aufs neue veſt zu begründen hoften. Hier wurde denn am 15. Jul. 1338 das berühmte Bündniß (das unter dem Nahmen des erſten Churvereins in der Geſchichte bekannt geworden iſt) zu Stande gebracht. Es galt als ein Reichsgrundgeſetz, wodurch das teutſche Reich für völlig unabhängig erklärt wurde. Dadurch war denn die päpſtliche Macht über das teutſche Reich auf einmahl dahin und iſt es auch geblieben bis auf den heutigen Tag!

Ludwig kam, nach diesen Vorfällen, durch seine eigene Schuld bald in neue Verlegenheit. Ihm hatte nämlich schon lange die Grafschaft Tyrol, die, wenn er sie besaß, ihm einen gebahnten Weg aus seinen Erblanden nach Italien öfnete, in die Augen gestochen. Die Innhaberinn derselben, Margaretha, eine Tochter Heinrichs von Kärnthen, in der Geschichte nur die Maultasche genannt (weil sie ein großes Maul hatte und ohne Aufhören plapperte) wollte von ihrem Gemahle, einem Sohne des böhmischen Königes Johann, geschieden seyn. Der Kayser ergriff, auf Tyrol denkend, diese Gelegenheit mit Freuden und schlug ihr seinen Sohn Ludwig, Markgraf zu Brandenburg zum Gemahl vor, der, ohngeachtet er ihr gefiel, eigentlich nie mit ihr verbunden werden konnte, weil sie im dritten Grade seine Verwandte war. Von dem Papste, der die alte Ehe trennen und die neue bestätigen konnte, war so etwas gar nicht zu hoffen, weil er auf den Kayser zürnte. Ludewig half sich also selbst, und steckte sich hinter einen Bischof von Freysingen, welcher auch wirklich nach Tyrol aufbrach, um jene Ehe zu trennen, allein dieser hatte auf dem Wege dahin, das Unglück, den Hals zu brechen. Dieser Unfall bestimmte den Kayser, das Ehepaar nach eigner Gewalt zu scheiden. Sein Sohn heyrathete nun Margarethen und kam unter dem Nahmen eines Herzogs von Kärnthen und Krain in den wirklichen Besitz von Tyrol. Durch dieses sich selbst verschafte Recht verlohr der Kayser auf einmahl allen Credit, man tadelte seinen vorlauten Schritt mit bittern Ausfällen auf seine Würde, nannte ihn einen Stöhrer der bürgerlichen Ruhe und einen Uebertreter der christlichen Gesetze, inzwischen die ganze Luxemburgische Parthey für einen solchen Schimpf und Verlust Rache und Genugthuung suchte. Zum Unglück für den Kayser starb Benedikt XII. am 25. Aprill 1342 und sein Nachfolger, Peter Roger von Limoges, (Hauptstadt der franz. Landschaft Limosin) der unter dem Nahmen Clemens VI. als ein stolzer, wollüstiger und mit dem französischen König wohleinverstandener Mann die dreyfache Crone empfieng, wiederhohlte nun (am 12 Aprill 1343) alle Prozesse Johannes XXII, belegte ihn neuerdings mit dem geistlichen Bannstrahle und lud ihn als den gröbsten Verbrecher vor seinen Richterstuhl. Damit noch nicht zufrieden, wandt' er überdem alle Mittel und alle Beredsamkeit auf, die Churfürsten zu einer neuen Königs-Wahl zu bewegen. Die Churfürsten, durch jenen Schritt des Kaysers in Betreff der Ehescheidung Margarethens auf Ludwig aufgebracht, wollten sich dasmahl wirklich in des Papstes Absichten fügen und zu Rense eine neue Zusammenkunft veranstalten, aber

Ludwig, der in dieser ganzen Sache den Phillippischen Haß erkannte, drohete dem König von Frankreich mit neuen Bündnissen, und dieser, dadurch muthlos gemacht, suchte den Papst zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen. Clemens mußte hier freylich tanzen, wie der französische König pfif, er ließ sich also bereden, Ludwigen von dem Banne zu befreyen, entwarf aber so harte Bedingungen, daß dadurch nicht nur der Kayser sondern auch alle Freyheiten des Reichs sehr beschränkt wurden.

Ludwig hielt deshalb zu Frankfurth im September 1344 einen Reichstag, auf welchem die Stände einmüthig beschlossen, daß jene von dem Papst gemachten Bedingungen ohnmöglich erfüllt werden könnten, daß sie ihm aber den letztern übereilten Schritt in Margarethens Ehescheidung vergessend, aufs neue kräftig beystehen wollten. Auch die Churfürsten billigten diesen Beschluß und wollten, um ihn wirksam zu machen, in Rense zusammenkommen. Schon athmete Ludwig freyer, als auf einmahl der böhmische König erschien und ihm in Anwesenheit der Reichsstände die heftigsten Vorwürfe machte; ihn einen unbeständigen, schwachen, ehrgeizigen, ländergierigen Mann nannte, ihn der Zerrüttung des teutschen Reiches beschuldigte und endlich, seinen Sohn, den Markgrafen Carl von Mähren, zum König der Teutschen vorschlug. Was sollte Ludwig thun? Er sah ein, wie bey jeden Worte des böhmischen Königes seine Anhänger und auch die Churfürsten mehr von ihm abwichen, aber um nicht alles mit einem Streiche zu verliehren, verstand er sich nun zwar zur Niederlegung seiner Würde, schlug aber seinen eigenen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg zu seinen Nachfolger vor. Da nun hierinnen offenbahr sein Ehrgeiz zum Grunde lag, so verdarb er mit diesem Vorschlag vollends alles. Das Mißvergnügen der Churfürsten verdoppelte sich, sie schlugen sich völlig auf des böhmischen Königs Seite, und im Frühling des Jahrs 1345 fielen die Böhmen in des Kaysers Länder ein, wobey auch seines Sohnes Länder nicht verschont blieben. Bey diesen traurigen Ereignissen suchte Ludwig Schutz in England und fand ihn. Eduard stand ihm, alle seine wortbrüchige Handlungen vergessend, treflich bey, schloß zugleich mit den Polen und Hungarn und andern Fürsten Bündnisse und fiel ebenfalls in Böhmen ein. Die Aussöhnung blieb nicht aus. Der Markgraf Ludwig von Brandenburg behielt seine Gemahlinn und die Grafschaft Tyrol, trat aber dagegen die beyden Markgrafschaften Görlitz und Bautzen, wie es hieß, auf ewige Zeiten an Böhmen ab. Heut zu Tage gehören sie dem Churfürstenthum Sachsen.

Indessen ruhete der Papst immer noch nicht, sich an dem Kayser zu rächen. Die Gelegenheit hiezu fand sich bald. Der Kayser nämlich war immerwährend darauf bedacht, sein Haus zu vergrößern. Es glückte ihm dies auch, denn als sein Schwager Wilhelm IV. von Holland in einem Feldzuge wider die Friesen erschlagen wurde und keine Kinder hinterließ, so fielen an ihn Hennigau, Friesland, Holland und Seeland. Als nun aber nach der Ermordung des Königs Andreas von Neapel dessen Bruder, König Ludwig von Hungarn auf dieses Königreich Anspruch machte und sich deshalb mit dem Kayser und mehrern teutschen Fürsten verband, so gerieth der Papst in nicht geringe Unruhe, er fürchtete nicht ohne Grund, daß das kayserliche Ansehen zu einer fürchterlichen Höhe steigen und dagegen die päpstliche Macht in Italien, von jener bedrohet, sinken möchte. Dieß zu verhindern, beschloß er aufs neue die Absetzung Ludwigs und brachte an seiner statt den Markgrafen Carl von Mähren, den einen Sohn des Königs Johann in Böhmen und den Neffen des trierschen Erzbischoffs (Churfürsten) Balduin in Vorschlag. Um diesen Vorschlag mit allen Strahlen seiner gewaltigen Macht zu begleiten, belegte er den Kayser zugleich mit einem gräßlichen Bannfluche, den er am 13 Aprill 1346 auf ihn niederschleuderte. Dieser Bannfluch ist einer der schaudervollsten, den je ein Heiliger auf dem päpstlichen Stuhle ausgesprochen hat.

Perls. Können Sie uns wohl etwas davon mittheilen?

Pastor. O! ja! „Wir bitten die göttliche Allmacht (heißt es unter andern darinnen) daß sie Ludwigs von Bayern Wahnsinn zu Schanden mache, seinen Stolz zerschmettre, ihn durch die Kraft ihrer Rechte niederdrücke und in die Hände seiner Feinde hingebe. Er fall' in einen Abgrund, wo er's am wenigsten glaubt; wenn er ausgeht, verfolg' ihn der Fluch und wenn er eingeht, nicht minder; Der Herr treff' ihn mit Rasereÿ und Blindheit. Blitze müsse die Gerechtigkeit des Himmels auf ihn regnen, des allmächtigen Gottes Zorn und seiner Heiligen, deren Kirche er zerstöhren will, brenne über ihn jetzt und ewig, die ganze Welt waffne sich über ihn, die Erde öfne sich und verschling' ihn lebendig! Sein Nahme sterb' im ersten Glied, sein Andenken schwinde von hinnen! Alle Elemente seyen ihm feind! Sein Wohnung werde zur Wüste!"

Kaum vernahm der Markgraf Carl von Mähren des Papstes Wunsch, als er sich mit seinem Vater, dem böhmischen König nach Avignon verfügte und dort alles genehmigte, was Klemens von ihm verlangte. Darauf suchte der heilige Mann mit der schwärzesten Bosheit, deren er nur fähig war, den

unschuldigen Kayser bey dem Adel und Volke so verhaßt als möglich zu machen.

Dem Adel bewies er, daß der Kayser durch eine zu strenge Handhabung des Landfriedens alle seine Vorzüge aufgehoben habe. Die Städte wurden auf die drückenden Abgaben und Steuern aufmerksam gemacht; die andern Volksklassen aber faßte er bey der schwächsten Seite, bey ihrem Aberglauben und stellte ihnen vor, daß Ludewig ganz gegen den Befehl der h. Schrift, das von Gott verworfene Volk, die Juden, schütze. Es konnte gar nicht fehlen, er mußte seinen saubern Zweck erreichen. Zu dem kam nun noch, daß er allen denen, welche ihren Kayser verliessen, den Ablaß auf viele Jahre und das Versprechen ewiger Seligkeit ertheilte. Man konnte ja auf keinem leichtern Wege zum Himmel gelangen. Demohngeachtet hatte der Kayser noch einen mächtigen Beystand in der Person des Churfürsten von Mainz. Aber auch damit war der Vater Papst bald aufs Reine. Er setzte ihn ab und ernannte an seiner statt einen jungen Graf von Nassau. Dieser mußte sogleich auf Befehl seines hohen Beschützers einen Wahltag nach Rense ausschreiben, auf welchem in Beyseyn mehrerer Fürsten Ludwig verworfen, seiner Würde völlig entsetzt und am 11 Jul. 1346 der Markgraf von Mähren, Carl, zum teutschen König erwählt wurde.

Kaum erfuhr der Kayser, daß die Reichsstände diesen Schritt des Papstes mit dem bittersten Tadel belegten, als er mit wachsendem Muthe einen Reichstag zu Speyer ausschrieb, auf dem er die Zusammenkunft in Rense für eine Zusammenkunft von Empörern gegen das Oberhaupt des teutschen Reichs erklärte. Selbst die Anhänger Carls sahen in der Folge seine Wahl nicht für rechtskräftig an und verliessen ihn. Die Stände versprachen aufs neue, den Kayser zu schützen. Dieß war die Ursache, warum die Stadt Aachen, als Carl sich hier zum König krönen lassen wollte, die Thore verriegelte. Auch in Lüttich gieng es ihm nicht besser, und da er endlich den Muth verlohr, je etwas auszurichten, so floh er gar aus Teuschland und nach Frankreich, wo er dem König Philipp gegen den König von England zu dienen versprach. Dieser nahm zwar seine Hülfe an, doch sie war für ihn ganz ohne Nutzen, da er in der Schlacht bey Cressy (kleine Stadt in der franz. Landschaft Brie) am 16 Aug. 1346, in welcher sein Vater getödtet wurde, drey Wunden empfieng, die ihn zur Flucht zwangen. Nun kam er zwar nach Teutschland zurück und ließ sich von dem Churfürsten zu Cölln in Bonn am 25 Nov. 1346 krönen, gieng aber bey Nacht und Nebel nach Böhmen, um von dort aus, nach Clemensens Geheiß, Tyrol wegzunehmen. Mit

den päpstlichen Kriegsvölkern nahm er Trident ein und belagerte, in Abwesenheit des Markgrafen, Margarethen in dem Schlosse Tyrol, unvermuthet aber zog der letztere herbey und Carl marschirte ab, ohne etwas gewonnen zu haben. Auch gewann er nie etwas so lange Ludwig lebte, weil auf dessen Seite immer die stärkste Parthey blieb. Dieser starb endlich bey dem Kloster Fürstenfeld nicht weit von München am 11. Okt. 1347. in den Armen seiner Diener auf der Jagd, nachdem er bey einer Mahlzeit wahrscheinlich vergiftet worden war, im 63 Jahre seines höchst unruhevollen Lebens. Ludwig war ein Mann von großen Eigenschaften der Seele, um aber wirklich groß zu seyn, fehlt' es ihm nicht sowohl an Muthe, etwas zu wagen, als an Beharrlichkeit in seinen Unternehmungen. Er war der letzte unter den Kaysern, den die Päpste mit dem Bannfluche belegten.

Es thut mir leid, so endete jetzt der Herr Pastor seine Erzählung, daß ich heute, lieben Freunde! unsere Unterhaltung abbrechen muß. Morgen ist, wie ihr wisset, ein Festtag, wo ich neuer Kräfte zur Pflegung meines heiligen Amtes bedarf. Ich muß also für diesmahl früher, als gewöhnlich, abbrechen. Zügelt eure Neugierde bis zum nächsten Sonntag, dann sollt ihr das Weitere erfahren.

Freundlich, wie immer, erhob er sich und die Versammlung ging, als er ihr eine gute Nacht gewünscht hatte, wohlgemuth auseinander. *)

---

*) Leider hindert mich der Raum, diesen Perioden ganz zu beendigen. Ich muß deshalb meine Leser um Geduld bis zum 3ten Bande bitten, der nicht lange aus bleiben soll.

Ende des zweyten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bornschein, Johann Ernst Daniel,

Geschichte unsers teutschen Vaterlandes von seinem Entstehen bis auf unsere Zeiten ; ein Lesebuch zunächst für den Bürger und Landmann, dann auch für Schulen brauchbar
Bd.: 2

Lobenstein (1803)

Germ.g. 47 m-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015385-3